Werk D — die Hefte

Band 5

Mein Neustettiner Land 2013–2014

Unveränderter Nachdruck der Hefte in Originalgröße oder vergrößert · V0.5

Inhalt

Heft	Umfang	Seite
Mein Neustettiner Land 2013, Heft 1	101 S.	3
Mein Neustettiner Land 2013, Heft 2	103 S.	104
Mein Neustettiner Land 2014, Heft 1	104 S.	207
Mein Neustettiner Land 2014, Heft 2	135 S.	311

Mein Neustettiner Land

Ausgabe 1 · August 2013



Rückseite der Pestsäule auf dem katholischen Friedhof in Tempelburg / Czaplinek



Die Pestsäule erinnert an eine schlimme Pocken- und Typhusepedemie im Jahre 1868.

Liebe Landsleute!

Der erste Höhepunkt für den Heimatkreis Neustettin war in diesem Jahr die Errichtung und Einweihung eines Gedenksteins in Neustettin am 4. April. Die Gelegenheit hierzu bot sich anlässlich der Feier des 100 jährigen Bestehens des Schulgebäudes für die Schüler des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums, dieser für Neustettin und den Südostteil Pommerns so bedeutenden Schule.

Die Vorsitzende des Vereins der ehemaligen Schülerinnen und Schüler, Frau Gesine Reinstrom aus Nordenham, hatte zusammen mit Ihren Vorstandskollegen einen sehr schönen rosa Granitstein ausgewählt, der mit einer kurzen Inschrift an die mehr als 300-jährige Geschichte des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums erinnert.

Dieses Schulgebäude war kurz nach der Fertigstellung der zweiten Nikolaikirche in Angriff genommen worden und war geschickt in das Bild der Stadt am Streitzigsee hineinkomponiert worden. Trotz der Größe des Baus wirkt es im Gesamtbild nicht störend. Die repräsentative Längsseite steht im rechten Winkel zur Uferlinie, lässt aber Platz für die Promenade. Die Schule begrenzt im Nordwesten den Rosengarten und den Mozartplatz. Auf der östlichen Seite stößt sie auf die Stellterstraße und weist hin auf die beiden Klinkerbauten, das ehemalige Direktorhaus (heute beherbergt es einen Kindergarten) und das Haus für den Hausmeister (heute bewirtschaftet von einer Pierogarnia). Das Schulgebäude selbst trägt einen hellen Verputz mit einer zurückhaltenden, vornehmen Ornamentik. Der Haupteingang in der Längsseite – dem Schloss gegenüber – ist sehr markant und trägt die lateinische Inschrift: Der Jugend gewidmet.

An einem winterlichen, nasskalten und ungemütlichen Tag wurde also von Frau Reinstrom, einigen ehemaligen Fürstin-Hedwig-Schülern und unter freundlicher Teilnahme des Direktors des heutigen Elisabeth-Lyzeums, Herrn mgr Jerzy Kania, und einiger Lehrer und Schüler das Denkmal enthüllt und eingeweiht. Es steht an der Südwestseite des Schulgebäudes, in Sichtweite des Eingangs und des Kaulfuß-Denkmals, geschützt durch eine Umzäunung.

Die Inschrift lautet:

IN MEMORIAM
FÜRSTIN-
HEDWIG-GYMNASIUM
Gimnazjum
im. Księżnej Jadwigi
1640
Verein der ehemaligen Schüler
Stowarzyszenie byłych Uczniów
2013

Frau Reinstrom schenkte Herrn Direktor Kania als Dank und zur Erinnerunga»WahreGeschichte«n diesen Tag einige Ausgaben der deutsch-polnischen Zeitschrift ›DIALOG‹ und knüpfte daran die Anregung, von dieser Schule ausgehend in Szczecinek eine polnisch-deutsche Gesellschaft zu gründen.

Solch eine polnisch-deutsche Gesellschaft oder solch ein Verein liegt mir schon lange am Herzen. Es wäre schön und richtungweisend, wenn die über mehrere Jahre hinweg entstandenen guten Beziehungen zwischen Deutschen und Polen in Szczecinek und Umgebung in solch einer Vereinigung gebündelt, weitergeführt und intensiviert würden. Die Einweihung dieses Gedenksteins wie auch des Denkmals für unsere Toten im Jahr 2008 sind ein Beleg für diese guten Beziehungen. Diese letzte Einweihung war für uns ein guter Start ins Jahr 2013.

Eine Aufgabe des Heimatkreisausschusses (HKA) in diesem Jahr war es, zwei Treffen zu organisieren, das 2. Historiker-Treffen in Neustettin über das Thema HEIMAT und das Patenschafts- und Heimattreffen für Stadt und Kreis Neustettin in unserer Patenstadt Eutin.

Das erste Historiker-Treffen hatte Mitte Juni 2011 stattgefunden – genau 20 Jahre nach Abschluss des polnisch-deutschen, deutsch-polnischen Freundschaftsvertrages. Dieser Vertrag soll helfen, zwischen den Nachbarn ein gutes, vertrauensvolles Verhältnis zu fördern. Das 1. Treffen 2011 war ein Erfolg gewesen, und die Stadt Szczecinek als Veranstalter hatte beschlossen – und wir vom HKA hatten dem zugestimmt – diese Konferenz alle zwei Jahre zu wiederholen. Das 2. Treffen sollte demnach im Juni 2013 stattfinden.

Die Stadt Szczecinek hatte für diese Veranstaltung EU-Gelder eingeworben, und ihr waren mit dieser Veranstaltung als Vehikel ebenfalls EU-Gelder für einen Umbau des Philippsbaus des Neustettiner Schlosses in ein Kongress-Hotel bewilligt worden.

Zügig begann man mit Planung und Umbauarbeiten, musste aber sehr bald erkennen, dass man bis Juni 2013 nicht fertig werden würde. Ein neuer Termin für die **2. Historiker-Konferenz** wurde festgesetzt: **12. bis 15. September 2013.**

Frühling

Nun ist er endlich kommen doch
In grünem Knospenschuh;
»Er kam, er kam ja immer noch«
Die Bäume nicken sich's zu.

Sie konnten ihn all erwarten kaum,
Nun treiben sie Schuß auf Schuß;
Im Garten der alte Apfelbaum,
Er sträubt sich, aber er muß.

Wohl zögert auch das alte Herz
Und atmet noch nicht frei,
Es bangt und sorgt: »Es ist erst März,
Und März ist noch nicht Mai.«

O schüttle ab den schweren Traum
Und die lange Winterruh:
Es wagt der alte Apfelbaum;
Herze, wag's auch du.

THEODOR FONTANE (1819 –1898)

Das brachte mich auf die Idee, Historiker- und Heimattreffen zu verknüpfen, in der Hoffnung, damit beiden Veranstaltungen und damit ihren Besuchern gedient zu haben. Da hatte ich aber meine Rechnung ohne meine Kreis Neustettiner gemacht. Eine Reihe von ihnen ließ sich nicht von den Stolpern und Stargardern anstecken, wie diese pommerschen Nachbarn ihr Heimattreffen in der alten Heimat zu besuchen, sie pochten auf ein Patenschafts- und Heimattreffen in Eutin.

Schnell schalteten wir um und versuchen nun, alle zufrieden zu stellen:

Vom 12. bis 15. September 2013 wird das 2. Historiker-Treffen in Neustettin stattfinden (die Fa. Radmer aus Hohenwestedt bietet hierzu eine Busreise nach Neustettin vom 10. bis 17. September 2013 an), und vom **27. bis 29. September 2013** treffen wir uns zum traditionellen **Patenschafts- und Heimattreffen in Eutin,** allerdings nicht mehr in den gewohnten Schlossterrassen (sind im Umbau), sondern im Brauhaus am Markt. Wir möchten somit Ihre Wünsche erfüllen und hoffen, Sie bei der einen oder anderen Veranstaltung (oder bei beiden ?!) zu treffen und wiederzusehen.

Wir wünschen Ihnen nach dem langen Winter und dem mit schönem Wetter recht sparsamen Frühling einen schönen, *endlich mal wieder richtigen Sommer!*

Ihr Dr. Siegfried Raddatz

Daten zur Tempelburger Geschichte

Auszug aus der Zeittafel von Lothar Raatz, 1983

2. bis 6. Jh.	Abwanderung der ostgermanischen Stämme aus dem pommerschen Siedlungsraum. Beginn der slawischen Einwanderung
ab Mitte 10. Jh.	Erste Versuche, ein polnisches Reich zu errichten unter Mieszko I.
1181	Kaiser Friedrich I, (Barbarossa), belehnt den Herzog Bogislaw I. mit Pommern.
1231	Die brandenburgischen Markgrafen erhalten die Oberlehnshoheit über Pommern.
1278	Nach dem Tod des Herzogs Barnim I. von Pommern verschiebt sich die Grenze zwischen Polen und Pommern nach Norden. Das Kroner und das Tempelburger Land werden Grenzland, Kraina
1286 21. Nov.	Herzog Przemyslaw II. von Großpolen übergibt das Land an der Drage und am Dratzigsee dem Orden der Tempelritter, erste Erwähnung
1290	Die Tempelritter verlegen die Komturei von Krone nach Tempelburg.
1291	Erste Erwähnung der ›Tempelborch‹
1291 13. Nov.	Der Präzeptor des Ordens (von Eberstein) einigt sich mit dem Bischof von Posen über die Ansiedlung von Kolonisten (Zehntvertrag).
um 1300	Das Land kommt unter die Landeshoheit der Askanier (Mark).
1301	Erste urkundliche Erwähnung von Burg und Stadt als ›civitas Tempelburgiensis‹
1312	Markgraf Woldemar erreicht, dass der Posener Bischof auf den ›Zehnten‹ verzichtet.
1312 2. Mai	Papst Clemens V. löst den Templerorden auf und übergibt dessen Besitz den Johannitern.

1318 29. Jan.	Markgraf Woldemar sichert den Johannitern ihren Besitz und verspricht ihnen Schutz.
1323	Mit dem Tod Woldemars sterben die Askanier aus; Brandenburg kommt an die Wittelsbacher.
1345 10. Sept.	Markgraf Ludwig I. von Brandenburg gibt Burg und Stadt endgültig an die Johanniter, die wieder eine Komturei errichten.
1349	Die Pest wütet in Stadt und Land; das Land Tempelburg ›ganz wüst‹.
1350 14. Mai	Der Papst schleudert den Bann gegen die Johanniter, weil sie den Markgrafen unterstützen.
1354/5	Die Johanniter erbauen zum Schutz gegen die Pommern die Burg Draheim und zum Schutz gegen den polnischen Grenzadel die Johannisburg bei Machlin.
1361	Otto der Faule, Bruder Ludwigs I. und Mitregent erhält bei der Teilung der Mark die Grenzfesten Tempelburg, Krone, Tütz und Schloppe
1368 **13. Febr.**	**Otto der Faule verpflichtet sich im Dramburger Vertrag, das ganz Land Tempelburg an den König Kasimir von Polen zu weisen; eine entsprechende Aufforderung ergeht zwei Tage später an den Tempelburger Komtur, Bernhard von der Schulenburg.**
1407	Władisław Jagiello erstürmt die Burg Draheim und erklärt die Johanniter des Landes für verlustig.
1423	Durch den Frieden am Mellnowsee fällt die Burg endgültig an Polen.
1467	Herzog Erich von Pommern besetzt vorübergehend die Burg Draheim.
1504	König Alexander von Polen bewidmet Tempelburg mit Magdeburger Stadtrecht.

1534, Dez. Auf dem Landtag zu Treptow wird die Einführung der Reformation in Pommern beschlossen, die im Lande Tempelburg erst in der 2. Hälfte des 16. Jh. Eingang findet.

1565 Im Starosteigebiet Draheim wird eine Musterung durchgeführt; in der Stadt gibt es 109 Haushalte.

1589
16. April König Sigismund III. bestätigt auf dem Reichstag zu Warschau das Magdeburger Recht für Tempelburg.

1602 Wieder herrscht die Pest in der Stadt.

1609/10 Große Brände in der Stadt. Die ersten evang. Geistlichen sind Abraham Frank und Volrad Ebert.

1633
22. Febr. Erneute Bestätigung des Stadtprivilegs durch König Wladislaus IV. auf dem Reichstag zu Krakau

1636 Die Pest bricht wieder aus.

1653 Die Pest wütet erneut in der Stadt.

1657 Die Stadt wird mehrfach von schwedischen Soldaten ausgeplündert.

1657
6. Nov. **Im Bromberger Vertrag verpfändet Johann Kasimir die Starostei Draheim mit Tempelburg für 120 000 Reichstaler dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg.**
Der katholischen Kirche wird der status quo garantiert.

1660
3. Mai Im Frieden von Oliva wird dem Großen Kurfürsten sein Pfandbesitz bestätigt.

1668
26. Aug. **Der Große Kurfürst besetzt das Land militärisch und nimmt die Feste Draheim mit Gewalt, nachdem der polnische König das Pfand nicht eingelöst hat. Die Burg erhält brandenburgische Besatzung.**

1670 Großer Stadtbrand; 80 Häuser werden vernichtet.

1705 Erstmals nach der Gegenreformation wird wieder evang. Gottesdienst gehalten, und zwar im Rathaus.

1707
25. Jan. Pastor Roloff aus Arnswalde ist erster evang. Geistlicher nach der Gegenreformation in Tempelburg.



Evangelische Kreuzkirche nach Plänen von Schinkel

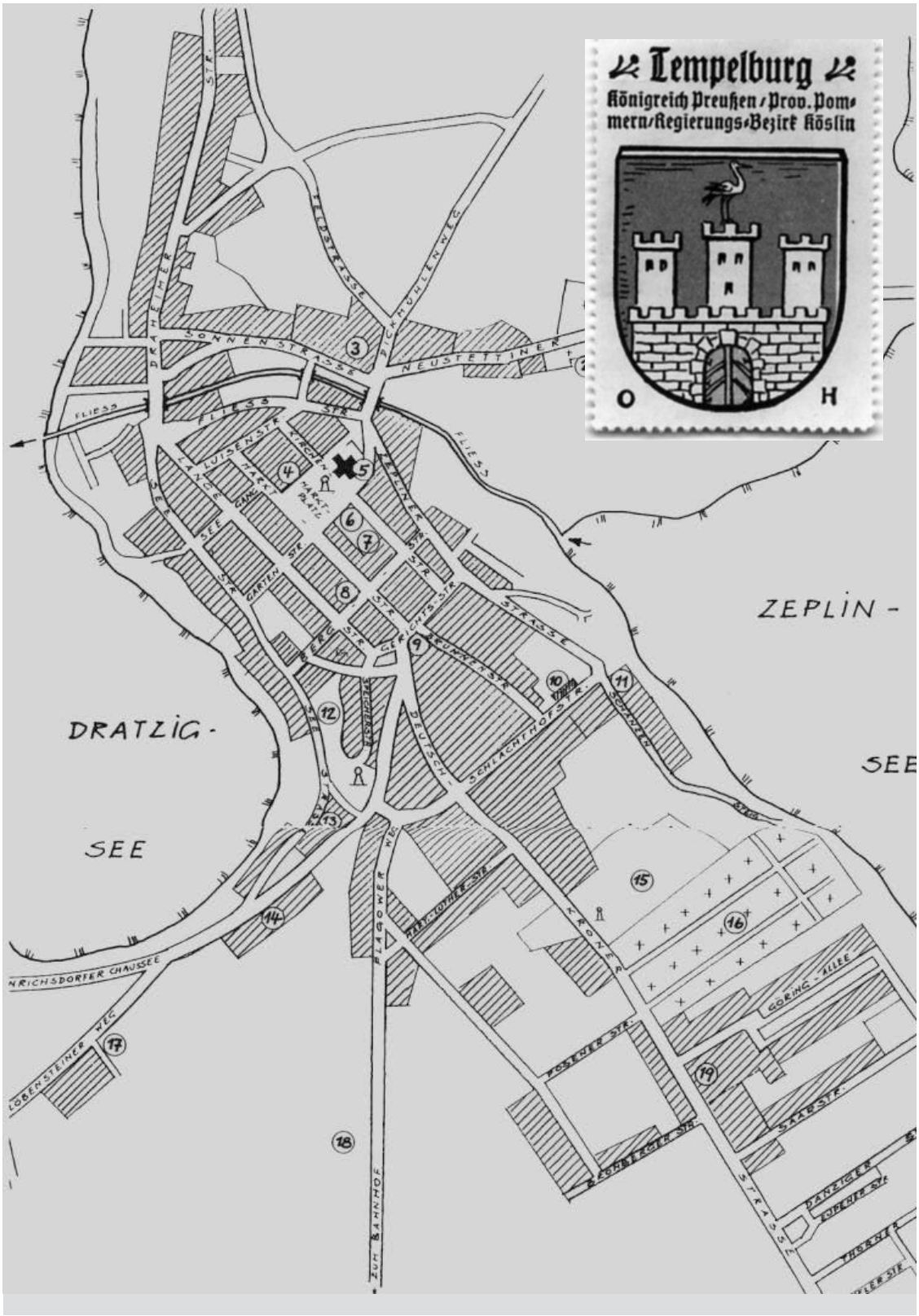
1709	Schwedische Soldaten schleppen auf ihrem Rückzug die Pest ein.
1719 22. März	Friedrich Wilhelm I. hebt für die hinterpommerschen Ämter die Leibeigenschaft der Bauern auf; Widerstand seitens der Gutsherren.
1725 10. Juni	Eine große Feuersbrunst vernichtet beide Kirchen, Pfarrhäuser, Rathaus und zahlreiche Bürgerhäuser.
1742	In der Stadt sind sechs Tuchmacher und elf Zeugmacher. Tempelburg hat 1820 Einwohner.
1750	In der Stadt gibt es bereits 50 Tuchmacher.
1753	Die katholische Dreifaltigkeitskirche ist wieder aufgebaut, wo in früheren Zeiten wahrscheinlich eine hölzerne Burg der Templer, der Johanniter und dann eine hölzerne Kirche stand, die beim Brand 1725 zerstört wurde.
1760	Erneuter Stadtbrand
1768 **24. Febr.**	**In Warschau kommt unter Mitwirkung des preußischen Königs Friedrich II. ein Toleranztraktat zustande.**



Altarbild in der Kreuzkirche

1772	Nach der 1. Teilung Polens kommt Westpreußen mit Bromberg und dem Netzegebiet zu Preußen.
1773 18. Sept.	**Im Warschauer Vertrag verzichtet Polen endgültig auf die Wiedereinlösung der verpfändeten Starostei Draheim mit Tempelburg. Das Land Tempelburg kommt zum Kreis Neustettin und damit zu Pommern.**
1776	Tempelburg hat 1376 Einwohner.
1787/88	Der Dratzigsee wird um fünf Fuß gesenkt. Erstmals werden Kartoffeln angebaut.
1795	Mit der 3. Teilung Polens ist der Einfluß des Posener Bischofs zu Ende.
1808/9	Im Zuge der Stein/Hardenbergschen Reformen erläßt Friedrich Wilhelm III. die Preußische Städteordnung. Danach können Stadtverordnete und ein Magistrat gewählt werden.
1812	Tempelburg hat 2108 Einwohner.
1818	Tempelburg ist mit 2316 Einwohnern die größte Stadt des Kreises.
um 1820	Die Cholera wütet in Tempelburg.
1829/30	Bau der evang. Kreuzkirche nach Plänen von Schinkel.
1840	Nach einem Brand wird der Marktplatz neu gestaltet.
1843	3368 Einwohner leben in Tempelburg.
1845	Das neue Rathaus wird erbaut.
1852	Tempelburg hat 3696 Einwohner.
1856	Der Wasserspiegel des Dratzigsees wird nochmals um zwei Meter gesenkt.
1868/72	Pocken und Typhus in der Stadt.
1873/4	Eine achtklassige Volksschule wird gebaut.
1875	Die Norddeutsche Presse erscheint.

1877/8	Die Strecke Ruhnow – Tempelburg – Neustettin – Konitz wird in Betrieb genommen.
1879	Die Stadt hat 4737 Einwohner.
1900	Die Stadt erhält ein Postamt.
1908	Eisenbahnstrecke nach Jastrow eröffnet.
1908, Nov.	Drei Männer besetzen als ›Arbeiter- und Soldatenrat‹ kurzfristig das Rathaus.
1924	Beginn des Baues der Stadtrandsiedlung.
1926 Mrz./Apr.	Die oberen Klassen der Volksschule werden als Mittelschule anerkannt. Rektor: Gehrke, Konrektor: Reinke
1933	Max Gohlke ist Bürgermeister
1934	Arbeitsdienstlager in der ehemaligen Maschinenfabrik TEMAFA.
1935	Direkte Zugverbindung mit Berlin.
1939, Mai	In 1536 Haushalten leben 5275 Einwohner.
1940	Schröder ist Bürgermeister, Traugott Reetz Superintendent, Propst Leo Winger – alle bis 1945.
2. 3. 1945	Die Stadt fällt in russ./poln. Hand.
1945/46	Zwangsweise Aussiedlung der deutschen Bevölkerung.
1956	Patenschaft zwischen Bad Schwartau und den früheren Bewohnern von Tempelburg.
1981	15.–17. Mai, 12. Heimattreffen der früheren Tempelburger in Bad Schwartau.
1993 16. Mai	Partnerschaft zwischen Bad Schwartau und Czaplinek.


Tempelburg
Königreich Preußen / Prov. Pommern / Regierungs-Bezirk Köslin
O
H
ZEPLIN -
DRATZIG -
SEE
SEE
SONNENSTRASSE
NEUSTETTINER
FLIESS
LUISENSTR.
MARKT
MARKT-PLATZ
SCHLACHTHOFSTR.
DEUTSCH-
KRONER
GÖRING-ALLEE
FÖRSTNER STR.
SAARSTR.
DANZIGER
STRASSE
ZUM BAHNHOF
LOBENSTEINER WEG
NRICHSDORFER CHAUSSEE

Tempelburg: Marktplatz

Er ist breiter als sein berühmter Bruder in Venedig, aber er ist nicht so lang wie der Markus-Platz. Er ist überhaupt mehr quadratisch als rechteckig. Und wenn er auch nicht so stolperfrei und streng gemustert gepflastert ist, sondern großzügig grob und durch ausgesuchte Rundsteine willkürlich gebuckelt, hochgebeult, so kann er dafür stabile Linden vorzeigen, die – manierlich ausgerichtet und um gleichen Abstand bemüht – die übliche Platzbegrenzung aus Stein und Mörtel und Verputz haushoch verstärken helfen. Die vierte Seite ist baumfrei. An ihr führt die Hauptstraße entlang. Die gegenüber liegt, ungeteilt in turmloser Kreuzform, die von Schinkel entworfene Kirche.

Keine venezianische Berühmtheit also, aber auch kein schmucklos offener Innenraum wie der Schlosshof von Königberg. *Mein* Platz ist anders. Keine Prozessionsmühle dreht sich auf ihm, weder die geistliche noch die touristische. Kein Freilichttheater benutzt ihn als Kulisse. Keine nationalen Behauptungen und Beweise wurden an seinen Rändern aufgerechnet. Freilich: nationalistische.

Die ja. Leider. Doch von welchem Platz ließe sich ruhigen Gewissens behaupten, er sei bisher ohne sie ausgekommen?

Keine Scheinwerfer also, keine stilisierte Beleuchtung, keine Repräsentation, weder Glanz noch Gloria. Nichts Prominentes und nichts Abstraktes. Stattdessen ein Marktplatz, ein Platz, um an ihm zu leben, 45 cm größer und ein klein bisschen älter zu werden. Ein humaner Platz. In Tempelburg, dem heutigen Czaplinek.

Zur Zeit König Albrechts des Unartigen – 1301 – zum ersten Mal als Stadt bezeugt (von den Tempelrittern begründet und vom Johanniterorden übernommen), kam Tempelburg nach dem Verfall des Ordens 1407 wieder an das Königreich Polen – und blieb dort, zusammen mit der nahen Burg Draheim, genau 350 Jahre lang. Eine polnische Speerspitze tief in der pommerschen Flanke. Oder weniger martialisch und dafür den heraldischen Zoo bemühend: ein silberner Adlerschnabel in der Leber des roten Greifs.

Der Marktplatz nun war dieser Stadt auf der Landtaille zwischen Dratzig- und Zeplinsee wie der Anzug dem Konfirmanden auf Zuwachs zugemessen. Doch dann

hatte der Konfirmand beschlossen, mit dem Wachsen kurzerhand aufzuhören, hatte die Stadt vergessen, ihr viereckiges Versprechen einzulösen. Dabei hatten die planenden Ackerbürger an alles, oder doch fast alles, gedacht: eine Kirche für die Protestanten (mit kleinem Friedhof dahinter), das Rathaus (mit Gefängnis), das Postamt, ein Hotel, drei Kneipen, zwei Bäcker, ein Optiker, eine Drogerie, eine Bankfiliale, ein Zigarrenladen, ein Uhrmacher, ein Wäschegeschäft, drei Kolonialwarenläden, ein Zahnarzt, ein Tierarzt und eine Hebamme hatten ihre direkte Frontseite am Platz. Mit ihren Ecken grenzten an: eine Schule (mit Spritzenhaus und Schneiderei) diagonal zu einem Textilgeschäft, und das Pastorat diagonal zu einem Schreibwarengeschäft (mit ein paar Büchern), das gleichzeitig der Sitz von Redaktion und Verlag der Tempelburger Zeitung war. Früher hatte hier ein niedriges Haus gestanden mit einem dunklen Laden, in dem es vor allem Salzheringe, Bonbons, Mostrich und aus großen Säcken Zucker gab.

Was fehlt an diesem Platz? Eine Kirche für die Katholischen. In Rundform und ebenfalls turmlos hatte sie als älteste Kirche des Ortes gleich hinterm Rathaus auf einem winzigen Hügel Platz gefunden, von Burgmauern aus der Zeit der Tempelherren vorgeprägt. Eine Synagoge. Sie stand wie ein altes Gartenhaus nicht weit vom Dratzigsee. Einen Friseur und einen Arzt gab es gleich ein paar Häuser weiter auf der Hauptstraße. Einen Bahnhof indessen wird man wohl nirgends an solch einem städtischen Mittelpunkt suchen. Man weiß aus der Erfahrung: Bahnhöfe liegen meist an der Peripherie. Und doch hatte der Tempelburger Marktplatz in gewissem Sinne auch seinen »Bahnhof«: die gelben Postautobusse vor dem Postamt. Sie stellten die Verbindung her zwischen der drei Kilometer vom Ort entfernt liegenden Station und dem Mittelpunkt des Städtchens. Briefe, Päckchen, Pakete, Onkel, Tanten und Großeltern – sie alle wurden auf dem Marktplatz in Empfang genommen. Wer hier zu Besuch kam, setzte seinen Fuß von den hohen Trittbrettern der Busse auf den holprigen Platz unter den Augen aller Platzbewohner. Und wer auch immer verreiste – nach der Kreisstadt Neustettin oder gar nach der Hauptstadt Stettin – der Platz mit seinen Menschen nahm daran teil. Es wurde genau registriert, und damit hatte es seine Ordnung. Man ersparte sich dadurch die Verwunderung über die plötzliche Abwesenheit eines Mitbür-

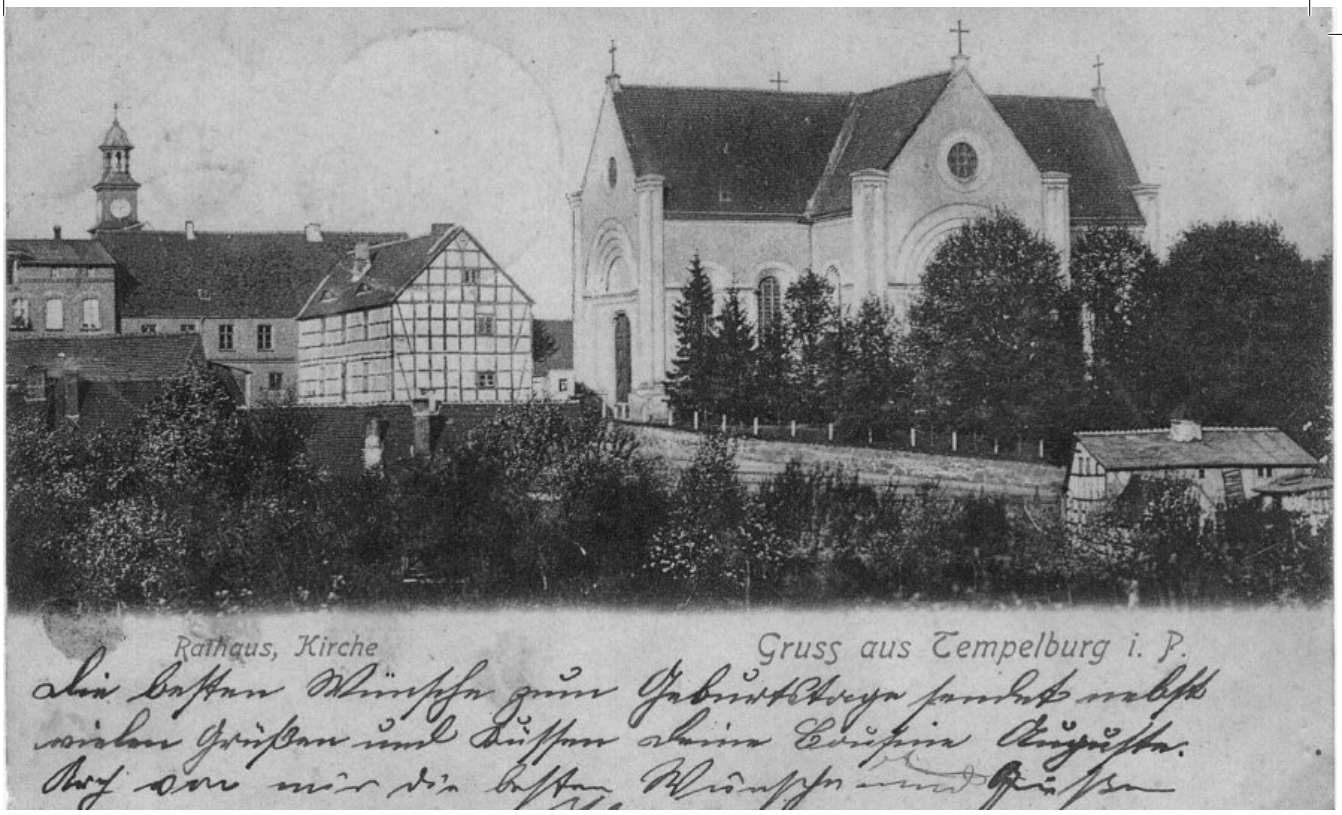


Marktplatz

gers. Nicht der strenge Bahnhof, der ja schon oder noch ein Stück Fremde ist, sondern die Intimität des Stadtzentrums barg Abschied und Willkommen. Kein Zweifel: hier waren die Umarmungen vor oder nach der Reise inniger und zugleich scheuer, mit einem Wort, familiärer.

Auf dem Platz stiegen auch die wenigen Fremden aus, die Großstädter, die sommers hier Ferien machten und sich gleich nebenan im ›Pommerschen Hof‹ einquartierten, und von hier wurde in handlichen Ketten der schmächtige Mörder ins Gerichtsgefängnis der Kreisstadt gebracht. Er hatte das Küchenmesser zu exakt gegen seinen Nachbarn geführt, weil der seine Frau beleidigt hatte. Zufällig war der Ermordete Tempelburgs Kommunistenchef, zufällig hieß er Karl Korn, und weil er zufällig eine Axt in der Hand hatte, wurde das Herrchen wegen Notwehr freigesprochen.

Was man ihm auf den ersten Blick am wenigsten ansah, unserem Platz, das war er auch: ein Platz für Politik, eine Stätte für Versammlungen, Aufmärsche und gemeinsames Singen. Es waren die Jahre von 1928 bis 1934. Die Roten und die Braunen, die Stahlhelmer und die Vaterländischen benutzten ihn auf ihre jeweils besondere Art. Vom Logenplatz der geöffneten Fenster aus war da freilich kein Unterschied festzustellen.



Das Zeremoniell blieb sich gleich. Die Reden waren, da es keine Mikrophone, keine Verstärker und nur natürliche Lautsprecher gab, nicht zu verstehen. Auch die Kapelle spielte dieselben Märsche. Es waren ja die nämlichen Musikanten, die sich mal als Stahlhelmer, mal als Schützenverein und mal schlicht schwarz als Beerdigungsteilnehmer kostümierten. Und nur die blaubekittelten Roten brachten als besondere Attraktion mitunter von auswärts eine eigene Schalmeienkapelle mit. Dass aber selbst bei den kommunistischen oder nazistischen Teilnehmern der jeweiligen Kundgebungen niemand etwas verstehen konnte, dafür sorgte ein konservativer und gleichwohl findiger Fleischermeister. Er spannte seine beiden Rappen vor den klapprigsten seiner Wagen und begann, kaum dass der Hauptredner begonnen hatte, auf dem freibleibenden Teil des Marktplatzes – und, das versteht sich, nicht dem geringeren – zum Gaudium der Fensterplatzler in gewagtem Galopp seine Runden zu drehen. Nie habe ich erlebt, dass die Versammelten auch nur den Versuch unternommen hätten, sich dagegen zu wehren. Vermutlich befürchteten sie, sich damit nur lächerlich zu machen, und so hielten sie in Treue oder Trotz zusammen und taten so, als verstünden sie alles – akustisch und überhaupt.

Und die Polizei? Es gab zwei Polizisten in Tempelburg. Der Prominentere wohnte im Rathaus schräg gegenüber von der Post und wurde, weil er Staschewski hieß, Stacho genannt. Er war klein, beleibt, trug einen langen Schleppsäbel und hatte einer roten Nase. Nur ungern beschreibe ich ihn so, wie man damals Polizisten aus der Karikatur billig zu kennen meinte. Aber es ist die Wahrheit. Und überdies bin ich sicher: Stacho selbst ist solche Graphik völlig fremd gewesen, er war keine Karikatur, er war ein Charakter; er war kein Klischee, er war absolut original. Und er war gewissenhaft! Pünktlich um die gleiche Stunde trat er morgens aus der Rathaustür, wuchtete langsam die paar Stufen hinab und begann seinen Rundgang. Bis zur ersten Kontrollstation hatte er es nicht weit. Nach zwanzig Schritten schon konnte er sich persönlich davon überzeugen, dass der »Koks mit Wanze«, bestehend aus Rum mit einem Stück Zucker und einer Kaffeebohne, bei Trundelberg auch wirklich bis zum Eichrand eingeschenkt wurde. So genau nahm er es mit der Gerechtigkeit. Und wenn unten in der Seestraße, wie es der Zufall mitunter wollte, die roten und die braunen Marschierer noch ahnungslos aufeinander zumarschierten und doch schon vorauszusehen war, dass sie unmöglich aneinander vorbei könnten, so schmal war die Straße, rannten wir vorsorglich zu ihm, um ihm den Beginn einer Schlägerei zu melden, der wegen ihrer bedächtigen Inbrunst, mit der sie ausgeübt wurde, und wegen der blutenden Nasen, die sie zur Folge hatte, das Beiwort »zähflüssig« gut anstehen würde. Seine Reaktion war immer gleich. Sie hatte etwas von der Weisheit eines Polarhasen. Er verlor nie die Übersicht, stutzte nur, tat, als überlege er, schoss Feldwebelblicke über den leeren Marktplatz und vergewisserte sich; »In der Seestraße sagt ihr?« »Ja, bis zu Fißens.« »Na, dann will ich man zum ›Grünen Baum‹ gehen und sehen, was da los ist.« Sprach's und schob in entgegengesetzter Richtung ab. Dabei schimpfte er mutig vor sich hin: »Einsperren! Alle einsperren!«

Interessanter als die Marktplatzkundgebungen selbst war für uns Jungen die einzige dafür notwendige Vorbereitung. Am Abend vorher wurde nämlich die Rednertribüne angefahren. Sie bestand aus einem Wagen, von dem die Seitenbretter entfernt waren. Der Fuhrmann spannte aus und zog mit seinen Gäulen wieder ab. Das Spiel ging so: einer musste unter den Wagen und auf ein

Zeichen den anderen nachlaufen. Bedingung: keiner durfte sich vom Wagen entfernen. Der Dialog, der diese Jagd um den Wagen herum, darüber und darunter jedesmal einleitete, war festgelegt. Der unten Hockende begann: »Unne unne Woagen sätzt eener.« Replik: »Wat will hei?« »Kinner fräten!« – »Dann loat em man komen.« Und los ging's, und so immer wieder von neuem, bis es dunkel wurde.

Ein anderes Spiel, das nur im Dämmerlicht gespielt wurde, hatte das Rathaus zum Mittelpunkt.

Es war neben der Kirche das einzige Gebäude, das nicht direkt an andere Häuser angrenzte. Seine Ecklage und ein schmaler Gang sorgten für freistehende Exklusivität. Die Spielregel: Die zu Erkennenden und zu Benennenden haben durch Um-die-Ecke-sehen und durch Rufe auf sich aufmerksam zu machen, und dann rannten sie vor dem Verfolger davon. Es war ein halbes Sich-Erkennen-Geben, und das muss wohl der Grund gewesen sein,weshalb der magische Text dieser Rufe verfremdet wurde. Er lautete: »Ecko, kecko – stielo.« So kam es, dass über den Platz im östlichen Pommern nicht nur das plattdeutsche »Unne unne Woagen«, sondern auch das italienisch anmutende »Ecko, kecko – stielo« in den Abend tönte.

Im Gegensatz zu den gelegentlichen Kundgebungen veschiedenster Färbung, bei denen mehr als die Hälfte des Platzes frei blieb, gab es ganz bestimmte Tage, an denen seine Geräumigkeit bis in die letzte Ecke ausgenutzt wurde. War der Wochenmarkt noch sehr gelockert aufgebaut, und waren die Abstände von Wagen zu Wagen und von Stand zu Stand hier noch leger zubemessen, so galt es, auf solche Freizügigkeit zu verzichten, wenn Jahrmarkt und wenn Pferdemarkt waren. Der Jahrmarkt hatte nichts mit Kirmes oder ähnlichem zu tun. Das gab's auch, aber draußen auf dem alten Sportplatz. Nein, hier drehten sich keine Karussells, hier standen nur Buden und Tische, an denen es allerlei zu kaufen gab, viel zum Kauen und zum Lutschen, aber auch Scherz- und seriöse Artikel. Selbst Hosenträger. Der Verkäufer erregte dadurch das Interesse seines Publikums, dass er seine Ware tüchtig auseinanderzog, auf diese Weise die Güte des Gummis demonstrierend.« Lassen Sie mich auch mal«, riefen wir dann, und er, der nicht wollte, dass man sein Dehnen etwa für faulen Zauber hielte, erweiterte seine Vorstellung zum Mitspiel, warf einem von uns einen der breitbändigen und buntgemusterten Hosenhal-

ter mit soliden Lederschlaufen zu und sagte lächelnd: »Da, min Jung, treck so doll as du kannst.« Und Rosenows Heini oder Heimanns Fränze, Blinds Werner, Söhner Janke, Scheißer Mokenthin – oder wer auch immer gerade ›dran‹ war – zog, streckte den linken Arm nach oben, den rechten nach unten, dehnte den Apparat also vertikal statt horizontal, ließ los und rannte weg. Und wenn der Jahrmarkt vorbei war und nichts auf dem Platz mehr an ihn erinnerte, dann schaukelte noch immer der Hosenträger zweckentfremdet hoch im Ast, als frühgeschichtliches Happening.

Pferdemarkt hieß für alle Anwohner: Vorsicht, Fliegen; Fenster zu. Immer wieder wurden die Gäule im Laufschritt vorgeführt. Unter den Hufen sprühten Funken hervor, aber die Mienen der Kenner blieben kritisch. Der Käufer sah schließlich dem Pferd ins Maul und untern Schwanz, schlug in die offene Hand des Besitzers, und nun gehörte es ihm. Alles Weitere, wie überhaupt der wichtigste Teil des Tages, fand in einer der angrenzenden Kneipen statt. Damals lernte ich: der gewissenhafte Umgang mit Pferden, ihr Kauf und Verkauf, macht durstig.

Auf Pferde schien der Platz, wenn er – wie meistens – leer war, eine gefährliche Anziehungskraft auszuüben. Ihre Domestizierung war damals gleich unserem Fortschritt offenbar noch nicht so weit vorangekommen, und so taten sie das, was sie inzwischen anscheinend längst aufgegeben haben: sie gingen durch. Und mit Vorliebe quer über den Platz. Doch es gab auch den gelenkten Galopp über den Platz in Richtung Spritzenhaus. Immer wenn der Schuhmacher beim Pastorat um die Ecke in sein Horn blies, das unweit seiner Schusterkugel griffbereit an der Wand hing, drängten die Anwohner zu ihren Doppelfenstern, um zu sehen, welches Gespann als erstes das Spritzenhaus erreichte, um die Prämie zu kassieren. Spannende Pferderennen zum Zweck schneller Hilfe und Linderung von Not. Und es brannte nicht selten ringsum in der Stadt und auf dem Lande. Es muss eine schlechte Zeit für Feuerschutzversicherungen gewesen sein. Feuer hatte die Stadt früher oft heimgesucht. Der große Brand von 1768 ließ von ihr fast nichts mehr übrig. So dass David Gilly aus Stettin, der Vater von Schinkels Lehrer Friedrich Gilly, schön Platz hatte für seine rechtwinklige Straßen- und Stadtplanung. Nächst dem Feuerhorn, den Kirchenglocken und den Schlägen der Rathausuhr war in den Vor-

mittagsstunden das Läuten der Schulglocke ein weiteres Signal, das über den Platz wehte. An ihrem verläßlichen, handlangen Stiel hatten die Schüler sie reihum auf ein Zeichen des Lehrers selbst zu läuten. Ihr Klang – dissonantisch, wenn sie von uns zu den Stunden, und in jubelndem Es-Dur, wenn sie zu den Pausen geschwungen wurde – verlor nichts von seiner Faszination, nachdem sie mir aus Versehen ins Plumpsklo gefallen war. Im Gegenteil. Mit Bangen und Stangen wurde sie wieder ›ans Licht gebracht‹, und nach redlicher Reinigung läutete sie mir genügsamer und freier als zuvor. Ihr war nun, wie man so sagt, nichts Menschliches mehr fremd.

Unter einem Dach mit dem Schul- und Spritzenhaus befand sich Pißkes Schneiderei. Und wenn der Juniorchef, Jimmy genannt, in lilafarbener Hose, von der die Damen sich beim Kaffeeekränzchen zu erzählen wußten, dass sie – man denke! – mit einem Reißverschluss ausgestattet sein solle, in die ›Blaue Maus‹ von Pöppels Fiffich, in der es ein elektrisches Klavier gab, schlenderte, dann strich da ein Hauch vom fernen Berlin der Golden Twenties über den Tempelburger Marktplatz.

Hell und leer ist das Viereck. Die weißgrauen Steine, vom Regen gewaschen, halten die dunklen Schattenkonturen von Bäumen und Dächern fest, aber unmerklich dreht sich der Platz unter der Sonne weg dem Abend zu. Mit ihm drehen sich die 22 Linden, die beiden alten Pumpen aus Eisen und das obligatorische Kriegerdenkmal. Doch seine Leere bewahrt die Lineaturen der Schwalbenkurven, die wirren Zickzackzeichen der Fledermausflüge und die Gerüche von Obst und Pferdeäpfeln, gebrannten Mandeln und Schnaps, Fisch und Leder, Wasser und jungen Birken, die zu Pfingsten in Blechbüchsen stehend jede Tür flankierten. Platz und Häuser und Bäume und Pumpen haben das Kriegsende heil überstanden. Und sicher spielen jetzt Andrzej und Jerzy, Marek und Krzysztof wie wir damals zwischen den Bäumen ›Schwalbentorwart‹, oder sie werfen abends mit der Mütze nach den Fledermäusen. Wer eine im Flug fängt, hat gewonnen. Werner galt als der geschickteste Werfer. Die Mützen wirbelten gleichzeitig hoch. Und wenn sie wieder herunterkommen, ist eine dabei, die schwerer und steiler fällt. Es ist Krzysztofs Mütze.

Jürgen Bartsch, 1921 in Köslin*
Kindheit in Tempelburg
und Ostpreußen

Aktuelle Bücher

Kurt-Dieter Liske
»Das war das Ende von Neustettin«
Herausgeber: HKA Neustettin
Preis: 6 Euro

Jubiläumsausgabe
des HKA Neustettin
MNL-Festausgabe anläßlich der 50jährigen Patenschaft
Preis: 12 Euro

Beide Bücher sind erhältlich beim Heimatkreisausschuss und im Heimatmuseum in Eutin.

Uwe Thiel, Harry Neumann
Priebkow – ein Rittergut in Hinterpommern
Selbstverlag 2010, Festeinband, 600 Seiten, 459 Abbildungen, 51 Kartenausschnitte,
Preis 48 Euro,
zzgl. Versandkosten.
Bezug über Uwe Thiel, Hirtenweg 1, 17159 Dargun

Christa Himmele
Juchow
Geschichte des Landgutes und der Familie Dennig
Preis: 35 Euro
Bezug über Ch. Himmele
Janowo 8, Pl 78-404 Szscecinek

Karl-Christian Boenke
»Die Notgeldscheine aus Neustettin Stadt und Land«
ISBN: 3-933781-51-5
Preis: 12 Euro

Heinz Buchholz
»Iwan, das Panjepferd – Eine Kindheit zwischen Krieg und Frieden«,
u. a. Soltnitz
ISBN: 3-00-014157-X
Preis: 19,90 Euro

Günter Damaske
»Ich war einer von Hitlers Kindern«
Kindheit und Jugend in Neustettin,
Soldat im hohen Norden-
ISBN: 3-8311-4367-6
Preis: 19,80 Euro

Günter Damaske
Aufbruch Ost, Band I
Jg. 1924, Kindheit und Jugend in Neustettin
ISBN: 3-8334-4965-9
Preis: 16,80 Euro

Heinz Jonas
Neustettin, Bilder einer deutschen Stadt
Reproduktion alter Ansichtskarten
ISBN: 3-88042-885-9
Preis: 20 Euro

Bernd W. Neubauer
»Du bist doch kein Kind mehr«
ISBN: 978-38482-2819-5
Preis: 15,90 Euro

Alle diese Bücher sind im Buchhandel erhältlich, meist als Book on Demand!

Von Nachbarn und anderen lieben Leuten

Nun bin ich wohl bald am Ende meines Weges, ein steiniger Weg, voller Schatten. Viele Menschen lernte ich kennen, einige blieben gute, vertraute Freunde, die meisten aber Vorübergehende, schnell wieder vergessen. Aber es gibt Leute, die immer in meiner Erinnerung bleiben werden, die Menschen unserer Heimat, die Tempelburger. Sie haben uns doch ein gutes Stück Weges begleitet.

Von ihnen möchte ich heute erzählen, auch wenn viele liebe Bekannte nicht mehr unter uns sind.

Natürlich gilt meine erste Erinnerung der Frau, die meine ersten Lebensjahre prägte und mir so viel Liebe gab. Heute heißt es wohl Bezugsperson, wir nannten sie früher einfach Großmutter. Die Mütter jener Zeit hatten allzu wenig Zeit für ihre Kinder. Es war ja der erste Weltkrieg. Väter, Söhne und Brüder lagen irgendwo in fremdem Land im Schützengraben, und die Frauen zu Hause mussten deren Arbeit übernehmen. Der Acker musste weiter bestellt werden. Es sollte doch jedes Jahr eine neue Ernte geben. Wie gut, wenn da eine Großmutter im Haus war.

Ich weiß nicht, ob es noch jemand gibt, der sich an meine Großmutter erinnert, Auguste Schönemann, geboren am 2. August 1850, verstorben am 27. März 1924. Von dieser Frau gibt es so viele Geschichten, die ich zum Teil selbst erlebt habe, zum anderen sind es Überlieferungen.

In ihren besten Jahren muss sie wohl eine recht bekannte Frau im Städtchen gewesen sein, aber durchaus nicht bei jedermann beliebt. Bis ins hohe Alter war sie eine recht resolute Frau, die aber liebend gern alle möglichen Leute vor den Kadi brachte, wenn sie sich im Recht glaubte oder sich über jemand geärgert hatte.

War irgendeine Krankheit unter Tieren und Menschen ausgebrochen, Großmutter fand schnell einen Schuldigen, der die Tiere im Stall verwünscht hatte. Ich weiß nicht, ob sie Hochdeutsch sprechen konnte. Ich habe es nie bei ihr gehört, sie sprach nur Platt. Und in dieser Sprache lernte ich auch von ihr meinen ersten Vers, den ich aber nur lautmäßig wiedergeben kann: »In de Narezicker goes mit de Laretüffel up de Scharisee, dat immer so schlirrt und so schlarrt.« Sind die Leute aus Niederzicker wirklich so gerne mit Lederpan-

toffeln gegangen, oder sollte dies ein Spottvers sein?

Jeden Sonntag ging Großmutter zur Kirche, wenn ich auch nicht glaube, dass sie besonders fromm war. Der Kirchgang gehörte einfach zum Sonntag. Bei den Vorbereitungen habe ich gerne zugesehen. Da wurde der beste schwarze Tuchrock aus dem Schrank geholt, halt nein, erst kamen ja noch ein paar Unterröcke. Die waren auch nötig. Da die Frauen damals noch offene Unterhosen trugen, musste man Vorsorge treffen, dass es unten herum nicht so zog. Vielleicht sah Großmutter wegen der Unterröcke so rundlich aus. Die Röcke hatten an der Unterkante eine Besenborte. Sie waren ja bodenlang und kehrten im wahrsten Sinne des Wortes die staubige Straße. Jetzt die schwarze Seidenbluse mit den vielen Fältchen, darüber das Tuchcape, paillettenbestickt.

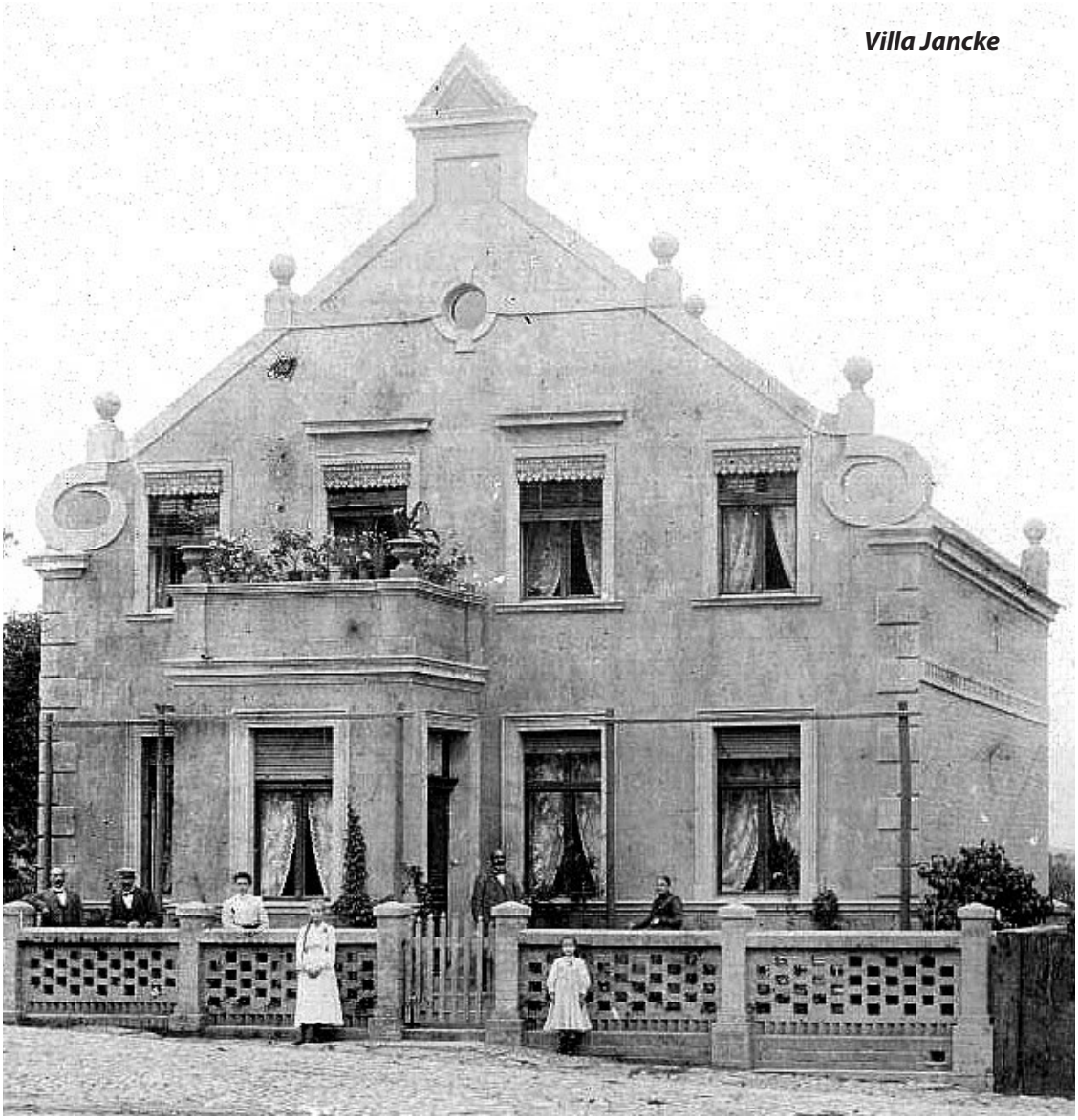
Auf dem welligen, grauen Haar saß ein kleines Käppchen, ebenfalls glitzernd bestickt. Die breiten Seidenbänder wurden unterm Kinn zur Schleife gebunden. So, jetzt noch die schwarzen Zwirnhandschuhe mit den halben Fingern, damit man im Gesangbuch besser blättern konnte.

Am Arm baumelte ein kleiner Beutel fürs Taschentuch und den Sechser für die Kollekte.

Und nun auf zur Kirche. An den Fenstern wurde genau beobachtet, wer ging und wer nicht. Später, als ich gelernt hatte, eine Weile still zu sitzen, musste ich sie öfter mal begleiten, was mir wenig gefiel. Auf die Frage nach dem Warum, sagte sie, nun sei sie doch schon so alt und bei der Predigt würde die Müdigkeit sie überfallen, und ich solle sie anschubsen, wenn sie anfinge zu schnarchen. Auch ein Grund, um zur Kirche zu gehen.

Bei der alten Dame wusste man aber nie so recht, war es ernst gemeint oder Ironie. Ich kann mich gut an ein Erlebnis erinnern, das typisch für Großmutter war. Bei einem Spaziergang am See entlang trafen wir den Herrn Superintendenten Rogosinsky, kurz Herr Zuperndent genannt, der sich leutselig mit Frau Schönemann unterhalten wollte. Mir wurde das natürlich höchst langweilig, und ich sprang davon. Großmutter bat den Kirchenmann um seinen Spazierstock. Er glaubte wohl, sie wolle sich darauf stützen. Aber Großmutter schnappte mich und zog mir mit dem Stock eins über. »Aber Frau Schönemann«, empörte sich der Herr, und ihre Antwort: »Stult mut dat Balg sin, mitm Zuperndentenstock Schacht to kregen.« Ironie?

Zum Glauben hatte sie ein



Villa Jancke

sehr einfaches, klares Verhältnis. Es gab eben den lieben Gott und den Teufel, bitte sehr, man konnte beide in ihrer großen Bilderbibel sehen. De leiw Gott wohnt, wie doch jedermann weiß, ganz oben im Himmel, also muss der Teufel doch irgendwo unter der Erde wohnen, so einfach ist das. Beide waren für vieles zuständig, mal für Gut, mal für Böse. Es gab nur einen Unterschied zwischen beiden: Der liebe Gott ließ sich nie sehen, aber dem Teufel konnte man in vielerlei Gestalt begegnen.

Fortsetzung folgt

Friedchen Schönemann
verh. Lauersdorf

Die Seiten

24 bis 27

sind im Internet leider nicht verfügbar!

Mein Neustettiner Land

Anmeldungen, Abmeldungen, Adressenänderungen
bitte über **Tel. 0 41 81 - 20 39 116**
oder e-mail: **mein-neustettiner-land@web.de**

Sehr verehrte Leserin, sehr geehrter Leser!

Bitte informieren Sie uns über eine Adressenänderung.
Beim letzten Heft gab es zahlreiche Rückläufe.
Helfen Sie uns bitte dabei, die Kosten niedrig zu halten.

Herzlichen Dank!

Referat für die polnisch-deutsche Konferenz 2011:

Die Vertreibung deutscher Bürger aus dem Gebiet des Kreises Neustettin 1945 bis 1950

Die Familie Thiel aus Steinburg/Skoki

Mein Referat bereitete ich auf der Grundlage einer Familiengeschichte vor. Die Familie Thiel wohnt in Steinburg/Skoki, einem Dorf bei Lottin/Lotyń. Es ist die Geschichte einer Familie, die durch die Wirren des Krieges dort bis heute lebt. Vor dem Krieg war der Eigentümer des 600 Hektar großen Gutes in Steinburg die Familie Schendel. Dort arbeitete als Landmaschinen-Fachmann auch der Vater der Familie Thiel. Wie sich die Familienmitglieder erinnern, ging es ihnen dort gut, weil der Eigentümer ein guter und gerechter Mensch war. Da der Eigentümer Oberst war, ritt/fuhr er oft zur Garnison nach Neustettin. Er unterstützte Hitler nicht, aber auch er musste in den Krieg gehen. Nach dem Krieg, den er überlebte, kam er herüber (aus



Lottin



Schule in Lottin

der Bundesrepublik) und besuchte die Spezialisten-Familie. Es kam ebenfalls sein Sohn.

Die Tragödie der Familie Thiel begann am 24. Januar 1945, als sie die Anweisung erhielten, dass alle zu evakuieren seien. Für jede Familie war ein halber Anhänger vorgesehen, den sie vom Gut erhielten und auf dem sie ihr Hab und Gut unterbringen mussten. In der Familie Thiel gab es viele Kinder. Das jüngste von ihnen war am Evakuierungstag einen Monat alt. Die Familie nahm auch die kranke Oma mit sich. Ihre Flucht endete irgendwo in der Nähe von Kolberg. Leider erinnern sie sich nicht, wo sie Zwischenstation machten. Es war einmal ein Gut, wo man sie nicht aufnehmen wollte, weil sie kleine Kinder hatten; das jüngste Kind war unterwegs gestorben.

Sie wollten sich nicht einschiffen, weil sie gehört hatten, dass die Russen die Schiffe versenkten. Sie unterlagen außerdem dem Irrtum, dass es ihnen nicht mehr gelingen würde zu flüchten, weil die Rote Armee schon in der Nähe sei. Sie schlugen ein ›Lager‹ mit mehreren Familien auf und warteten.

Wie sie sich erinnern, haben die Russen, die zuerst kamen, ihnen nichts getan, sondern ihnen nur Wertsachen abgenommen. Das Schlimmste sollte noch kommen mit den sogenannten ›wilden‹ Russen. Damals begannen sie mit Vergewaltigungen und Morden. Es blieb der Familie Thiel also keine andere Wahl, als zurückzukehren nach Steinburg. Zum Glück überlebten sie, obwohl sie auf dem Rückweg geteilt wurden. Im April 1945 kehrten sie nach dreimonatiger Irrfahrt mit Nichts nach Steinburg zurück. Zu Hause war noch alles so, wie sie es zurückgelassen hatten. Im Dorf erschienen jedoch Russen. Im Frühsommer sahen sie eine Fluchtmöglichkeit. Sie packten und versteckten das Gepäck im Getreide. Es glückte ihnen jedoch nicht, weil der Vater der Familie Landmaschinen-Fachmann war und die Russen sich damit nicht auskannten. Die Russen gaben ihn also nicht frei, und somit konnte die ganze Familie nicht weg. In der Zwischenzeit hatte jemand das im Getreide versteckte Gepäck gestohlen. Wie sie sich erinnern, blieben die Russen bis 1950 im Dorf. Damals herrschte bei den Deutschen große Hungersnot, so dass sie Brennnesseln aßen, und es gab Gewalt und Räuberei. In Steinburg organisierten die Russen eine Sammelstelle für das aus der ganzen Region zusammengetriebene Vieh, Rinder und Pferde. Von dort wurden sie weiter getrieben in das Territorium der UdSSR. Ordnung ins Dorf kam erst durch eine junge Frau, Natascha, die Ende 1950 nach Steinburg kam. Sie war eine gebildete Person, und unter ihrer Leitung endeten Gewalt, Raub und Hunger.

Nachdem die Russen das Dorf verlassen hatten, kamen Polen an und gründeten ein Staatsgut, PGR. Die deutschen Einwohner arbeiteten in der PGR, bekamen aber nur die Hälfte des Lohnes der Polen. In den 1950er Jahren erhielten Thiels die Genehmigung zur Ausreise, aber nur in die DDR. Dorthin wollten sie aber nicht. Also blieben sie und richteten ihr Leben hier ein. Sie bildeten eine Familie, die sich mit Polen verheiratete.

In Lottin machte der Pfarrer keine Probleme bei Ehen von Katholiken mit Protestanten. Thiels bedauern sehr, dass das fantastische Gutshaus in ihrem Dorf gedankenlos zerstört worden war – als angebliche Bastion des Deutschtums in diesem Gebiet.

Ob Thiels ihre Entscheidung bedauern, hier geblieben zu sein ? Eher nicht!

Autorin:
Agnieszka Findling aus Lotyń



Erlebtes bewahren

Der Verlust der Heimat war 1945 von Leid und Tragödien begleitet. Vielgestaltig war auch das persönliche Erleben unserer Mitbürger aus der Stadt und dem Kreis Neustettin. Wir wollen dies der Nachwelt und für eine mögliche wissenschaftliche Aufarbeitung erhalten.
Wenn Sie Ihr persönliches Erleben für sich oder Ihre Kinder aufgeschrieben haben, bieten wir im Heimatmuseum Kreis Neustettin/ Pommern in Eutin die Gelegenheit zur geordneten Sammlung an. Schicken Sie uns Ihre Aufzeichnungen in Kopie zu.
Schicken Sie uns bitte auch Namen, Namenslisten, Pläne und Skizzen von Dörfern, Abbauten und Einzelgehöften.Wir werden sie gerne in unser Museum aufnehmen.

Dr. Siegfried Raddatz

Heimatmuseum des Kreises Neustettin in Pommern Schlossplatz 1 · 23701 Eutin

Postadresse:
Dr. Siegfried Raddatz, Jakob-Böhme-Straße 21, 51065 Köln,
Telefon 02 21-69 87 85, e-mail: raddatz-siegfried@t-online.de



Geschichten aus Trabehn



Ilse Knop-Bogs



Fritz Mausolf

Fortsetzung der »Wahren Geschichten aus Trabehn« in unserem Heft 1 im Jahre 2012

Das Osternest im Trabehner Schlosspark

Mit gut sechs Jahren ist mir eine dumme Geschichte passiert. Es gab in Trabehn ja das wunderbare Schloss, umgeben von einem kleinen Park mit einem schönen Baumbestand. Dieses Anwesen gehörte einem Herrn Karl Schütz, der es meines Wissens nach dem 1. Weltkrieg von einem Herrn Blomberg gekauft hatte.

Karl Schütz hat nicht nur seine Arbeiter und Angestellten gut behandelt und sie ordentlich entlohnt, sondern hat auch deren Kindern zu den kirchlichen Festen etwas zukommen lassen. So war es üblich und ein großer Spaß, dass die Kinder zu Ostern im Park versteckte Nester mit Ostereiern und Osterhasen suchen durften. Eines Morgens sah ich also mehrere Kinder dort hin- und herlaufen. Ich habe mir nichts weiter dabei gedacht außer: da musst du auch hin. Und nach kurzer Zeit jubelte ich schon, denn ich hatte unter einem herunterhängenden Zweig ein Nest mit süßen Sachen gefunden. Auf der Terrasse stand Herr Schütz mit seinem Diener und fragte die Kinder: »Na, freust Du Dich auch, hast Du schon etwas gefunden?«

Ich hatte kaum mein Nest hoch-

gehoben und mir mit strahlenden Augen angeschaut, als schon eines der Kinder angelaufen kam und sagte: »Was willst Du hier? Du gehörst hier nicht dazu. Das ist unser Nest.« Bald standen mehrere Kinder um mich herum, Herr Schütz wurde auf uns aufmerksam und rief: »Was ist denn da los?« Der Diener musste kommen und mich an die Hand nehmen.

»Was wollen Dir die anderen Kinder tun?« fragte er. Da habe ich gesagt, dass die anderen Kinder mir das Nest abnehmen wollten und habe geweint. »Wer bist Du denn, dass Du nichts abhaben sollst?« »Ilse Bogs«, antwortete ich. »Ach, deinen Vater und Deinen Großvater kenne ich gut. Natürlich kannst Du das Nest behalten.« Die umstehenden Kinder waren aber damit nicht einverstanden. »Das dürfen Sie nicht tun, das Nest wollen wir haben.« »Nun seid ihr mal ganz ruhig«, sagte darauf Herr Schütz von der Schlossterrasse zu den Kindern, denn er hatte meine Unterhaltung mit seinem Diener mitbekommen.

Spät am Nachmittag kam ich nach Hause. Meine Mutter schimpfte mit mir: »Wo warst Du zwei Stunden lang?« Als ich ihr erzählte, was passiert war, nahm sie mir mein Nest weg. »Da hast Du nicht hinzugehen!«

Das war's nun, und ich war die Dumme bei der ganzen Geschichte.

Ja, so etwas gab es in Trabehn. Später las ich von Hans Werner Richter in seinem Buch ›Deutschland, deine Pommern‹ den Spruch »Ein Pommer ist im Winter so dumm wie im Sommer. Nur im Frühling da ist er etwas klüger.« Diese pommersche Selbsteinschätzung läßt aus heutiger Sicht die Ostereiersuche von damals halb so schlimm erscheinen. Ich war gerne Kind in meiner Heimat Pommern!

Die Bank vor unserem Haus

Der Mittelpunkt des Dorfes war nicht die Kirche, sondern es war der Kaufmannsladen Brockob, der Schule gegenüber gelegen. Alle gingen dorthin einkaufen, so auch viele Schüler in der Pause, weil es auch damals dort schon viele Süßigkeiten gab, vor allem die begehrten Brausetabletten zum Lutschen.

Dicht dabei lag unser Hof, und davor stand eine große Bank.

Viele Bewohner, die die Dorfstraße entlang gingen, oder solche, die sich von der Pumpe neben der Schule Wasser holten, ruhten sich zwischendurch auf unserer Bank aus. Diese Bank war mein Spielplatz, und ich erinnere mich gerne daran, dass ich hier manche Stunde



mit meiner Puppe verbrachte. Ich war ein Einzelkind und wartete nur darauf, dass Leute vorbei kamen und dass ich etwas aufschnappte, wenn sie sich etwas erzählten. Das war immer sehr spannend für mich, auch was andere Kinder erzählten, die zu Brockobs zum Einkaufen geschickt waren, so dass ich vieles mitbekam.

Meine Mutter hielt von meiner Bankbegeisterung überhaupt nichts. Lieber sollte ich im Hause helfen. »Du bist schon wieder auf der Bank!« schimpfte sie mit mir. Was sollte ich machen; ich war eben lieber auf der Bank als im Haus.

Am 1. Mai zogen alle durchs Dorf, die Feuerwehr in Uniform, mein Vater wie auch andere Bauern mit den Pferden und alle Schüler und Schülerinnen. Ich war fünf Jahre alt und sollte im nächsten April in die Schule kommen. Die Musiker mit der Blasmusik führten die Schüler an, Klasse für Klasse folgte. Als zum Schluss das erste Schuljahr vorbeizog, hielt es mich nicht mehr auf der Bank. Ich schloss mich stracks an und ging mit. Aber was hatte ich da gewagt! Die Erstklässler haben mich weggeschubst und gesagt, dass ich nicht mitgehen dürfe. »Du gehst ja noch nicht zur Schule, Du hast hier nichts zu suchen!«

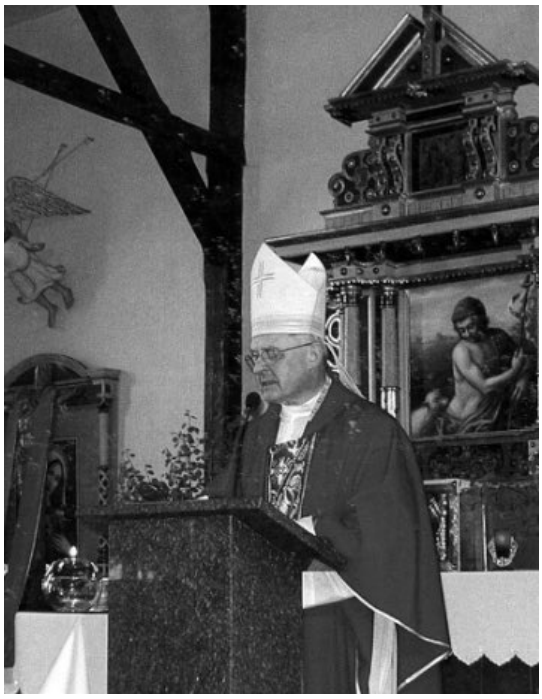
Ich war also wieder einmal die Dumme, und ich habe bis heute nicht vergessen, dass ich damals weggeschickt wurde.

30 Jahre Kirchenkreis Pniewo (Pinnow, Kreis Neustettin)

Am Pfingstsonntag 2013 wurde in der kleinen Dorfkirche in Pniewo das 30jährige Bestehen des Kirchenkreises Pniewo-Ciosaniec-Borocino (Pinnow-Hasenfier-Burzen) gefeiert.
Die feierliche katholische Messe wurde vom Bischof Edward Dajczak aus Koszalin (Köslin) abgehalten. Pfarrer Andrzej Dydko unterstützte ihn dabei.

In seiner Predigt berichtete der Bischof über die lange Geschichte des Kirchenkreises, der bis 1945 deutsch war und den Amtssitz des zuständigen Pfarrers in Hasenfier hatte. Bischof Dajczak wies darauf hin, dass man nach dem Krieg protestantische Kirchen übernommen hat und dass dies nicht vergessen werden dürfe. Besonders dankte er Pfarrer Dydko für sein aussergewöhnliches Engagement für den Erhalt der Kirchen und für seinen persönlichen Einsatz für die Gemeinde.

Grußworte der Gmina Okonek (Ratzebuhr) richtete der Bürgermeister von Okonek, Herr Mieczysław Rapta, an die Ge-





meinde. Weiterhin bedankte sich der Konservator des Landes Wielkopolski bei Herrn Pfarrer Dydko für seinen Einsatz, die Kirchen in gutem Zustand zu bewahren und sie somit als Kulturdenkmäler zu erhalten. Durch das Sammeln von Spenden konnte z. B. die alte Orgel in der Pinnower Kirche restauriert werden, ferner wurden die Sitzbänke in den Kirchen von Pinnow und Hasenfier erneuert.

In seiner Rede dankte Pfarrer Dydko der Gemeinde für die Unterstützung, die ihm widerfährt, und einen besonderen Dank richtete er an Michael Kunat (Berlin) und Michael Otte (Neumünster) für ihren persönlichen Einsatz in Pniewo.

Nach dem offiziellen Gottesdienst gab es ein etwa halbstündiges Konzert in der Dorfkirche. Es wurden neben modernen Musikstücken auch Werke von Johann Sebastian Bach gespielt, sehr interessant interpretiert mit Orgel, Geige und Saxophon. Die jungen Musiker hatten sich ihren Applaus redlich verdient.

Im Anschluss gab es im Gemeindesaal und auf der Festwiese ein Gemeindefest mit den Bürgern des Kirchenkreises. Bei Livemusik, Bier und Wildschweinbraten gab es viele gute Gespräche, und abends klang das Fest gemütlich aus.

Michael Otte, Neumünster



Begrüßungsrede in der Aula des Fürstin-Elisabeth-Lyzeums in Szczecinek am 5. April 2013

Gesine Reinstrom, Vorsitzende des Vereins der Ehemaligen des Fürstin-Hedwigs-Gymnasiums zu Neustettin

Dzień dobry, sehr geehrter Herr Direktor Kania, sehr geehrte Damen und Herren des Lehrerkollegeiums, liebe Schülerinnen und Schüler des Fürstin-Elisabeth-Lyzeums, liebe ehemaligen Schüler des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums, sehr geehrte Damen und Herren!

Heute ist ein schöner Tag, denn wir feiern das 100-jährige Jubiläum dieses stattlichen Schulgebäudes. Es ist mir eine Ehre und große Freude, als Vorsitzende der Fürstin-Hedwig-Schüler-Vereinigung hier anwesend zu sein und Ihnen Grüße und Glückwünsche unserer Mitglieder zu überbringen. Dieses Schulgebäude hat die wechselvollen Zeiten erstaunlich gut überstanden. Durch die Errichtung der großzügigen Sporthalle präsentiert sich das eindrucksvolle Gebäude noch imposanter. Über dem Eingangsportal grüßt nach der Renovierung der äußeren Fassade wieder die alte lateinische Inschrift: Juventuti sacrum – der Jugend geweiht.

Betritt man die Schule zur Pausenzeit, ist der Besucher alsbald von sympathischen, fröhlichen, jungen Menschen umgeben. Wären nicht die sprachlichen Unterschiede, würden sich unsere ›Ehemaligen‹ vollends in ihre Jugendzeit zurückversetzt fühlen. Beim Aufenthalt in den Klassenräumen und dem Einnehmen der alten Sitzplätze gelingt dann zumeist die Zeitreise in die Jugend- und Schulzeit.

Im Laufe der letzten Jahre ist die Verbindung zwischen unserer Vereinigung und dem Fürstin-Elisabeth-Lyzeum vertraut und freundschaftlich geworden. Gern, sehr gern denken wir an die interessanten und vielseitigen Schülerdarbietungen anlässlich der ersten Professor-Tümpel-Preisverleihung aus dem Jahr 2010 zurück. Auch in diesem Jahr hat ein Professor-Tümpel-Wettbewerb stattgefunden. Die Preisverteilung hierzu wird in dieser Feierstunde erfolgen.

Der Weg zum ersten deutsch-polnischen Schüleraustausch zwischen Szczecinek und unserer Patenstadt Eutin wurde mit per-



sönlichen Gesprächen und dem Austausch vieler e-mails geebnet.

Wir würden uns über weitere Kontakte zwischen dem Fürstin-Elisabeth-Lyzeum und der Johann-Heinrich-Voss-Schule sehr freuen.

Die deutsch-polnische Gesellschaft gibt viermal jährlich die zweisprachige Zeitschrift ›Dialog‹ heraus. In deutsch-polnischen kulturellen Beiträgen wird u. a. über ein gemeinsames Geschichtsbuch diskutiert, weiterhin über das Jugendwerk usw.

Im zurückliegenden Heft wurde das traditionelle Bigos-Rezept beschrieben, das ich demnächst unbedingt ausprobieren sollte. Ein Jahresabonnement dieser Zeitschrift ›Dialog‹ und die beiden letzten veröffentlichten Hefte möchten wir der Schule zu Händen von Herrn Direktor Kania überreichen. Vielleicht ist diese Zeitschrift eine Anregung, von dieser Schule ausgehend in Szczecinek auch eine polnisch-deutsche Gesellschaft zu gründen.

In dieser Aula wurden die Entlassungsfeiern für die Abiturienten des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums veranstaltet. Verabschiedet wurden die Abiturienten traditionell mit dem Lied ›Komitat‹. Der Text dieses Liedes stammt von Hoffmann von Fallersleben (1846), die Melodie von Mendelssohn Bartholdy (1847). Dieses Lied war den älteren Jahrgängen der Ehemaligen so vertraut, dass es bei besinderen Jubiläen gespielt und gesungen wurde. Wir haben den Text von ›Komitat‹ übersetzen lassen und möchten das Lied dieser Schule und somit stellvertretend Herrn Direktor Kania überreichen. Dazu passend auf einer CD die vor fast 200 Jahren komponierte Melodie, wie man sie auch heutztage noch im Internet hören kann. Nach Abschluss dieser Feierstunden in der Aula wird eine Einweihung des Gedenksteins vor dem Schulgebäude stattfinden. Hierzu werde ich am Gedenkstein noch einige Worte sprechen.

Abschließend möchte ich nochmals die Wünsche unserer Vereinigung übermitteln:

»Dem Fürstin-Elisabeth-Lyzeum in Szczecinek ein zufriedenes Lehrerkollegium, eine lernbereite und fröhliche Schülerschaft und allen eine glückliche Zukunft in friedlichen Zeiten!«

Dziękuję

Rede am Gedenkstein am 5. April 2013

Gesine Reinstrom, Vorsitzende des Vereins der ehemaligen Schüler des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schülerinnen und Schüler, liebe Freunde!

Wir haben uns hier vor einem Gedenkstein versammelt, der an die über 300-jährige deutsche Geschichte des früheren Fürstin-Hedwig-Gymnasiums, des heutigen Fürstin-Elisabeth-Lyzeums erinnern soll. Fürstin Hedwig von Pommern war die Witwe des Herzogs Ulrich von Pommern. Sie gründete mitten in den Wirren des 30-jährigen Krieges im Jahre 1640 in Neustettin die später nach ihr benannte Schule. Mit drei Testamenten hat die Fürstin den Verbleib der Schule in Neustettin gesichert. Im Laufe der Jahre ergaben sich auf Grund ungünstiger wirtschaftlicher Verhältnisse des öfteren Bestrebungen, die Schu-



Inschrift auf dem Gedenkstein:

IN MEMORIAM
FÜRSTIN-HEDWIG-GYMNASIUM
Gimnazjum im. Księżnej Jadwigi
1640
Verein der ehemaligen Schüler
Stowarzyszenie byłych Uczniów
2013

le aufzulösen oder zu verlegen. Glücklicherweise wurden diese Pläne wegen der testamentarischen Anweisungen und Bestimmungen nicht durchgeführt. Die Stadtentwicklung hat durch dieses Gymnasium profitiert: weit über die Stadtgrenzen hinaus reichte der Bekanntheitsgrad.

Die enge Bindung der ehemaligen Schüler an ihre Schule ist heutzutage schwer nachzuvollziehen. Vielleicht lässt sich ein Hinweis für die Ursache dieser Schul- und Heimatbindung der ›Ehemaligen‹ bei den drei Schülervereinen mit ihren Traditionen sowie dem damaligen Zeitgeist finden. Außerdem waren es andere Zeiten und Lebensumstände, in denen die

Schüler lebten. Es war eine Welt ohne Handys, Internet und die Möglichkeit zu skypen. So wurde die Schule der zentrale Ort, um sich zu treffen und den Zusammenhalt zu pflegen. Von einer Schülergeneration auf die nachfolgende wurde dieses Gedankengut, die enge Bindung an die Schule sowie die Fürsorge für die Schule weitergegeben. Die Schülervereine, die sich intensiv mit Literatur, Musik und Sport beschäftigten, übernahmen studentische Bräuche wie das Tragen von Mützen und Bändern, das Abhalten von Kommersen und das Feiern von Stiftungsfesten. Auch später als ›Alte Herren‹ hielten sie engen Kontakt untereinander und unterstützten den aktiven Schulbetrieb in Form von Geld- und Sachspenden im Sinne des heutigen Sponsorings. Ja, es war wirklich eine andere Welt, aber in der damaligen Zeit war es für die ›Ehemaligen‹ die Welt, in der sie sich wohl fühlten.

An dieser Stelle möchten wir uns herzlich bei Herrn Direktor Kania und dem Lehrerkollegium sowie den städtischen Behörden bedanken, die unserer Bitte entsprochen haben, diesen Gedenkstein errichten zu dürfen. Bis zur Fertigstellung dieses Steines gab es eine Vielzahl insbesondere sprachlicher Hindernisse, bei deren Überwindung uns Frau Daria Stec hilfreich unterstützt hat.

In gutem Einvernehmen mit dem Fürstin-Elisabeth-Lyzeum möchten die Mitglieder der Fürstin-Hedwig-Schüler-Vereinigung diesen Gedenkstein stiften zur Erinnerung an ihr ehemaliges Fürstin-Hedwig-Gymnasium. In dieses Gedankenspektrum seien integriert Gedenken an die Schulgründerin Fürstin Hedwig, an eine Vielzahl von Pädagogen sowie an Generationen von Schülern und ab 1926 auch Schülerinnen. Unser leider im September 2012 verstorbenes Vereinsmitglied, der Theologe und emeritierte Professor Dr. Peter C. Bloth hatte seinen Vorschlag für die Steininschrift wie folgt formuliert: »Den Schülern des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums von 1640 – 1945 in gutem Gedenken, den Schülerinnen und Schülern des Fürstin-Elisabeth-Lyzeums seit 1946 in bleibender Hoffnung.«

Wir freuen uns, dass dieser Gedenkstein als kulturelles Erbe und Vermächtnis hier auf dem Schulgelände seinen Platz gefunden hat. Er ist ein Abschiedsgruß der sich im nächsten Jahr aus Altersgründen auflösenden Schülervereinigung an das Fürstin-Elisabeth-Lyzeum und an die Stadt Szczecinek.



1. Internationale Konferenz **»Heimat«**

12. – 15. September 2013
Szczecinek/Polen

»Sind wir Europäer in unserer Heimat?«

Der Starost des Landkreises Neustettin/Scszecinek und die Neustettiner aus Stadt und Kreis sowie die jetzigen Bürger von Szczecinek laden ein zu einem gemeinsamen Gespräch.

Donnerstag, den 12. September 2013

Patronat: Herr Starost Krzysztof Lis

9.00 Uhr	Kurze Begrüßung durch Herrn Starost Krzysztof Lis Herrn Dr. Siegfried Raddatz, HKA Herrn Sławomir Miara, Hauptorganisator
9.30 – 10.10 Uhr	Herr Starost Krzysztof Lis (30 – 40 Min) mit anschl. Diskussion
10.10 – 11.00 Uhr	Herr Dr. S. Raddatz (30 – 40 Min. Dörfer) oder 60 Min. Dörfer – Woher – Wohin? mit anschl. Duskussion
11.00 – 11.15	Kaffeepause

11.15 – 12.00 Uhr	Herr S. Miara (30 – 40 Min) Popularyzacja historii miasta i powiatu przy współpracyz HKA – Popularisierung der Geschichte von Stadt und Kreis Neustettin/Szczecinek in Zusammenarbeit mit dem HKA mit anschließender Diskussion
12.00 – 12.30 Uhr	Herr Horst Beier (15 Min) Fa. Ramelow Diskussion
12.30 – 13.00 Uhr	Herr Dr.Winfried Brandenburg oder Herr Friedrich Schreiber (15 Min) Diskussion
13.00 – 14.00 Uhr	Mittagspause (Mittagessen individuell, im Hotel vorbestellt)
14.00 – 14.30 Uhr	Herr Friedrich Schreiber oder Herr Dr.Winfried Brandenburg (15 Min) Diskussion
14.30 – 15.00	Frau Gesine Reinstrom (15 Min) Diskussion
15.00 – 16.00 Uhr	»Welches Haus ist das?« Fragen und Antworten oder ein kleines Stadt-Quiz
16.00 – 16.25 Uhr	Fußweg zur Schiffsanlegestelle
16.30 Uhr	Abfahrt des Bootes zur Seerundfahrt Grillfeuer auf der bewirteten Mauseinsel mit Schankwirt
	Das Pommernlied mit Instrumentalbegleitung zum Abschluss
19.30 Uhr	voraussichtliche Rückkehr zur Anlegestelle

Mit **RADMER REISEN** im Osten wie zu Hause sein

Heimattreffen für die Stadt und den Kreis Neustettin und Historikerkonferenz »Unsere engere Heimat in der EU«

Reisenr.	Tage	Termin	Verpfl.	Preis	EZ-Zuschl
151133	8	10.9.–17.9. 2013	HP	695.–	105.–

1. Tag Anreise über Hannover und Berlin

2. Tag Stadtbesichtigung Neustettin

3.–5. Tag Internationale Konferenz der engeren Heimat
An diesen Tagen werden verschiedene Ausflüge angeboten, die nicht im Reisepreis enthalten sind.

6. Tag Heimattreffen für die Stadt und den Kreis Neustettin

7. Tag Fahrt durch den Heimatkreis

8. Tag Rückreise

Leistungen:

- Busfahrt
- 7 × Übernachtung / HP
- Stadtbesichtigung in Neustettin
- Stadtbesichtigung in Neustettin
- Fahrt durch den Heimatkreis
- Straßenzoll in Polen

CAFÉ ADAM DIE GEB
UND DIE M





Gruß aus Café Adam,
NEUSTETTIN am Markt



RÜDER SCHNUCHEL
AUSEINSEL







Am 1. Juli 1893 eröffnete der Konditormeister Paul Adam in Neustettin, Markt 3, im Hause Ecke Markt/Schlossstraße (letzter Besitzer Walter Mollenhauer) eine Konditorei. Am 22. Februar 1897 schloss er mit Elsa Sommer (Buchhandlung Sommer, Markt 12) die Ehe.

Nach Fertigstellung eines Umbaus neben dem Rathaus (Markt 15 und Markt 16) wurde 1900 der Betrieb dorthin verlegt und als Café und Konditorei mit der Firmenbezeichnung *Café Adam* eröffnet.

Durch den in der Nähe von Neustettin liegenden Truppenübungsplatz Hammerstein wurde das Unternehmen bald weit über die Grenzen Neustettins bekannt und für Neustettiner und Auswärtige als gemütliche Aufenthaltsstätte geschätzt.

Nach dem frühen Tode des allseitig beliebten Wirtes führte für die Erbengemeinschaft die Witwe den Betrieb weiter. Nach dem 1. Weltkrieg eröffneten aber noch andere Betriebe in Neustettin Gaststätten gleicher Art. Es wurden Umbauten im Lokal erforderlich, auch eine Unterhaltungskapelle musste eingestellt werden. Die schweren



Anforderungen brachten die Verwalterin zu dem Entschluss, den Betrieb zu verpachten.

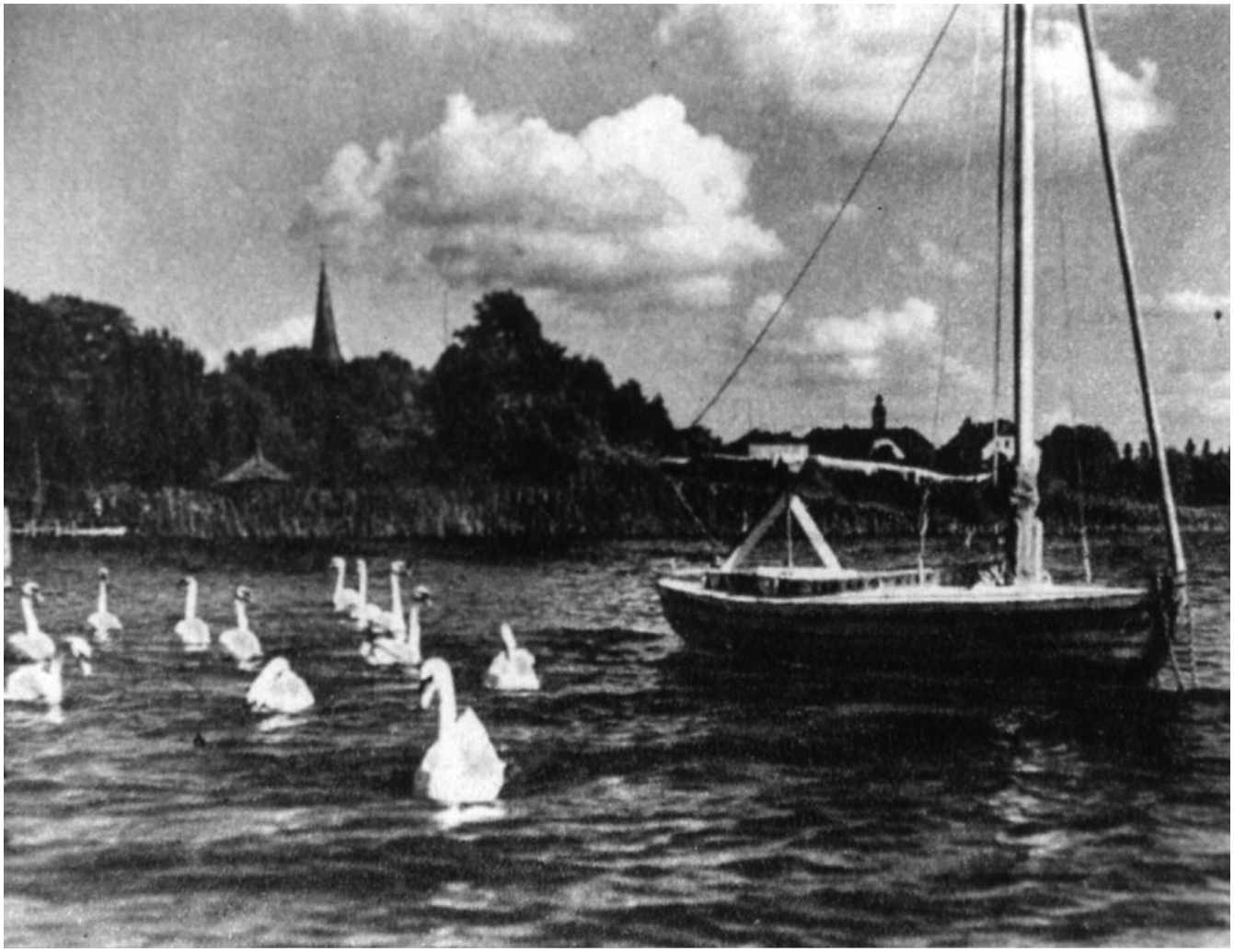
Am 1. Mai 1932 übernahmen Kurt Schnuchel und sein Bruder Martin das Café Adam. Sie verstanden es, den Betrieb durch Kauf des Nachbargrundstücks zu erweitern. 1934 übernahmen sie noch von Frau Brede, Preußische Straße 1, zusätzlich die Mauseinsel – die im Besitz der Stadt war – in Pacht.

Lange Jahre erfreute Kurt Henkels mit seiner beliebten Kapelle die Gäste in Schnuchels Betrieben. Nach dem Tode des Gründers des Café Adam gehörte das gemischt genutzte Grundstück folgenden Erben:

Witwe Elsa Adam,
geb. Sommer
Tochter Helene
Sohn Bruno
Sohn Werner
als Erbengemeinschaft.

Der Pachtvertrag mit den Gebrüdern Schnuchel lautete über 20 Jahre und wäre am 30. April 1952 abgelaufen.

1945 ging der Besitz Café Adam, Neustettin, Markt 15 und Markt 16 durch die Vertreibung



der Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße an die Polen verloren.

Elsa Adam, geb. Sommer, starb fast 90jährig in einem Altenpflegeheim in Apolda in Thüringen. Werner Adam fiel im März 1943 an der Front in Italien, Bruno starb in Hamburg, und Tochter Helene, verheiratete Wachlin, konnte erst im Februar 1963 durch Familienzusammenführung zur Tochter Hilde, verh. Slupinski, nach Hagen übersiedeln.

Die Lebensdaten ihrer Eltern sind: Arthur Wachlin, geb. am 25. März 1888, verst. am 12. Mai 1975, und Helene Wachlin, geb. Adam, geb. am 15. September 1900, verst. am 23. November 1978

Hilde Slupinski,
Ginsterheide 18, 58097 Hagen,
Telefon 0 23 31-8 67 41

Mauseinsel

Wollte die ganze Familie am Sonntag zur Mauseinsel, so war dies für uns vor allem ein finanzielles Problem. Bootsfahrten waren am Sonntag sowieso etwas teurer als am Alltag. Um Geld zu sparen, gingen wir den weiten Weg zur Fähre. Diese lag in der Nähe des Sportplatzes an einer schmalen Stelle des Sees. Erwachsene zahlten zehn Pfennige pro Überfahrt, Kinder die Hälfte. Mittels Muskelkraft kam die Fähre an der Anlegestelle im Klosterwald an. Von dort gingen wir zu Fuß entlang eines Uferweges in Richtung Mauseinsel.

Unterwegs legten wir eine Rast ein, meistens dort, wo im Winter die Stubben gerodet worden waren. Meine Mutter schenkte Malzkaffee aus der Thermoskanne ein, selbstgebackener Kuchen wurde gegessen und anschließend mit anderen Familien ›Blinde Kuh‹ oder ›Schinkenklopfen‹, was man auch ›Frischwachs‹ nannte, gespielt. Mein Vater hatte seinen Spaß daran, alles zu inszenieren.

Wenn das eigentliche Ziel, die Mauseinsel mit ihren Einrichtungen, endlich erreicht worden war, blieb der gastronomische Teil uns Armen größtenteils verschlossen. Neben der Gaststätte mit ihren schönen Außenanlagen gab es aber einen kleinen Zoo, den wir uns ansehen durften, weil es dort keinen Eintritt kostete. An die Tische des Lokals haben wir uns nie gesetzt, dafür reichte der Geldbeutel nicht.

Es war das Selbstverständlichste von der Welt, dass es immer Arme und Reiche geben musste. Erst im Himmel, so hörte ich, würden diese Unterschiede nicht mehr bestehen. Dort sollten aber nur die braven, gehorsamen und fleißigen Leute hineinkommen, die an Gott glaubten und die zehn Gebote auf Erden eingehalten hätten. Ich durfte mich also schon zu Lebzeiten darauf freuen, vielleicht zu denen zu gehören. Zum Teufel, in die Hölle wollte ich nicht. So fanden wir uns mit dem ab, was uns auch der Pastor immer erzählt hatte und blieben außen vor.

Wir breiteten hier die Wolldecke wieder aus und machten es uns darauf gemütlich. Zum Abend hin gab es auf dem Bootsanlegesteg ein leichtes Gedränge. Immerhin hatten meine Eltern soviel Geld, dass wir mit dem Motorboot zurückfahren konnten, was uns den Nachhauseweg enorm abkürzte. Wer ärmer war als wir, musste entweder zu Hause bleiben oder zu Fuß den weiten Heimweg antreten.

Günter Damaske,
2002,
in »Ich war einer von Hitlers Kindern«, Seite 17

Die Mauseinsel und der Streitzigsee

Wenn im Sommer schönes Sonntagswetter war, sagte mein Vater: »Wir fahren mit dem Schiff zur Mauseinsel.« Auf unserem Streitzigsee fuhren drei Passagierboote, die ›Hindenburg‹, die ›Neustettin‹ und die ›Adolf Hitler‹. Außerdem hatte der Konditor Schnuchel vom Café Adam noch ein kleines Motorboot, um sein Restaurant auf der Mauseinsel zu beliefern.

Das einzige Boot, das den Krieg überstanden hat, war die ›Adolf Hitler‹. Dieses Boot wurde von den Polen in ›Westerplatte‹ umbenannt und ist noch jahrelang auf dem See gefahren. Der Verbleib der übrigen Boote ist mir nicht bekannt.

Jetzt aber zurück zur Mauseinsel. Die Abfahrt war an der Parkbrücke. Hier warteten schon viele Menschen, um zur Mauseinsel übergesetzt zu werden.

Die Fahrt dauerte etwa 15 Minuten. Nach dem Anlegen strömten die Menschen zu dem Restaurant, um an den Tischen Platz zu nehmen. Manche Leute hatten auch eine Decke mitgebracht und lagerten unter den schattigen Bäumen. Sie hatten eine Thermoskanne Kaffee mitgebracht und selbst gebackenen Kuchen oder belegte Butterbrote.

Die Kinder hatten schon ihre Beschäftigung an den Schaukeln, Wippen und Karussells gefunden. Die Karussells konnten im Inneren mittels eines großen Rades (wie beim Steuerrad eines Schiffes) in Bewegung gesetzt werden. Dies war natürlich etwas für die kräftigeren Jungen, die das Karussell auf eine ganz schöne Geschwindigkeit bringen konnten.

Im hinteren Teil des Restauranthofes hatte Herr Schuchel einen kleinen Zoo installiert. Dort gab es einige kleine Äffchen, was uns Kinder immer ganz besonders anzog. Und auf dem Freigelände schlug ein Pfau stolz sein Rad.

Welch ein großes Vergnügen war es für jung und alt, den Sonntag auf der Mauseinsel zu verbringen!

Abends ging es wieder zurück. Die drei Schiffe sorgten dafür, dass alle wieder gut zur Parkbrücke zurückkehren konnten. Während des Krieges gab es keine Kinderfeste und auch keine Tanzveranstaltungen mehr.

Das Restaurant war geschlossen. Aber im Krieg sind wir Jungen doch noch oft zur Mauseinsel gekommen. Mit unserem Paddelboot haben wir den See unsicher gemacht.

Es muss im Jahre 1943 gewesen sein, als eine Pioniereinheit mit

Die Mause-Insel

Neustettins beliebtes Ausflugslokal ist heute der Anziehungspunkt nicht nur für Neustettin, sondern auch für die weitere Umgebung geworden. Der Grund hierfür ist in erster Linie in der herrlichen Lage zu suchen. Wald und Wasser sind die Voraussetzungen der sommerlichen Erholung. Die Mause-Insel trägt diesen Voraussetzungen in vollstem Maße Rechnung. Umspült vom schönen, 1200 Morgen großen Streitzig-See, ist die Mause-Insel mit ihren schattigen Bäumen ein Erholungsort, wie er schöner kaum gedacht werden kann. Ein Verbindungsweg zum Klosterwald ermöglicht schöne Waldspaziergänge und die Benutzung des im Walde gelegenen Familienfreibades mit langgestrecktem Strand. See- und Waldluft, die wichtigsten Faktoren der sommerlichen Erholung sind in verschwenderischem Maße vorhanden.

In zweiter Linie begründet die Mause-Insel-Gaststätte die große Beliebtheit dieses Neustettiner Ausflugsortes. Die Bewirtschaftung der Mause-Insel durch die Gebr. Schnuchel ließ dieselbe zu einem Schwesternbetrieb des Kaffee Adam, Neustettins führender Unterhaltungsgaststätte werden. Das Kaffee Adam verdankt seine Beliebtheit hauptsächlich dem Unternehmungsgeist der Inhaber. Kapellen von Rang und Ruf gastieren hier. Namhafte Künstler werden verpflichtet und hinsichtlich Unterhaltungs-, Tanz- und Konzertmusik bleiben keine Wünsche offen.

Dieser Unternehmungsgeist hat auch fruchtbar auf die Mause-Insel übergegriffen. Während im Winter der Fasching in Neustettin die größte Begebenheit ist, an der auch die weitere Umgebung freudig teilnimmt, konzentrieren sich die sommerlichen gesellschaftlichen Veranstaltungen auf die Mause-Insel. Flaggenfest der Hapag, Großveranstaltungen des Neustettiner Verkehrsamtes usw. hatten große Besucherzahlen aufzuweisen. Und immer herrschte eine frohe Stimmung, die ja auch bei gutem Wetter auf diesem herrlichen Stückchen Erde nicht ausbleiben kann.

Aber auch außer diesen Sonderveranstaltungen
wird auf der Mause-Insel etwas geboten.

Sturmbooten auf dem Streitzigsee eine Übung abhielt. Für uns Burschen war das ja das Größte: Sturmboote, die mit hoher Geschwindigkeit über das Wasser rasten. Wir waren alle hellauf begeistert. Die Pioniere hatten die Boote direkt vor unserer Freibadeanstalt auf der Wiese gelagert, und das Schönste war, dass wir ab und zu auch einmal mitfahren durften.

In der Mitte des Sees hatten die Pioniere ein Floß verankert. Dies war für uns eine Aufforderung, dorthin zu schwimmen. Wir wollten dort ausruhen und dann weiter zur Mauseinsel schwimmen. Aber als wir am Floß ankamen, waren wir noch so frisch, dass wir bis zur Mauseinsel durchschwimmen konnten. Erst auf dem Rückweg haben wir das Floß aus reiner Neugier geentert. So habe ich zum ersten Mal den Streitzigsee schwimmend überquert. Ja wir waren schon die reinsten Wasserratten!

Wie oft haben wir uns nach der Schule an der Parkbrücke ein Ruderboot geliehen und haben damit den Steitzigsee erkundet. Es gab vier Inseln auf dem See: der Binsenberg, der lag praktisch mitten im See, der Hechtberg, er lag unmittelbar vor der Mauseinsel. Die Mauseinsel nannte sich zwar Insel, war aber eine Halbinsel genau wie die Schwaneninsel. Dann gab es noch zwei kleinere Inseln. Die eine lag direkt vor der Parkbrücke (Hedwig-Insel, Brigitta Kasten). Hier lag auch das tolle Segelboot des Malermeisters Oesterreich vor Anker, die ›Libelle‹. Er war der Großvater meiner Klassenkameradin Brigitta Kasten.

Die zweite kleine Insel, die Schlosserinsel, lag vor dem Scharnhorstplatz etwas östlich von der Bismarckfähre. Dies war eine Fähre mit Handbetrieb, sie führte hinüber zum Klosterwald.

Wir sind aber nicht nur mit geliehenen Booten auf dem Streitzigsee gefahren, sondern auch mit eigenen Paddelbooten. Als erstes hatten meine Freunde Hartmut und Hans Schmökel ein Paddelboot. Ihr Vater war von 1937 bis 1945 Pächter der Kantine in der Infanteriekaserne. Somit hatte Vater Schmökel Gelegenheit, sich in der Kaserne von einem gefangenen Franzosen – er war ein toller Schiffbauer, – ein Paddelboot aus Sperrholz bauen zu lassen. (Außerdem bekam Vater Schmökel auch einen Rauchtisch, ca. 80 x 80 cm groß, mit einer Glasplatte, unter der sich das Neustettiner Wappen befand, aus Holz geschnitzt, ein wunderbares Stück).

Ja, Vater Schmökel war unser guter Geist. Hatten wir mal wieder irgendwelche Streiche in der Ka-



Zu den Konzerten gehört natürlich

der gemütliche Kaffeetisch

Auf die Zubereitung des Kaffees wird auf der Mäuse-Insel ganz besonderer Wert gelegt. Ein reichhaltiges Kuchenbuffet bietet große Auswahl der bekannt guten Backware der Konditorei Schnuchel. Auch die Spezialitäten des Hauses, wie Bienenwaben, Königskuchen, Sandtorten, Schwarzwälder Kirschtorte, Tagesfruchttorten, sind stets frisch zu haben. Große Sonnenschirme und bequeme Gartenstühle sorgen für weitere Bequemlichkeit.



Man kann sich unbesorgt den süßen Genüssen (ohne Gefahr für die schlanke Linie) hingeben, denn für sportliche Betätigung sorgt

die Freitanzfläche

Ein Tänzchen unter freiem Himmel, im Wald und am See hat bestimmt seinen besonderen Reiz. An schönen Sommertagen verlegen die guten Kapellen des Kaffee Adam ihre Tätigkeit auf die Mause-Insel. Hierdurch ist eine gute Tanzmusik von vornherein garantiert.

Wer wollte da widerstehen?

Ein großer Anziehungspunkt für Groß und Klein ist



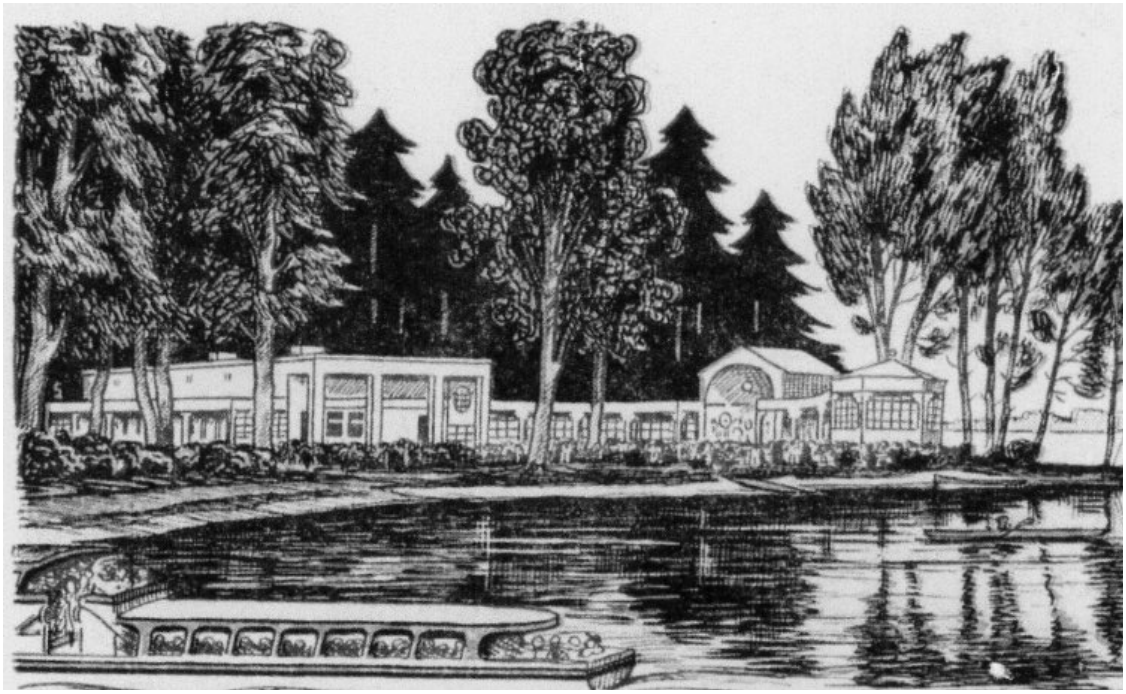
Der Kinderzoo

Die vier Affen, die ja schon zum Inventar der Mause-Insel gehören und schon viel Freude mit ihren Späßen hervorgerufen haben, sind durch Zuzug einer ganzen Familie (Vater, Mutter und Tochter) auf sieben vermehrt worden. Aber nicht nur Affen sind vertreten, sondern alle möglichen Vögel wie Wellensittiche, Papageien und viele Ziervögel, ferner allerlei Kleintier wie hübsche Kaninchen, Meerschweinchen, Eichhörnchen, Schildkröten, weiße Mäuse usw. und bieten für Schulen gutes Anschauungsmaterial.

Das Shetlandpony Mohrchen

hat als neuer Spielkamerad auf der Mause-Insel seinen Einzug gehalten. Dieses allerliebste kleine Pferdchen, wenig größer als ein Schaukelpferd, wird wohl bald der Liebling aller Kinder sein; denn Mohrchen läßt reiten und sich vor den Wagen spannen und ist in seiner Gutmütigkeit auch zu kleinen Streichen aufgelegt, die meistenteils durch seine große Neugierde entstehen. Mohrchen hat sich im übrigen schon gut bei uns eingelebt und ist jetzt etwas eifersüchtig auf seine neue Konkurrenz.





serne ausgeheckt, er hat alles wieder geregelt. Als Chef der Kantine hatte er gute Beziehungen zu den Militärs in der Infanteriekaserne.

Auf der Mauseinsel war während des Krieges Ruhe eingekehrt. Es gab keine Tanzveranstaltungen und auch keine Kinderfeste mehr. Meine letzte Erinnerung an die Mauseinsel war im Winter 1943/44. Ein Eissegler hatte sein Gefährt mit Kindern vollgeladen und ist mit uns über den See gejagt. Ja, diese Eissegler können auf dem zugefrorenen See Geschwindigkeiten bis zu 100 km/h erreichen.

Plötzlich brach – wahrscheinlich durch die hohe Belastung – die rechte Kufe des Eisseglers ein. Wir haben ihn aber schnell wieder flott gemacht. Da wir unsere Schlittschuhe anhatten, konnten wir schnell zur Mauseinsel laufen und Arme voll Schilf holen. Dieses kam zur Warnung für die Schlittschuhläufer in das Loch im Eis.

Seitdem lag das Restaurant in einem Dornröschenschlaf. Es ist beim Einmarsch der Russen noch völlig intakt gewesen. Später sind die Gebäude einer sinnlosen Zerstörung zum Opfer gefallen. Eberhard Staats hat die Überreste im Sommer 1958 fotografiert. Es standen nur noch einige Mauerreste. Man kann die einstige Schönheit des Restaurants noch nicht einmal mehr erahnen. Auch von der Anlegebrücke am Ufer des Steitzigsees sind nur noch einige Pfähle vorhanden, sie ragen wie alte verrottete Zahnstümpfe aus dem Wasser.

Wie war unser Neustettin doch so schön!

Jochem Horn,
früher Gneisenauweg, heute Goch

OZEAN STREITZIGSEE

Jeder, auch der kleinste Pinsel,
kennt gewiss die Mauseinsel,
die im Streitzigsee gelegen,
wo die Leute sonntags pflegen,
ihren Kaffee zu verzehren
und die Streichmusik zu hören,
ihren kleinen Flirt zu machen,
Schnäpschen trinken, fröhlich lachen.

Stolz fährt man mit ›Hindenburg‹
zwischen kleinen Inseln durch.
Paddelboote, Segler, Schwimmer,
weißer Wellenkräusel Schimmer,
blanker Sonne fröhlich Schmunzeln,
das vertreibt die Alltagsrunzeln.
Lustig man das Tanzbein schwingt,
wenn die Geige Walzer singt.
Ober, bitte noch ein Bier!
Kinder, das ist ein Plaisir!

Gegen ein Uhr in der Nacht
wird dann endlich Schluss gemacht.
Hannes Schnuchel, der macht Kasse.
Kinder, ist das eine Masse !
Ja, der Wirt, der ist zufrieden,
viel Erfolg war ihm beschieden.
Raus darum mit jenen Leuten,
die sich noch so lange scheuten,
von der Theke fortzueilen,
die ganz eisern hier verweilen,
deren einz'ger Seelentrost
bleibt das kleine Wörtchen ›Prost!‹

Schließlich geht man mit Gesang
auf dem Pfad zum Boot entlang.

Und als der Gehirne Knebel
fest umfängt sie dicker Nebel.
Aber auch in der Natur
herrschet dicker Nebel nur,
und des Bootes Kapitän
kann vor Nebel gar nichts seh'n.
Denn als Seeman, als an Land,
trank er auch so allerhand,
und der Nebel auf dem Teich,
der umfängt ihn alsogleich,
lässt ihn nicht aus seinen Armen,
hat wahrhaftig kein Erbarmen.

Alles ist schon in dem Wahn:
Wir sind auf dem Ozean.
Keine Küste ist zu seh'n,
wohin soll die Fahrt nur geh'n?
Denn es wollte das Geschicke,
niemals sah man eine Brücke.
Auch ans Ufer konnt' man nicht
wegen Tiefgangs allzu dicht.
Allen ist dabei nicht wohl,
denn nicht mal der Alkohol
wirkt sich aus auf inn're Wärme,
ja, es streiken die Gedärme.

So fuhr man die ganze Nacht,
bis die Morgenröt' erwacht.
Da – auf einmal – wurde Licht,
und die Brücke war ganz dicht.
Moral:
Hast keinen Kompass Du an Bord,
so fahr bei Nebel niemals fort!

Eingesandt von Jochem Horn.

Unser Leben in Neustettin um 1900

Mein Vater Karl August Bordt war der zweite Sohn eines Bauernhofbesitzers in Streitzig, dicht am Klosterwald. Der Hof hatte eine Größe von 480 Morgen (120 Hektar); dazu gehörte ein kleiner Wald von einem Hektar.

Mein Vater bekam sein Pflichtteil und kaufte sich dafür ein Grundstück am Westrand von Neustettin von 1,5 Hektar Größe. Dieses Grundstück lag direkt am Streitzigsee am Ende der Königstraße. Ein kleines Haus war bereits vorhanden.

Drüben auf der anderen Seite des Sees befand sich der Klosterwald und der Forst Karlshorst. Mein Vater vergrößerte das Haus auf das Doppelte. Westlich des Hauses legte er einen parkartigen Garten an. Ringsherum wurden Birken, Erlen, Rüstern und andere Laubbäume angepflanzt. Es wurde ein Lattenzaun von 1,5 Meter Höhe um den Garten gesetzt, und dort wurden Flieder, Holunder, Faulbäume und andere Sträucher gesetzt, auch um die Frühjahrs- und Herbststürme von der Hoflage abzuhalten.

Es gab auch ein Stallgebäude, dessen Giebel an den Garten grenzte. An der Mauer stand eine lange Bank. Von dort aus konnte man den gesamten Garten übersehen und hatte zwischen den Birkenstämmen hindurch einen schönen





Ein rechter Pommer alter Art trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt, und 14 Tage nach Johann da zieht er ihn schon wieder an.

Blick auf den See und den dahinter liegenden Wald. Im Mai und Juni saßen wir dort sehr oft und erlebten den Sonnenuntergang. Der ganze Himmel hatte eine goldgelbe Farbe. Aus der Tannenallee kamen Fledermäuse hervor.

Hoch oben zwischen den Bäumen tummelten sich Tausende von Mücken und gaben einen singenden Ton von sich. Aus der Ferne hörte man den Ziegenmelker. Bei Windstille sah der See ganz schwarz aus, weil der dahinter stehende Wald ihn so färbte. Man hörte vom Wasser her den Ruf der Wildenten, Blesshühner und der Haubentaucher. Wo Wasservögel entlang schrammten, bildeten sich immer weiße, schmale Streifen, die dann bald wieder verschwanden. Dies alles konnte man von unserer Bank aus gut beobachten. Unser Garten lag auf einem kleinen Hügel. Dadurch wurde uns der Blick auf den See erleichtert.

Unter den Birken hatten wir eine Kegelbahn. An Sommersonntagen bekamen wir nachmittags oft Besuch, zum Beispiel vom Kirchenchor. Es kamen Männer und Frauen zum Kegeln. In der Nähe befand sich eine Laube mit Tischen und Bänken. Der Bierbrauer brachte ein Fass Bier. Es wurde angezapft, und los ging's. Es herrschte ein reges Treiben.



Marktplatz mit Kaiser-Wilhelm-Denkmal

Die weiblichen Besucher zogen sich dann zurück, unterhielten sich und tranken Kaffee. Wir hatten insgesamt vier Lauben. Drei davon wurden aber nur selten benutzt. Uns gehörte auch ein Kahn, der an einem Steg am See festgezurrt war. Manchmal machten wir mit den Gästen eine Kahnpartie. Bei Bedarf liehen wir uns noch einige Boote dazu und fuhren auf eine Insel, die einige hundert Meter vor dem Wald gegenüber lag. Dort wurden Gesellschaftsspiele veranstaltet. Abends ging es dann zurück nach Hause. Hier wurde noch Musik gemacht, und so verging der Tag sehr unterhaltsam. Oft kamen auch Besucher aus dem Verwandten- und Bekanntenkreis.

Über Weihnachten und Neujahr wurden Spiele veranstaltet mit Nüssen. Erwachsene und Kinder beteiligten sich daran. Es wurde dabei meist sehr spät. Bei dieser Gelegenheit wurde unser ›gutes Zimmer‹ geheizt. Sonst spielte sich immer alles im Wohnzimmer ab.

Zurück zum Garten: In den vier Ecken des Gartens waren Lauben errichtet und mit weißem Flieder bepflanzt. Der Garten wurde in zwei Teilen angelegt. In der Mitte war ein Buchsbaumweg. Im nördlichen Teil wurden Pflaumen, Mirabellen, Kirschen und Zwetschgen gesetzt, im südlichen Teil, der fruchtbarer war, wurden Birnen und verschiedene Apfelsorten gepflanzt. Das geschah schon vor 1870.



Markt mit Königstraße und Nikolaiturm

Für den Obstbau wurde mein Vater von einem Obstbauexperten beraten. Es war sein Onkel mütterlicherseits, der Hauptlehrer Below. Mein Vater konnte also erstklassiges Obst anbauen. Um 1900 herum hatten die Bäume schon eine Höhe von bis zu 20 Metern.

Drüben auf der anderen Seite des Streitzigsees war Mischwald mit Kiefern, Tannen, Eichen, Buchen, Wacholder, mit vielen Farnkräutern und allerlei Beeren. Etwas abseits gab es auch Sumpfstellen. Dort brüteten Kraniche.

Ganz am südlichen Ende des Gartens nach dem See zu befand sich die Kegelbahn unter hohen Bäumen. Zwischen dem 1. und 2. Weltkrieg las ich in einer Schrift des Barons Jörg Lanz von Liebenfels, ein Weltreisender und Archäologe, dass das beste Obst auf unserer Erde an der mittleren Ostseeküste wächst, also ungefähr zwischen Danzig und Stralsund. Als ich das las, war ich doch sehr erstaunt. Ausgerechnet auf unserem zum Teil sehr kargen und rauhen Pommernland sollte das beste

Obst wachsen? Als ich später Obst aus Italien, Frankreich, Kalifornien, Westdeutschland, Norwegen, Russland, ja sogar aus Neuseeland kennen lernte, schien mir dann doch das pommersche Obst zumindest zum Besten zu gehören, nicht dem Anschein nach, aber nach dem Geschmack!

Nun zu meinem Vater: Im Sommer stand er bereits um fünf Uhr morgens auf, ging zum See, zog sich aus und stürzte sich ohne Überlegung in das Wasser des Streitzigsees. Dann schwamm er etwas, zog sich an, ging ins Haus und begab sich gleich zur Arbeit. Das Essen pflegte er pünktlich einzunehmen. Punkt sieben morgens gab es Kaffee mit frischem Weißbrot. Das Weißbrot hing schon vor sieben Uhr im Beutel am Türdrücker. Um 9.30 Uhr gab es ein zweites Frühstück. Dazu trank mein Vater eine Tasse Fleischbrühe. Und wenn er Appetit hatte, trank er auch mal einen Schnaps. Diesen stellte er selber her.

Wir hatten ein großes Tafelklavier. Ein guter Freund meines Vaters war der Organist Wilhelm Schultz. Man sagte, Herr Schultz wäre als Organist ein Genie gewesen. Da ich damals noch ein Kind war, konnte ich dies nicht beurteilen. Wenn wir abends Gäste hatten, spielte mein Vater oft Klavier.

Die ersten Schuljahre

Ostern 1896 kam ich in die Stadtschule, wie man sie damals bezeichnete. Es war die alte Friedrichschule, ein langes, einstöckiges Gebäude. Später wurde ja ein wunderbares, neues Schulgebäude in schönem Klinkerstein erstellt. Mein erster Lehrer hieß Lange. Er hatte rote Flecken im Gesicht, die sich änderten, je nachdem wie er gelaunt war. Von Natur hektisch, leicht erregbar und unberechenbar. Da ich von Natur her sehr sensitiv bin, beeinflusste er mich auf eine unangenehme Art, so dass ich, wenn ich gefragt wurde, nichts heraus brachte. Öfter ließ er meinen zwei Jahre älteren Bruder Johannes kommen und fragte ihn: »Sag mal, was ist eigentlich mit deinem Bruder los? Ist er faul, oder kann er wirklich nichts? Nimm ihn mal richtig vor, dass er was lernt!« So ließ der Lehrer meinen Bruder mehrmals kommen, aber es half nicht viel.

In der vierten Klasse hatten wir den Lehrer Müller, ein beleibter Mann in den dreißiger Jahren. Sein Steckenpferd war die Grammatik. Dabei ging er auf die Bänke zu, mit einem langen Rohrstock bewaffnet und fragte ab. Wer es nicht gleich wusste, bekam sofort eins übers Kreuz. Darin war er unerbittlich. In anderen Fächern war er mitteil-

samer. Öfters sagte er: »Wisst Ihr, was gut schmeckt? Gelbe Erbsen, gut gekocht und zu einem Brei gestampft, mit Schweinsohren, ah! Das schmeckt!« Bei diesem Lehrer blieben wir ein Jahr.

Nun kamen wir in die fünfte Klasse. Unser Lehrer hieß Krüger. Er stammte aus einem Bauernhof. Ein ruhiger, gesetzter Mann, sehr sorgfältig in seinen Ausdrücken. Hier in der fünften Klasse war ich bereits ein mittelmäßiger Schüler. Mein Bruder Johannes brauchte nicht mehr in meine Klasse zu kommen. In der nächsten Klasse hatten wir den Lehrer Ziesemer. Ein kleiner, schlanker Mann in mittleren Jahren. Er war ein guter Lehrer. Sein Steckenpferd war die richtige Aussprache der französischen Wörter. Darin konnte er sich nicht genug tun. Er wohnte auch in der Friedrichstraße, wo sich ja unsere Schule befand. Herr Ziesemer hatte sein Häuschen burgartig gebaut, so dass ein Fremder nicht ohne weiteres herein konnte.

Der nächste Lehrer hieß Pommerening. Er war schmalgesichtig und etwas empfindlich. Wir Kinder nannten ihn ›Pamelspitz‹ – nach einem Gebäckstück ›Pamel‹ aus Roggenmehl, das länglich war und an beiden Seiten eine Spitze hatte, also eine Art Brötchen, das es bei jedem Bäcker zu kaufen gab. So eine Pamel legte ein Schüler dem Lehrer auf das Katheder. Der Lehrer bekam nicht heraus, wer das getan hatte.

Einmal foppte mich mein Nachbar während des Unterrichts andauernd. Ich verlor die Beherrschung, packte den Schüler am Hals, ging mit ihm blitzschnell auf den Fußboden und bearbeitete ihn mit den Fäusten. Dann kam ich wieder hoch, setzte mich und tat so, als ob nichts geschehen wäre. Mein Plagegeist machte es ebenso. Das geschah vor den Augen des Lehrers. Er hielt mit seinem Vortrag inne und starrte uns beide an. Er wurde puterrot und gleich hinterher leichenblass, er sagte aber nicht ein Wort. Erst nach einer ganzen Weile fing er wieder an zu lehren.

Geschichte hatten wir mit dem Lehrer Westphal. Ein Büschel Haare fiel ihm über das Gesicht, wie auf manchen Bildern bei Napoleon. Tatsächlich hatte er Ähnlichkeit mit ihm. Wir nannten ihn deshalb Bonaparte. Tatsache war, dass dieser Lehrer eine große Vorliebe für das Leben und die Taten Napoleons hatte.

Seine Manieren waren auch seltsam. Oft blickte er finster vor sich hin, schob sich sein Büschel Haare über die Stirn und sagte gar nichts. Gleich darauf machte

er ein faszinierend lächelndes Gesicht, ohne ersichtlichen Grund. So wechselte er sein sonderbares Benehmen mehrmals in der Geschichtsstunde. Wenn er unser Klassenzimmer betrat, war ich immer gespannt auf die Dinge, die da kommen würden.

Hier muss ich gleich seinen Vater, unseren Rektor, beschreiben. Sein Gesicht war verhältnismäßig klein und mit einem nichts sagenden, struppigen, schwarzen Vollbart bewachsen. Seine Miene war bewusst eisig. Er trug immer schwarze Hosen mit Gehrock und Zylinder. Er wurde weder von den Lehrern noch von den Schülern geliebt, vielleicht aber von seiner Frau, die in ihrem Wesen genau das Gegenteil von ihm war. Einmal im Winter nach Schulschluss, draußen lag Schnee. Der Herr Rektor ging auch heim. Die Straße war voller Schulkinder. Irgendein Schüler, der hinter dem Rektor ging, machte einen Schneeball fertig und warf damit dem Rektor den Zylinder vom Kopf. Er musste sich bequemen, seinen Zylinder aufzuheben, abzuwischen und ihn wieder auf sein wertes Haupt zu setzen. Der Täter konnte nicht ermittelt werden, obwohl sich der Rektor monatelang darum bemühte.

Ein flüchtiger Strafgefangener

Um das Jahr 1900, es war im Monat März, wir kamen aus der Schule. Ich ging über den Marktplatz und bog dann zur Königstraße ab, um nach Hause zu gehen. Unser Anwesen lag ganz am westlichen Ende der Stadt. An diesem Tag lag ein so dichter Nebel auf der Stadt, wie ich ihn nie wieder gesehen habe. Gleich hinter der Kirche standen die Leute in Gruppen und erzählten aufgeregt Folgendes: Vor einigen Minuten war ein Polizist mit einem Arrestanten, den sie im Rathaus eingesperrt hatten, auf dem Wege zum Amtsgericht. Der Polizist hielt den Arrestanten am Rock fest. Es war der Fleischergeselle Schnuchel. Er hatte seinem Chef, dem Fleischermeister Hoffmann, nachts die Räucherkammer ausgeräumt. Nun sollte er vor den Richter. Der Fleischergeselle riss sich plötzlich los und verschwand auf Nimmerwiedersehen, was bei dem dichten Nebel ein Leichtes war. Der Vater des Flüchtigen war der Stadtkassenamtmann Schnuchel, also eine bekannte Persönlichkeit. Der Flüchtige erreichte nach einigen Wochen Holland. Holland lieferte damals keine Diebe aus. Der Flüchtige fand dort Arbeit und versäumte nicht, dem Magistrat von Neustettin davon zu berichten und fügte hinzu, dass es

ihm gut gehe. Erst nach Jahrzehnten kam er zurück, denn inzwischen war seine Strafe verjährt.

Der Kranich von der Königstraße

Wenn man vom Westen, also von Streitzig her, nach Neustettin kommt, muss man erst durch die Königsvorstadt, dann kommt man in die Königstraße. Rechter Hand lag das Amtsgericht, und ein langer Weg führte zum Gefängnis. Es lag ziemlich unten an den Parkanlagen am See. Etwas weiter die Königstraße hinauf befand sich das Postamt, ein Gebäude aus rotem Backstein. Nicht weit vom Postamt entfernt ging die Parkstraße zum Streitzigsee und endete gerade vor dem Kriegerdenkmal. In der Parkstraße befand sich auch die Freimaurerloge ›Hedwig zum Licht‹.

An der Ecke Königstraße/Parkstraße hatte Hermann Allers sein Kolonialwarengeschäft mit einem ziemlich großen Hof. Hierher kamen die Bauern aus den westlich gelegenen Dörfern und spannten ihre Wagen aus.

Allers hatte auch einen zahmen Kranich. Der stolzierte viel auf der Straße herum und auf den Bürgersteigen beider Seiten. Am liebsten zeigte er sich, wenn die Kinder aus der Schule kamen. Wenn er merkte, dass die Kinder Angst vor ihm hatten, ging er ihnen erst recht nach. Er tat aber niemandem etwas. Kraniche sind sehr intelligent. Mir war es immer etwas unbehaglich zumute, wenn er mir nachging. Er war ungefähr so groß wie ich selbst.

Beim Großvater, dem Kunstdrechsler

Als Schulkind ging ich öfters zum Großvater mütterlicherseits. Er hatte in der Bismarckstraße eine Drechslerei, nicht weit vom Kreuzdamm entfernt. Außerdem hatte er zur Straße hin ein Zigarettengeschäft, verbunden mit Galanteriewaren. Es gab dort alle Sorten Elfenbein- und Bernsteinschmuck, den mein Großvater selbst herstellte. Er drechselte Shagpfeifen, kurze und lange, und auch andere Pfeifen. Er stellte auch Billardkugeln her. Da ist eine besondere Schwierigkeit, denn diese müssen absolut rund sein. Alles wurde auf einer Drechslerbank mit Fußbetrieb hergestellt. Die Kugeln wurden dann eingefärbt. Dazu benutzte er Salmiakgeist. Danach roch es oft sehr stark in der Werkstatt.

Er schnitzte auch Köpfe und Figuren auf den Shagpfeifen. Das war alles höchst interessant für einen Buben. Oft durfte ich die



Amtsgericht

Drehbank mit treten. Als ich im Alter von fünf bis sechs Jahren war, schlief ich öfters beim Großvater. Vor dem Einschlafen las er mir aus Robinson Crusoe vor. Manchmal musste ich zum Kaufmann gehen und Mostrich holen, meistens für drei Pfennige. Dafür gab es eine mittelgroße Tasse voll. Ich bekam fünf Pfennig. Für die restlichen zwei Pfennige durfte ich mir Bonbons kaufen. Dafür bekam ich eine ganze Tüte voll.

Der Affe auf dem Leierkasten

Als ich wieder einmal beim Großvater war, musste ich wieder einkaufen gehen.

Als ich zurückkam, stand am Kreuzdamm, gerade gegenüber der Spritfabrik Weinberg, ein Mann mit einem Leierkasten. Auf dem Leierkasten saß ein Affe. In dem Augenblick, als ich vorbeikam, näherte sich ebenfalls ein kleiner Junge diesem Leierkasten. Er hatte ein Glas Bier in der Hand, das er wohl seinem Vater bringen sollte. Als der Affe das sah, sprang er vom Leierkasten hoch, nahm dem kleinen Buben das Glas aus der Hand und trank es aus. Aber einen Rest kippte er auf die Straße. Das leere Glas gab er dem Jungen wieder in die Hand. Dann sprang er wieder auf den Leierkasten.

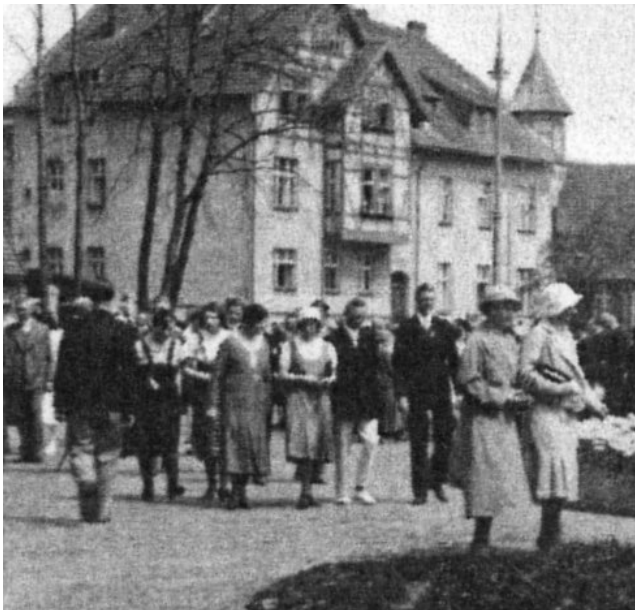
Manchmal sah man dort auch Bären, sogar den großen, grauen

Grizzly-Bären. Sie hatten einen Maulkorb um und eine Kette um den Hals. Und ab und zu brummten sie und tanzten.

Schützenkönig wider Willen

Mein Großvater Wolter war auch im Schützenverein. Er hatte ein gutes Auge. Bei einem Schützenfest wurde er Schützenkönig. Aus Versehen schoss er voll ins Schwarze, was er eigentlich gar nicht wollte. Darüber hat er sich sehr geärgert, denn das kostete Geld, und er war ein sehr sparsamer Mann. Ich sah ihn im Schützenanzug, bekränzt, durch die Stadt marschieren. Der Schützenstand war am Ausgang der Stadt bei den Parkanlagen, nicht weit vom Streitzigsee. Am Ende des Schützenstandes befand sich ein hoher Sandwall, damit Fußgänger, die im Park spazieren gingen, nicht gefährdet werden konnten.

Die Parkanlagen waren von einmaliger Schönheit und sehr gepflegt. Sie erstreckten sich über viele Kilometer, vom Schloss aus nach Westen bis zum Hügel vor dem Dorf Streitzig. Auf diesem Hügel befand sich das Restaurant ›Bellevue‹, wo oft Tanz- und Kaffeekränzchen abgehalten wurden.



Promenadenkonzerte

Freitags ab der Dämmerung wurden in den Parkanlagen dicht am See Promenadenkonzerte abgehalten. Es spielte das Städtische Orchester des Herrn Kapellmeisters Henning. Das Orchester nannte sich ›Vorschule für Militärmusiker‹. Die gesamte Mannschaft trug flotte Uniformen. Herr Henning war sehr streng mit seinen Musikern. Es waren immerhin 50 Männer. Die Musik, die er spielte, war – wie es hieß – erstklassig.

Die Prominenz von Neustettin, Damen wie Herren, spazierten dann auf der Promenade hin und her. Darunter waren auch die Mädels von der Höheren Töchterschule und die Buben und jungen Leute von unserem Fürstin-Hedwig-Gymnasium. Die Lehrer



und Herren Professoren fehlten natürlich auch nicht. Werktätige Menschen waren kaum dabei, denn damals, um 1900 herum, arbeiteten diese abends bis acht Uhr. Und so lange waren auch die Geschäfte auf.

Die Sommer waren damals meist sehr sonnig und warm. Während des Konzerts sah man auf dem See zahlreiche Segelschiffe und Gondeln, nicht weit vom Ufer entfernt. Das war ein schöner Anblick. Ich selbst beeilte mich immer, um pünktlich zum Konzertbeginn dort zu sein. Nach dem Konzert ging ich dann am See entlang nach Hause.

So ging das einige Jahre. Da unsere Stadtkapelle nicht genügend bezahlt wurde, beschloss der Kapellmeister Henning, mit seiner Kapelle fortzuziehen. Er ging nach dem Ostseebad Heringsdorf auf Usedom, wo er mehr verdiente. Dort wirkte er viele Jahre lang. Nun war Neustettin in Nöten, es hatte keine Kapelle mehr. Diese Stadt mit seinen herrlich gepflegten Parkanlagen verlangte geradezu nach einer Kapelle.

Nun, es fand sich auch ein Musiker namens Zummach, wieder eine Kapelle auf die Beine zu stellen. Er brachte es auf ungefähr 40 Mann. Diese bekamen ebenfalls eine Uniform, ähnlich der vorigen. Aber solch einen guten Ruf wie die Kapelle Henning konnte diese neue Kapelle nicht wieder erringen.

Ich selbst nahm später bei diesem Kapellmeister Zummach zwanzig Geigenstunden, jede Wo-

che eine. Dazu musste ich zum Restaurant Bellevue gehen, das kurz vor Streitzig lag. Herr Zummach hatte dieses schöne Anwesen auf dem Hügel über Neustettin käuflich erworben. Hier übte er mit seiner Kapelle ungestört.

Winterfreuden mit Gefahr auf dem Streitzigsee

Im Winter wenn unser See zugefroren war, übte ich mich fleißig im Schlittschuhlaufen. Bis Anfang März war der See immer zugefroren. An einigen Stellen bildeten sich dann bei Tauwetter oft einige Löcher, in denen jedes Jahr Menschen ertranken. Einmal war ich mit meinem jüngsten Bruder Friedrich auf dem Eis, nicht weit von unserem Grundstück entfernt. Aber dort war es schon sehr tief. Im Eis hatte sich ein rundes Loch gebildet, das von außen kaum zu sehen war. Mein Bruder übersah dieses Loch. Er fiel hinein. Sein blonder Schopf geriet unter das Eis. Ich sah es mit Schrecken. Ich legte mich sofort aufs nasse Eis und versuchte, mit dem Arm unter das Eis zu kommen, um ihn zu packen. Mit viel Mühe erwischte ich seinen Haarschopf. Ich zog seinen Kopf an das Loch und holte ihn heraus. Ich stellte ihn auf den Kopf, und allerlei Wasser lief heraus. Dann nahm ich ihn auf den Arm und trug ihn die 200 Meter nach Hause. Hier kam er gleich ins Bett zum Aufwärmen. Gott sei Dank hatte dieser Vorfall keine gesundheitlichen Folgen gehabt.

Dies trug sich etwa zwei Jahre vor seinem wirklichen Tod zu, denn er starb an Diphtherie. Es ist doch scheinbar so, dass das Leben eines Menschen vorbestimmt ist Merkwürdig ist, dass Vaters jüngster Bruder Ernst am 15. September 1845 in einer Viehtränke auf dem Hof meines Großvaters in Streitzig ertrunken ist.

Eingesandt von Siegfried Bordt
(Jg. 28) aus Bammental
früher Neustettin, Weinbergstr. 27

»Mein Onkel Carl Bordt, geboren 1889, Neustettin, Brauerstraße, hatte schon früh (1908) damit begonnen, Aufzeichnungen über sein Leben und über Ereignisse in Neustettin zu schreiben. Leider sind diese frühen Niederschriften während der Kriegsereignisse verloren gegangen. Aber gleich nach 1946 hat er aus der Erinnerung vieles wieder ans Licht gebracht. Diese Aufzeichnungen sind in meinem Besitz. Das Wichtigste habe ich gesichtet und füge diese Kapitel dieser Post bei. Vielleicht können Sie diese für die Neustettiner Hefte verwenden.«


Dr. Volker Berg, 2013

Doch seht die Schwäne …

Wo, wo bist du geblieben,
du meine herrliche Stadt, meine liebe?
Vor die Stunden, die köstlichen, schieben
sich Nebelschwaden, grau und trübe.

Fest noch sind deine Mauern, doch heben
sich neue empor, die alten verschlingend,
wo in Freuden die Fremden leben,
Fremdes sprechend und Fremdes singend.

Ihre Augen können's nicht lesen.
Alle uns're Lust, unser Leid, unser'n Kummer,
alles, was jemals unser gewesen,
schläft verborgen einen freudlosen Schlummer.

Doch seht die Schwäne. Sie ziehen gelassen,
von den ihren begleitet, und eben, vorüber.
Es kümmert sie nicht, wer in den Gassen,
und wann, sich treibt durch der Tage Fieber.



ROBERT SCHREIBER

Das Olschewski'sche Patent zur Fabrikation von Hartziegeln war von Ingenieur Schreiber erworben, der zur Verwerthung desselben eine Actiengesellschaft »Neustettiner Hartziegel-Fabrik A.-G.« mit 80.000 Mk. Actien-Kapital begründete. Es ist eine Hartziegelfabrik im Jahre 1899 hinter der Eisenbahn erbaut, die mit Dampf betrieben wird. Die Actiengesellschaft hat im ersten Geschäftsjahe 5 pCt. Dividende vertheilt, obgleich der Betrieb nur während eines Theiles des Jahres ausgeübt werden konnte.

Die Neustettiner Dynastie Schreiber

1. Fortsetzung

FRIEDRICH ROBERT SCHREIBER

Friedrich Robert Schreiber steht am Beginn der Dynastie Schreiber. Er wurde am 6. Juli 1851 als einziges Kind des Bürgers, Eigentümers und Zimmererpoliers Christian Friedrich Schreiber (1822 –1853) in Bernau bei Berlin geboren. Der Vater ertrank 1853 bei einem Badeunfall. Robert heiratete Luise Pechstein, sie stammte aus einer in Labes alteingesessenen Kupferschmiede-Familie.

Aus dieser Ehe gingen drei Töchter und ein Sohn hervor:

		Kinder:
Martha, verehel. Hansen	1883 –1954	Erna und Robert
Frieda, verehel. Schroeter	1885 –1966	Hans
Charlotte, verehel. Gold	1886 –1962	Willi und Martin
Kurt, verh. mit Eva Neitzke	1890 –1969	Ulrich und Friedrich

Robert Schreiber nahm an dem für Preußen siegreichen Krieg 1870/71 teil, in dem er durch einen Granatsplitter ein Auge verlor. Nach diesem Krieg besuchte er die Baugewerkschule in Stettin, die er als Civil-Ingenieur abschloss. Er ließ sich danach in Neustettin als Baumeister nieder, gründete ein eigenes Baugeschäft und 1899 die **»Neustettiner Hartziegel-Fabrik AG«** mit einem Kapital von 80.000 Mark für eine Produktion von Kalksandsteinen.

In einem Bericht des Vereins der Kalksandsteinfabriken vom 12.7.1901 wird vermerkt, dass das Kalksandsteinwerk Neustettin bis zum 1.4.1901 2.555.000 Stück Kalksandsteine hergestellt hat.

Außerdem besaß er eine Zementwarenfabrik, eine Ziegelei, eine Holzbearbeitungsfabrik (brannte am 21. Oktober 1900 laut Bericht der Stadt Neustettin vom 01.04.1998 bis Ende März 1901 völlig ab) und eine Baumaterialienhandlung.

Das **»Technische Büro Robert Schreiber, Civil-Ingenieur Neustettin«** war zuständig für die Abwicklung von Aufträgen für das Baugeschäft und den Verkauf von Baumaterialien. Neben vielen Privatbauten, besonders Villen und renommierten Geschäfts- und

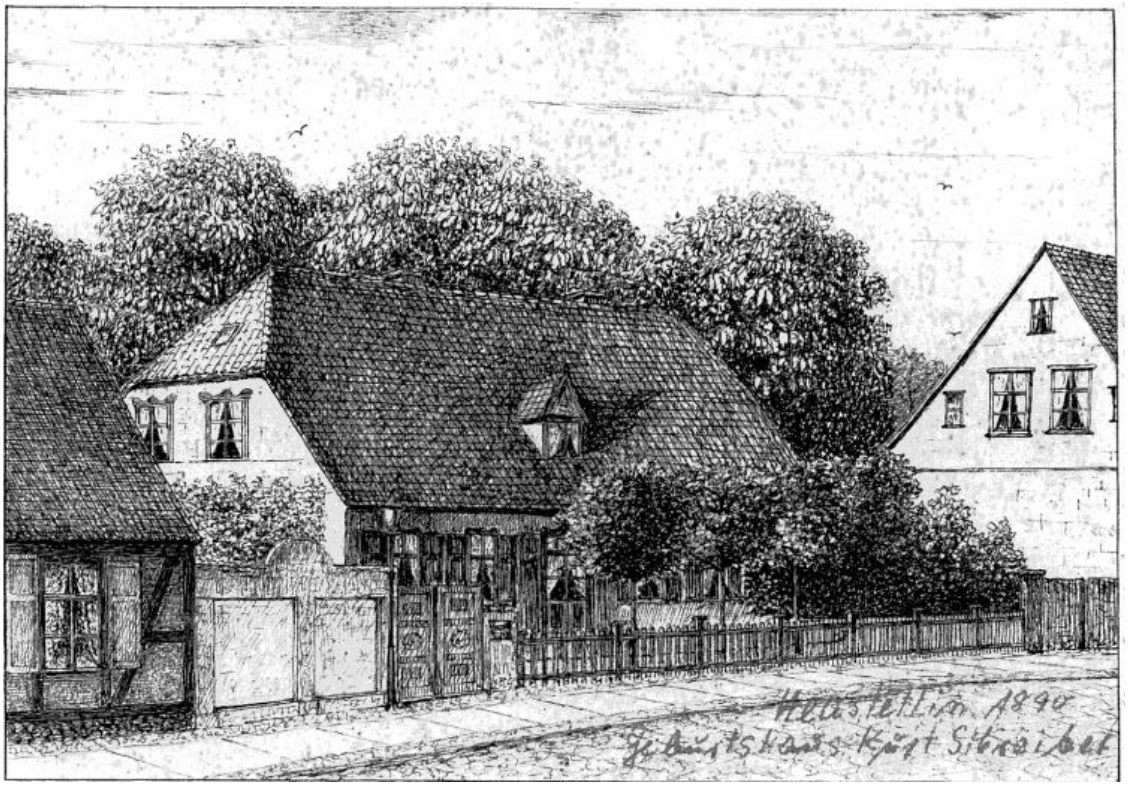
Wohnhäusern wurden in Neustettin auch einige öffentliche Bauten wie z. B. das Kaiserliche Postamt in der Königstraße und die Nikolaikirche durch das Baugeschäft **Robert Schreiber** errichtet. Die Firma war auch maßgeblich am Bau der Infanterie-Kasernen in der Königsvorstadt (später Mackensenstraße) beteiligt und lieferte für die Kasernenbauten des Truppenübungsplatzes bei Posen sämtliches Dachgebälk. Dieses wurde mit 30 Gespannen von Neustettin nach Posen gebracht und von eigenen Zimmerleuten dort gerichtet.

Aus dem Bericht der Verwaltung von 1898–1901 der Stadt Neustettin geht hervor, dass die Fa. **Robert Schreiber** neben der AOK (612 Mitglieder) 1898 eine eigene Betriebs-Krankenkasse für seine 234 Betriebsangehörigen hatte.

Robert Schreiber starb 75 jährig 1926 in Neustettin, seine Frau Luise starb 1925, ebenfalls 75 jährig, acht Monate vor ihm.



Anzeige Heimatkalender 1908

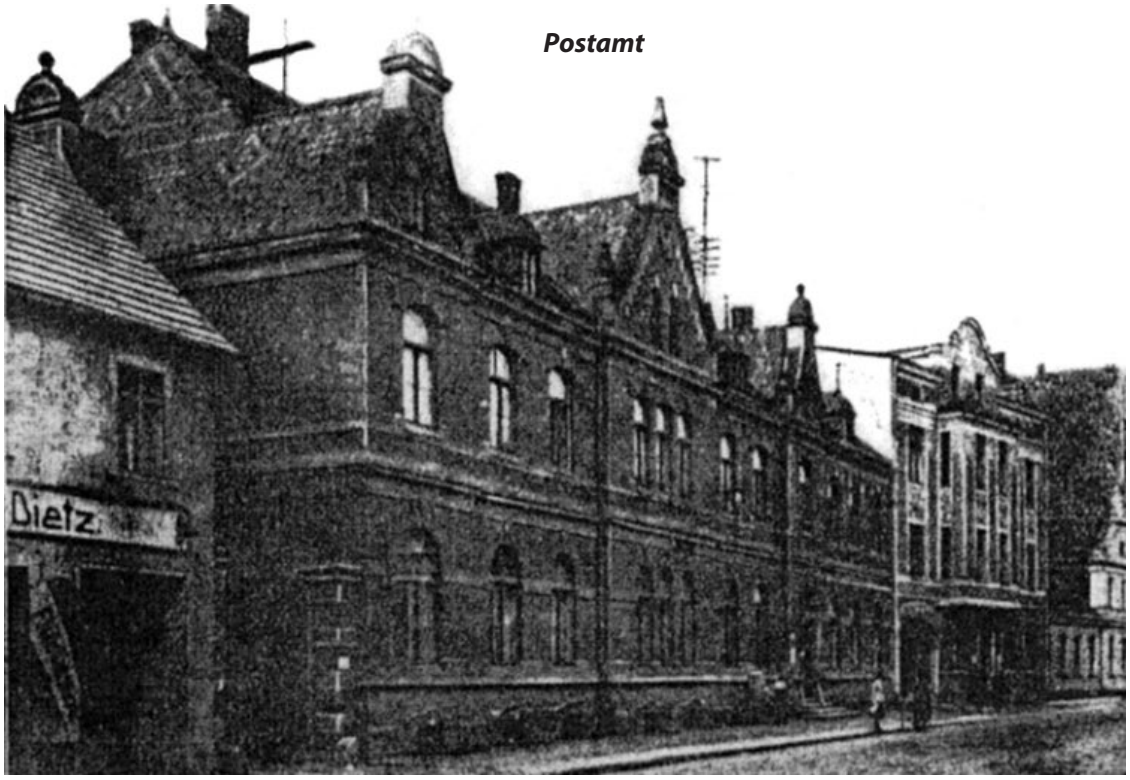


Neustettin 1890.
Geburtshaus von Kurt Schreiber, hier hat also Robert gewohnt.

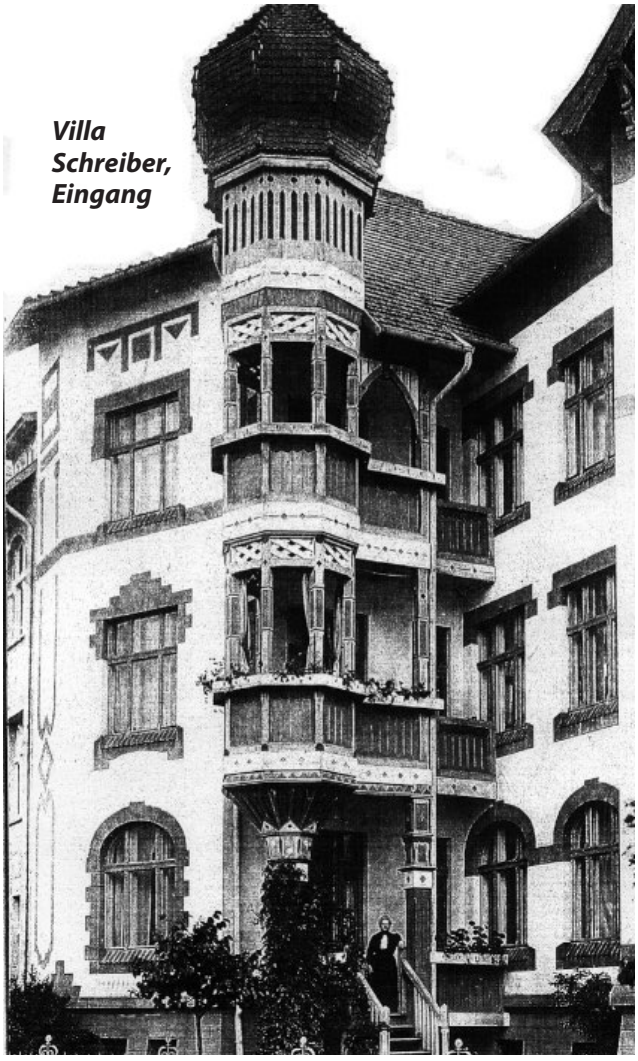


Anzeige Heimatkalender 1926


Neustettin
Augustastraße mit „Villa Schreiber“ und Kirche.

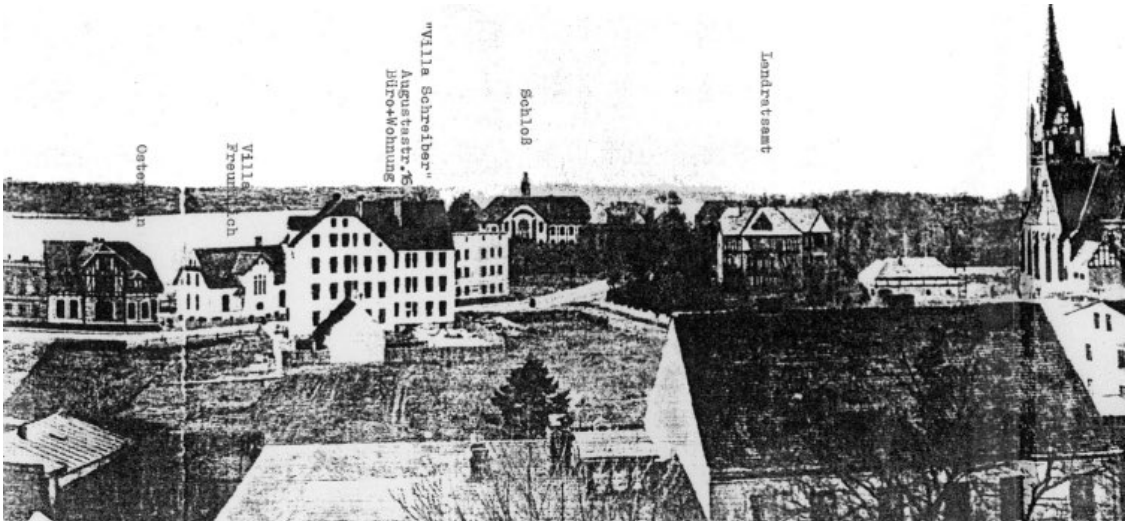

Dietz

Postamt



Villa Schreiber, Eingang





Hür ick min Mudderspra k

Ein Nachtrag zu der Übersetzung des plattdeutschen Gedichts von Walter Schröder in *Mein Neustettiner Land* vom Dezember 2012, S. 59/60

Einige Begriffe blieben unübersetzt. Mehrere interessierte Leser, die das ursprüngliche Platt noch sprechen, halfen, die Wörter zu deuten bzw. zu übersetzen. Herzlichen Dank für die Hilfe.

Pötter ist der Ofensetzer. Dieser war Eigentümer einer Kleinstbauernstelle, hier der »Pötterstell«, 2. Vers 4. Zeile. Kleinstbauern besaßen zwar ein Haus, eine Kate, aber so wenig Land, dass ihre Landwirtschaft keine Familie ernährte. Sie gingen deshalb einem Nebenerwerb nach: Tagelöhner, Handwerker, Händler u. a. In manchen Gegenden Deutschlands nannte man diese Kleinstbauern Kätner.

Die im Gedicht genannte Pötterstelle war vermutlich ein Dorf-Treffpunkt, wo Kinder spielten und Dorffeste und andere Veranstaltungen unter freiem Himmel stattfanden.

In der 5. Zeile im 2. Vers heißt es: »Spälplatz för Knöp und Kell«. Beide Begriffe sind noch nicht befriedigend geklärt. Es gingen dazu nämlich zwei verschiedene Deutungen ein.

1) Mit ›Knöp‹ könnten die Knöpfe der Ziehharmonika, mit der die Musikanten bei Dorffesten aufspielten, gemeint sein.

»Kell« (Auffüll- oder Schöpflöffel) könnte für den Ausdruck stehen, wenn bei Dorffesten Getränke und Speisen ausgeschenkt wurden.

2) Es gab ein Kinder-Hinkerspiel, bei dem Knöp (Knöpfe), knopfgroße Steinchen und bunte Porzellanscherben eine Rolle spielten.

»Kell« hieß der Schläger – ähnlich dem Baseballschläger –, mit dem beim Schlagballspiel der Ball möglichst weit über den Platz geschlagen werden musste.

Eine Besonderheit im pommerschen Platt bildet offenbar das Wörtchen »eis«. Es entspricht im schleswig-holsteinischen Platt und auch im Hochdeutschen dem »mal«.

In dem Gedicht von Walter Schröder in der 8. Strophe 2. Zeile heißt es: »Mit eis kümmt böse Kunn.« Im schleswig-holsteinischen Platt, gegendweise allerdings sehr unterschiedlich, könnte der Satz etwa so lauten: »Mal wör in't Dörp veel snackt«, wobei das a in mal als Kehllaut wie im Dänischen klingt: mål. Und im Hochdeutschen gebrauchen wir es sehr oft: »Wir wollen mal schön essen gehen.« »Ich werde es mir mal ansehen.« »Lasst uns mal bei Oma reinschauen.«

Dr. Gerd Schöneich
Dorfstraße 17. 24159 Kiel
Tel. 04 31-39 27 98

Geschichte eines verlorenen Bildes



Vermutlich Anfang 1941 entstand in Spee ein Foto: darauf Dietrich Gerlach und Ilse Zastrow mit Margret (zwei Jahre alt) und Robert (knapp ein Jahr alt).
Es erscheint uns heute wie ein Verlobungsfoto meiner Eltern, und über 60 Jahre lang kannte es niemand aus unserer Familie.

Knick, heute Kolanowo, ist ein Flecken. Man weiß nicht, ob er Zukunft hat, aber er hat Geschichte. Knick ist von Kölpin zwei Kilometer entfernt. Bärwalde ist nicht weit, aber der eigentliche Bezugspunkt, damals wie heute, ist Neustettin.

Auch die Menschen von Knick sind – wie alle Pommern – in die schlimmen Turbulenzen des Krieges und der Nachkriegszeit geraten. Die Geschichte von damals zeigt Geschichten, die sich manchmal über Jahrzehnte spannen, und eine sei hier erzählt.

Das kleine zwölfjährige Mädchen Gisela Senft, heute verheiratete Gutacker, fand in Knick im Jahre 1945 auf dem Fußboden des bereits verlassenen Nachbarhauses der Familie Gerlach Fotos, die in der Eile des Packens heruntergefallen und vergessen waren. Sie hob sie auf und nahm sie an sich. Auf die Rückseite hatte sie geschrieben »Familie Gerlach aus Pommern«. In ihrem kleinen Rucksack, mehr durfte sie 1945 nicht bei sich haben, verstaute sie die Bilder. Über 60 Jahre hütete sie u. a. das nebenstehende Bild, bis sie von unserer Existenz erfuhr.

Was hatte sich ereignet? – Als im Februar 1945 der Befehl zum Aufbruch nach Westen kam (vorher durfte niemand das Dorf verlassen), fuhren alle Familien gemeinsam los. Zwei oder drei Tage später hatte unsere Mutter, Ilse Gerlach, die Menschen aus unserem Dorf verloren. Sie war eines Morgens mit uns vier kleinen

Kindern und selbst hochschwanger nicht rechtzeitig fertig geworden. Aber unser uns begleitender Inspektor, Herr Wolf, sagte: »Frau Gerlach, ich weiß den Weg, wir fahren alleine weiter«.

Das war unser Glück! – Die übrigen Dorfbewohner wurden von der russischen Armee elf Kilometer vor Wollin eingeholt und mussten zurück. Wir, auf unserem separaten Weg, kamen über Swinemünde nach Mecklenburg durch! Das Ziel war Waren/Müritz, wo die Schwester meiner Mutter wohnte. Dort kam fünf Tage nach Ende des Krieges, am 13. Mai, meine Schwester Eva zur Welt.

Die Familie Gerlach also in Mecklenburg, die Familie Senft wieder in Knick. Was machen Kinder in solch einer Situation? Man schaut sich leerstehende Häuser an. Die Jungen interessierten sich für Großvaters, Robert Gerlachs, Speere aus Afrika, die an der Wand hingen. (Er war zur Kaiserzeit Soldat in Kamerun). Das kleine Mädchen Gisela Senft aber interessierte sich für die Fotos auf dem Fußboden.

Was erzählt das auf der vorigen Seite abgedruckte Foto?

Nicht weit von meinem Geburtsdorf Knick liegt das Gut Juchow. Im nahegelegenen Vorwerk Spee lebte mein Vater, Dietrich Gerlach, mit seiner ersten Frau Margarethe. Mein Vater war auf dem Gut Juchow Inspektor. Dort wurden meine Halbgeschwister Margret (August 1938) und Robert (Februar 1940) geboren. Aber die Geburt des Sohnes Robert war so kritisch und die winterliche Einsamkeit auf dem Vorwerk Spee ließ ärztliche Hilfe erst zu spät zu, so dass die Mutter an den Folgen der Geburt verstarb.

Dietrich suchte nach einer neuen Mutter für seine Kinder. Seine Schwiegereltern, das Pastorenehepaar Schaeder (Sandow in Pommern), hatten ihm wohl den Rat gegeben, auf Ilse Zastrow zuzugehen. Sie kannten sie von klein auf, denn sie war aus Stargarder Zeit eine Freundin ihrer Tochter Margarethe.

Dietrich Gerlach und Ilse Zastrow heirateten im Frühjahr 1941. Unser Hof in Knick war ein Hochzeitsgeschenk des Vaters Zastrow an das Paar. Zur Welt kam meine Schwester Elisabeth, noch in Spee geboren, ich aber, Ulrike Gerlach, wurde in Knick geboren.

Vielleicht rührt daher meine Neigung zu diesem Landstrich. Seit mehr als zehn Jahren fahren mein Mann und ich nach Kölpin, meinem Taufdorf, und selbstverständlich ist der Gang nach Knick. Und es ergaben sich in diesen Jah-

ren in Kölpin höchst liebenswerte Begegnungen zu Menschen, die ebenfalls in Knick die Heimat ihrer Kindheit hatten.

So konnten wir unsere alten Nachbarn, drei Söhne aus der Familie Senft und Menschen aus anderen Familien, die einst aus Knick kamen, kennenlernen. Und bei einer späteren Begegnung sagte Adolph Senft zu mir: »Ich habe da noch was für Dich im Auto« und holte das Foto, das nun diese Geschichte erzählt.

Die Knicker Familien haben sich immer wieder gefragt, wo sind die Gerlachs geblieben. Die Teilung Deutschlands hat verhindert, dass unsere Mutter zu den Heimattreffen nach Schleswig-Holstein fuhr. Es erreichte sie auch nie eine Information darüber.

Die späte Begegnung mit unseren Knicker Nachbarn, alle erinnerten sich an die Familie Gerlach mit den vielen kleinen Kindern, half mir zum Verstehen der Dorfstruktur und der Menschen dort. Jeder der acht Höfe hatte seine eigene Geschichte. In dem einen Haus wohnte ein Nazi, vor dem man sich vorsehen musste, in dem anderen Haus Arthur Mintz, der eine freche Bemerkung über Hitler gemacht hatte und ins KZ kam. Niemand hatte verstanden, warum ausgerechnet unser Vater, Dietrich Gerlach, als Landwirt im ›Nährstand‹, anerkannter Bauer mit vier kleinen Kindern und einer schwangeren Frau im August 1944 in den Krieg musste, – und er starb Ende November 1944 in Lettland in einer der so genannten Kurlandschlachten. – Andere Männer aus Knick sind nach ihrer Rückkehr ins Dorf von den Russen ins Arbeitslager gebracht worden. Sie starben dort oder sind krank in den 1950er Jahren zu ihren Familien nach Ost- oder Westdeutschland zurückgekommen.

So ist es uns nach den Berichten noch ›gut gegangen‹. Unsere Mutter durfte das fünfte Kind, die kleine Eva, in Waren/Müritz gesund zur Welt bringen. Sie hatte es mit der Flucht noch rechtzeitig geschafft.

So lässt ein Foto, das seine eigene Odyssee hinter sich hat, darüber nachdenken, was für schwere Jahre die Elterngeneration zu durchleben hatte. Nichts davon sei vergessen, und in Dankbarkeit wollen wir, wenigstens wir Kinder, uns an Mut und Leid der Eltern erinnern!

Heute nach fast 70 Jahren haben wir es geschafft, eine Friedensordnung zwischen Polen und Deutschland zu schaffen. Einen guten Teil dieser Versöhnungsarbeit leisten die alten Bewohner Pom-

merns, Ostpreußens, Schlesiens, Westpreußens und der Neumark. Sie fahren in ihre alte Heimat und treffen auf Menschen, von denen viele selbst vertrieben wurden aus der Ukraine und Ostpolen.

Ich wünsche mir, dass Kinder und Enkel einmal dorthin fahren, wo unsere Eltern Margarethe, Ilse und Dietrich gelebt haben, wo Margret, Robert, Elisabeth, Ulrike und Eva herkommen, die dort, wo Geborenwerden, Sterben und Glück so nahe beieinander lagen.

Ulrike Funke, geb. Gerlach
Potsdam im Mai 2013



MV-Verlag
ISBN 3-86582-239-8
Preis 12.80 €

Rückblick ohne Zorn

Wieder einmal ausgeflogen,
wieder einmal heimgekehrt,
fand ich doch die alten Freunde
und die Herzen unversehrt

THEODOR STORM (1817–1888)

Dieser stimmungsvolle Vers kam mir in den Sinn, als meine Frau und ich in diesem Jahr wieder einmal in die alte Heimat fuhren. Durch die Parteiergreifung gegen die Dänen im Schleswig-Holsteinischen Befreiungskampf musste der Dichter Theodor Storm 1852 seine Heimat Husum verlassen, weil er Berufsverbot als Jurist bekommen hatte. Erst nach über zehn Jahren konnte er zurückkehren.

Ja, und diese bildhafte Darstellung mit geschichtsträchtigem Hintergrund ging mir durch den Kopf, als wir mit unserem Auto nach Hinterpommern gefahren sind. Die Freude der Heimkehr löst erfahrungsgemäß Spannung aus – so auch bei mir. Aber bei dem Dichter Storm war es wohl so ganz anders. Und doch waren wohl auch ähnliche Gefühle da.

Ja, im Wonnemonat Mai durch die Endmoränen-Landschaft der alten Heimat zu fahren, ist einfach wunderschön. Es ist eine Reise in die vergangene Kindheit. Und was für einen Reisetag hatten wir! Herrlichen Sonnenschein und eindrucksprächtige Wolkenbilder, wie es sie nur in Pommern gibt. Die Eindrücke wurden verstärkt durch die vielen Feldblumen am Wegesrand und durch das frische Grün der Wiesen, der Büsche und der Bäume. Alles erscheint neu und gleichsam vertraut. Die Straße ist gepflegt und sehr gut. Unsere letzte Rast machten wir dann am geschichtsumwobenen Dratzigsee in Tempelburg, heute Czaplinek. Und wir sind schon in unserer alten Kreisstadt Neustettin/Szczecinek. Hier kaufen wir Blumenpflanzen zur Verschönerung unserer Gedenkstätte auf dem Friedhof in Stepen. Im Mai des Jahres 2000 waren ehemalige Bewohner des Ortes Stepen mit einem kleinen Posaunenchor im Bus angereist und hatten feierlich einen Gedenkstein der Öffentlichkeit vorgestellt.

Kurz vor unserem Heimatdorf, auf der Chaussee von Schönwalde

kommend, haben uns zwei Kraniche dicht an der Straße sozusagen persönlich begrüßt. Wie in all den Jahren zuvor ist unsere erste Haltestation der Friedhof. Er ist mit einem neuen Zaun umgrenzt, und so liegen ehemalige Dorfbewohner und verstorbene Neubürger friedlich auf einem gemeinsamen Gottesacker!

Aber, was ist anders? Ich glaube fast, die Luft schmeckt anders!

Mit ihrem jubilierenden Gesang steigen die Feldlerchen höher in den Himmel. Es gibt wieder viele Maikäfer auf den Ahornbäumen entlang der Chaussee – ja, und doch ist vieles fremd geworden! Es kommt einfach eine Spur Melancholie ins Gemüt. Es ist eben »nicht alles unversehrt.«

Unser erster Besuch gilt der stark mit Wildgras überwucherten Grabstelle des Großvaters Wilhelm Freitag. Ein stilles Gebet! Der Zementsockel steht noch. Vor vier Jahren hatte ich nach alter jüdischer Sitte kleine Kieselsteine des Gedenkens auf den Rand des Sockels gelegt, und sie liegen immer noch dort. Obwohl viele gusseiserne Grabkreuze abgetragen worden sind, erkennen wir eine große Ehrfurcht und Kultur. Auf unseren alten Gräbern ist der Bewuchs kurz gehalten. An eini-



gen Hügeln können wir Namen entdecken, Resech, Engfer, Sawallisch und Mielke. Eine neue Wasserpumpe ist installiert worden. Wir sehen einen neu gepflasterten Bürgersteig aus dem Dorf bis hin zum Friedhof. Unser Gedenkstein wird mit den mitgebrachten Blumen umpflanzt und diese werden mit dem Wasser aus der neuen Pumpe begossen. Diese Pumpe wird uns von Tomek, Olgas Sohn, voller Stolz vorgeführt.

Nach dem Besuch bei unseren Ahnen kehren wir bei unserer ›diplomatischen Vertretung‹, der guten, alten Olga ein. Wir erleben wieder eine große, natürliche Herzlichkeit, gepaart mit großzügiger Gastfreundschaft. Es werden viele Erinnerungen ins Leben zurückgerufen, Begegnungen zwischen gestern und heute!

Aber wir möchten vor dem Dunkelwerden nun doch zu unseren Gastgebern, Ingrid und Kurt Klatt, nach Kasimirshof. Wir haben Quartier bei ihnen in der gut erhaltenen früheren Dorfschule neben der Kirche genommen. Dort wurden wir schon lange erwartet, und auch hier gab es ein sehr freundliches Wiedersehen und Erkennen!

Nach einem erquickenden Schlaf machten wir uns nach



Der Autor, mit Hund



Stepener Kirche

einem kräftigen ›Eierfrühstück‹ auf den obligatorischen ›Konfirmandenweg‹ nach Stepen. Die saubere, klare Luft und die morgendliche Dorfstille werden nur durch natürliche Laute bereichert, Schwalbengeschrei, Storchengeklapper, Hahnenrufe, Kuhgebrüll – und auch sogar die Frösche in der nahen Küddow können wir hören.

Fünf Kilometer Wanderweg liegen vor uns. Als wir uns dem Wald nähern, beeindrucken uns immer wieder die sehnsuchtsvollen, trompetenartigen Rufe der Kraniche. Mir scheint es so, als ob es früher nicht so viele dieser stolzen, langbeinigen Vögel in unserer alten Heimat gegeben hätte.

Tja, und dann dieser geschlungene Landweg. Wege, Wege, wo führen sie hin?

Dann hören wir auch den selten anzutreffenden Pirol mit seinem Bülow-Ruf. Immer wieder machen wir uns gegenseitig auf besonders schöne Pflanzen und Bäume aufmerksam. Einfach goßartig und wunderschön, solch eine Wandertour bei herrlichem Wetter – und das voller Erinnerungen an frühere Konfirmandenwege!

Alsbald waren wir dann auch im geliebten Heimatort Stepen. Aber leise schleicht sich die Frage ein: »Ist es noch die Stätte der Kindheit?« Die erinnerungsreiche Dorfstraße ist asphaltiert, und ein

mit Platten ausgelegter Bürgersteig soll zur Dorfverschönerung beitragen. Alte, vertraute Aussichten und Bäume sind einfach nicht mehr vorhanden. Unser Dorf hatte durch eine oft feuchte Wiese mitten im Dorf den Charakter einer Anger-Siedlung. Diese Wiese ist durch junge Weiden und Erlen zugewachsen. Der Dorfsee ist um etliche Meter abgesenkt worden, und viele Höfe und Häuser sind nun endgültig nicht mehr erkennbar.

Meiner Frau erzähle ich von Aussicht zu Aussicht: »Da befand sich dies, da jenes!« Das ›Album der Kindheitsbilder‹ passt einfach nicht mehr. Auch hier ist die Welt ganz anders geworden!

Unsere schöne, alte Fachwerkkirche ist renoviert worden und steht am Platze. Eine Glastafel in polnischer und deutscher Sprache gibt Auskunft über Alter und Baustil. Mir fallen Schillers Worte aus ›Wilhelm Tell‹ ein:

»Das Alte fällt, es ändern sich die Zeiten, und neues Leben blüht aus den Ruinen.«

DEM HEIMATGEDENKEN
BLEIBEN WIR TREU!

Ein Reisebericht
von Walter Mertins aus Stepen,
heute wohnhaft in Kronshagen

Praktische Hinweise für eine Reise in die alte Heimat

Geldtausch: Wohl doch eher beim Kantor, im neuen Eckhaus Markt/Königstr. ist auf der 1. Etage einer mit meist günstigem Kurs. Geld am Automaten zu ziehen, ist zwar sehr bequem, aber deutlich teurer.

Ansichtskarten/Widokówki, gesprochen Widokuwki, kosten bei der Post 0,80 Złotry (20 Cent), in Souvenirläden 1,20 Złoty (30 Cent)

Briefmarken/znaczki (gesprochen snatschki) nur in der Post, 2,40 Zloty normal, 3,00 Złoty priorytet/Luftpost ł

Geschwindigkeitsbeschränkung:
In Ortsdurchfahrten zwischen den beiden schwarz-weißen Schildern mit einer Dorfsilhouette möglichst einhalten – auch wenn polnische Fahrer das nicht tun! Es wird zur Zeit oft geblitzt, und zwar mit den modernen Säulen wie bei uns, Bitte, überfahren Sie auch nicht eine Linie auf der Fahrbahn!

Wild: Vorsicht, Vorsicht, Uwaga!

Auf einer Eintagesfahrt nach Zoppot (Sopot) startete ich um 5 Uhr früh in Neustettin. Um Rummelsburg (Miastko) herum gab es auf der Straße alles, was man sich vorstellen kann: Fuchs, Wildschweine, Rehe, einen Hirsch mit zwei Hirschkühen, Hasen und kleinere Tiere; auf der Straße lagen mehrere überfahrene Tiere.

Toiletten: Galeria Hosso 2 Zloty, Toi, Toi Stellterstraße 1 Złoty

Meine Kindheit in Lübgust und die Flucht

Mein Geburtsort ist Neustettin in Hinterpommern. Dort wurde ich am 24. März 1935 geboren. Neustettin war unsere Kreisstadt. Sie liegt, eingebettet zwischen dem Vilmsee und dem Streitzigsee, in der Pommerschen Schweiz. Meine Geburt fiel auf einen Sonntag. Wenn es stimmt, dass Sonntagskinder vom Schicksal besonders bevorzugt werden, so trifft das, trotz mancher seelischer und materieller Entbehrungen in den Jugendjahren, auch für mich zu.

Aufgewachsen bin ich in Lübgust, in einem Dorf nahe zu Neustettin. Bis zu unserer Flucht Ende Januar 1945 verbrachte ich dort eine unbeschwerte Kindheit, zusammen mit meinen Schwestern Gretemarie und Elke, nicht ahnend, wie sehr krank unsere Mutter in den letzten Jahren war, wie grausam der Krieg an den Fronten und der Bombenkrieg in den deutschen Städten wütete, und wie viele Menschen anderer Nationen und anderen Glaubens von dem Regime, dem wir als Kinder hörig waren, umgebracht wurden. Nach dem zweiten Weltkrieg kam Pommern zu Polen. Lübgust heißt heute Lubogoszcz.

Der Beginn des zweiten Weltkrieges gehörte sicher zu meinen ersten eindrücklichen Erinnerungen, da er unmittelbar unsere Familie traf. Es war ein schöner, warmer Sommertag im September 1939, als nach Beginn des Polenfeldzuges mehrere Männer aus unserem Dorf eingezogen wurden, darunter auch unser Vater. Meine Mutter und ich brachten ihn zum Sammelplatz vor dem Gasthaus Röpke, wo ein offener Lastwagen auf die Männer wartete. Nach dem Abschied gingen wir beide traurig nach Hause, nahmen aber nicht den nächsten Weg durch das Dorf sondern den hinter den Gärten der Landarbeiter und der großen Scheune, um unsere Tränen zu verbergen. Zu unser aller Freude kam unser Vater drei Wochen später wieder zurück. Er war »u. k.« gestellt, das heißt, er war als *unabkömmlich* eingestuft, denn Pommern war die Kartoffelkammer Deutschlands, und deswegen war es den Regierenden wichtig, das große Gut Lübgust mit seinen drei Vorwerken nicht ohne Leitung zu lassen.

Lübgust liegt in der Nähe der Persantequelle innerhalb des Drei-

ecks Bärwalde, Gramenz, Neustettin. Das Schloss und das Gut waren die Mitte des Dorfes. Links und rechts der mit Feldsteinen gepflasterten, von großen Kastanienbäumen eingerahmten Dorfstraße lagen die Wohnungen der Landarbeiter, unsere Schule und die Kirche, sowie am Dorfrand einige Bauernhöfe. Weitere Bauernhöfe befanden sich, ebenso wie der Bahnhof, außerhalb des Ortes.

Das Gut Lübgust war ein Rittergut, so hießen die großen Güter im Osten Deutschlands, denn die Besitzer stammten gewöhnlich aus alten preußischen Adelsgeschlechtern, denen vor langer Zeit der Adelstitel aufgrund besonderer militärischer Leistungen vom preußischen König verliehen worden war. Das Gut Lübgust gehörte der Familie *von Rohr*.

Zu dem *von Rohrschen* Besitz gehörten neben dem Lübguster Gut die drei Vorwerke Marienhöhe, Storkow und Friedrichslust, dazu ausgedehnte Wälder mit Rotwild und Wildschweinen. Um die durch die Wildschweine angerichteten Flurschäden in den Feldern der umliegenden Höfe zu entgelten, musste das Gut alljährlich Stroh, Heu, Getreide und Kartoffeln an die geschädigten Bauern liefern.



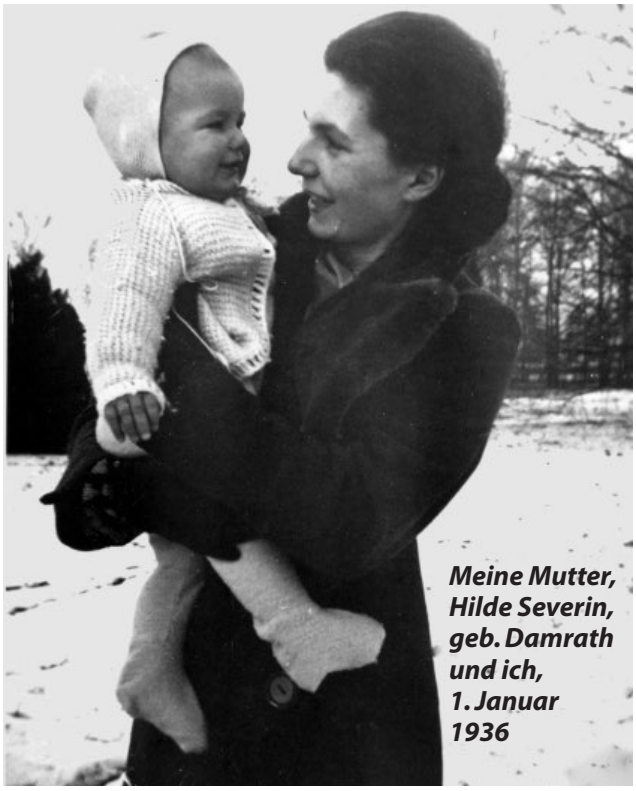
Jedes Jahr, kurz vor Weihnachten, luden von Rohrs die besten Schützen aus ihren Kreisen zur Jagd ein. Dabei galten strenge Regeln. Ein Jäger, der ein Wild nur waidwund schoss, durfte im nächsten Jahr an der Jagd nicht mehr teilnehmen. Am Abend nach der Jagd brachten Pferdegespanne die erlegten Tiere, vor allem Wildschweine und Hirsche, in den Gutshof. Ich war damals als Kind recht traurig, die armen Tiere dort tot liegen oder die Hirsche an den Hinterläufen aufgehängt zu sehen. Das konnte mich aber nicht davon abhalten, einem Wildschwein ein



Büschel Borsten abzuschneiden, um daraus einen Rasierpinsel zu machen. Als Griff diente mir ein aufgebohrtes Stück Holz, in das die Borsten eingeklebt wurden. Der Pinsel war das Weihnachtsgeschenk für meinen Vater. Sehr praktisch war er wohl nicht, denn er hat sich nie damit rasiert, ihn stattdessen in einer Vitrine ausgestellt. Aber wie alle Väter in ähnlichen Fällen, war er sicher stolz auf die handwerklichen Fähigkeiten seines Sohnes.

Mein Vater Heinrich Severin war der Administrator, also der Verwalter der Rohrschen Besitzungen. Er war Diplomlandwirt, hatte in Berlin studiert und sich vorher sein praktisches Wissen auf mehreren anderen westelbischen Gütern erworben, unter anderem auch in Kläden bei unserem Onkel Hans, der uns nach dem Krieg in Pehritzsch so selbstlos aufnahm, und bei dem er selbst dann nach der Gefangenschaft wieder seine erste Anstellung fand.

Wegen der Weiträumigkeit der Felder in Pommern war mein Vater meistens auf seinem Reitpferd unterwegs, seltener in der Kutsche. Im Winter war der Schlitten unser Fortbewegungsmittel. Ein tiefer Fußsack und ein dicker Pelzmantel gaben ausreichend Wärme.



Meine Mutter, Hilde Severin, geb. Damrath und ich, 1. Januar 1936



Mein Vater, Heinrich Severin und ich, März 1936

Um unsere beiden Kutschpferde und um das Reitpferd kümmerte sich Kutscher Krause, später dann ein Franzose namens Trion. Er kam nach dem Frankreichfeldzug mit vielen anderen französischen Kriegsgefangenen zu uns. Er half auch im Haushalt und im Garten, wenn er gebraucht wurde. Ich war viel mit ihm zusammen und hatte ihn besonders gern. Einmal sah er eine Warze an einem meiner Finger und versprach mir, sie schmerzfrei zu entfernen. Dazu lud er mich in die Unterkunft der Franzosen ein. Es war ein großer, sauberer Raum, in dem viele nebeneinander stehende Stockbetten und einige Tische standen. Ich musste mich auf eine Bank setzen. Während der langen Wartezeit schnitt er eine Mohrrübe in Scheiben, mit denen er später unter ständigem Murmeln meine Warze berieb. Und wirklich, nach wenigen Tagen war sie verschwunden. Als ich schon groß war, wollte ich dieses Heilverfahren bei anderen anwenden. Es hat aber nicht funktioniert, was zeigt, dass es neben den Mohrrübenscheiben noch ein anderes Geheimnis geben musste, das Trion mir nicht verraten hat.

Prof. Dr. Dietrich Severin, Berlin

Fortsetzung folgt

Die Schulen im Kreis Neustettin

Sehr verehrte Leserin,
sehr geehrter Leser!

Als Mitglied des HKA Neustettin habe ich mir vorgenommen, eine Zusammenstellung – vielleicht ein Buch – zu schreiben über die Schulen im früheren Kreis Neustettin. Hiermit richte ich an Sie die Bitte, mich bei der Spurensuche zu unterstützen:

■ Welche Lehrer waren die letzte Zeit in Ihrer Schule tätig? Bitte soweit zurück, wie Sie sich selbst erinnern können oder es noch von Ihren Eltern gehört haben. Wenn möglich, ungefähr die Zeit der Tätigkeit an der Schule angeben!

■ Wieviel Schüler waren an Ihrer Schule? Bitte den Zeitpunkt angeben, z.B. 1940 oder Ende 1944. Aus welchen umliegenden Orten, Ab-bauten, Försterei oder Mühle kamen die Kinder, oder wurden an Ihrer Schule nur die Kinder aus dem Ort unterrichtet?

■ Wann wurde das Schulhaus erbaut? Wie viele Klassenräume gab es? Falls das Schulhaus nicht mehr existiert, bitte eine Beschreibung oder Skizze, wo es gestanden hat. Eventuell auch angeben, wo das vorherige Schulhaus gestanden hat!

■ Bis wann wurde im Krieg unterrichtet, bis Weihnachten 1944 oder noch Anfang 1945? Waren in Ihrer Schule Flüchtlinge untergebracht?

■ Waren in Ihrem Dorf/Ihrer Stadt bombenevakuierte Schüler aus dem Westen Deutschlands oder aus Berlin? Wenn ja, woher kamen sie? Häufig waren dann aus deren Heimatorten Lehrer/innen mitgekommen. War das in Ihrem Ort auch so?

■ Waren die Lehrer zur Wehrmacht oder zum Volkssturm eingezogen worden? Wenn ja, wer hat Vertretung gehalten?

■ Sollten Sie noch Bilder aus der Zeit von vor 1945 vom Schulhaus oder Klassenbilder mit dem Lehrer oder ähnliche Dinge, auch vom Inneren der Schule (Klassenräume), besitzen, möchte ich Sie bitten, mir Kopien zu übersenden!

■ Auch Berichte oder Anekdoten über Lehrer oder Schüler nehme ich gerne entgegen! Solche Geschichten müssen aus Ihrer eigenen Schulzeit sein, sondern können auch von Eltern oder Großeltern aus deren Zeit überliefert worden sein!

■ Vielleicht ist Ihnen auch der Verbleib der Schulchronik bekannt, die an jeder Schule geführt werden musste.

■ Sollten noch Kinder des letzten Lehrers oder der letzten Lehrer leben, bitte ich um die Zusendung von deren Anschrift oder deren Telefonnummer.

■ Für anfallende Kosten komme ich gerne auf!

Vielen Dank für Ihre Bemühungen.

Mit freundlichem Gruß!

UWE THIEL,
Hirtenweg 1, 17159 Dargun,
Tel. 039959-20799;
e-mail: Thiel-Dargun@t-online.de

Herzlichen Dank für die zahlreichen Anrufe und auch Briefe auf meinen Aufruf zur Mithilfe bei der Erstellung einer Chronik über die Schulen des Kreises Neustettin! *Uwe Thiel, Dargun*

Geburtsstunde Europas – Grundlagen der Integration

Das Wirken der Slawenapostel Cyrill und Method im Jahr 863

Im Jahre 1980 erklärte der polnische Papst Johannes Paul II. die beiden Slawenapostel Cyrill und Method zu Konpatronen Europas. Damals hatte er bereits die Einheit Europas im Blickfeld und die Überwindung der Spaltung des Kontinentes. Dies hatte aber damals Mittel- und Westeuropa kaum zur Kenntnis genommen. Wenn schon 1980 die Tragweite des Beschlusses von Johannes Paul II. nicht erkannt wurde, die Slawenapostel zu Patronen Europas zu erklären, so hätte dies doch ein Jahrzehnt später geschehen müssen, als durch die Folgen der politischen Wende des Jahres 1989 die unnatürliche Teilung Deutschlands und Europas unerwartet beendet wurde.

Die bedeutende Rolle, die dabei der polnische Papst für diese entscheidende Wende spielte, kann nicht hoch genug angesetzt werden. Der Pole Johannes Paul II. hatte sich im Gegensatz zu den Politikern nie mit der Teilung Europas als Folge der Absprachen während der Konferenz von Jalta abgefunden. Er war stets ein echter Pan-Europäer und hatte schon 1979 bei seiner ersten Reise als Papst nach Polen am Grab des heiligen Adalbert die Einheit des Kontinents betont. 1985 erinnerte Johannes Paul II. in seinem Rundschreiben »Slavorum Apostoli« zum 1100. Todestag des heiligen Method an das Werk der Evangelisierung der beiden Brüder aus Saloniki, von deren Charisma er hoffte, es werde »sich in unserer Epoche in neuer Fülle zeigen und neue Früchte tragen«.

Der deutsche Sprachraum hat darauf kaum reagiert. Wo in Deutschland hat es außer in slawistischen Fachkreisen in den letzten 30 Jahren eine Veranstaltung, eine Feier, ein Gedenken für Cyrill und Method gegeben? Es war nur die sudetendeutsche Ackermanngemeinde, die 1981 ihren Kulturkongress in Bamberg diesen beiden Brüdern aus Saloniki widmete. Als sie dann auch 1985 im Kaisersaal des Frankfurter Römers des 1100. Todestages des heiligen Method gedachte, bedankte sich der damalige Vatikanische Nuntius bei dieser Organisation, da sie als einzige das Anliegen des Papstes aufgegriffen habe.

Der Grund dafür ist einfach: Er liegt darin, dass die Geistigkeit des slawischen Ostens den Deutschen immer noch fremd ist und der Satz immer noch gilt: »Slavica non leguntur.«



Wenn die Deutschen in fast allen slawischen Sprachen die Nemci heißen, also die Stummen, die nicht wie die Slawen über das gemeinsame Wort (slovo) verfügten, so gilt das immer noch auf vielen geistigen und kulturellen Ebenen. Die Slawenapostel werden in unseren Kirchen nicht wahrgenommen und gefeiert. Nach der Liturgiereform des Zweiten Vatikanums soll der Westen das Gedächtnis dieser Heiligen am 14. Februar begehen, aber dieser Tag wird im allgemeinen Bewusstsein mit dem Valentinstag in Verbindung gebracht, so dass in den Kirchen Deutchlands an diesem Tag nicht der Slawenapostel gedacht wird. Die Slawen waren klüger: Bei Tschechen, Polen und anderen katholischen Slawen blieb als Feiertag das alte Datum des 5. Juli, der heute in der Tschechischen Republik sogar staatlicher Feiertag ist.

Ist also die Tradition des Valentinstages schuld, dass wir das Fest von Cyrill und Method nicht begehen? Sicher kann dies nicht allein Grund sein. Und auch wenn 1980 die Tragweite des Beschlusses von Johannes Paul II. nicht erkannt wurde, so hätte dies doch ein Jahrzehnt später geschehen müssen, als die unnatürliche Teilung Deutschlands und Europas unerwartet beendet wurde.

Aus Deutscher OSTDIENST, 55. Jg. / Nr. 2, 2013 von S. 5 – 9, Autor: Rudolf Grulich (DOD)

Gefangenenpost

Seit gut sieben Jahren beherbergen wir etwa 600 Briefe und Postkarten, von uns bezeichnet als Gefangenenpost. Diese wurde ab 1944 von gefangenen deutschen Soldaten aus vielen Kriegsgebieten an Angehörige in Neustettin gerichtet und hat ihre Empfänger infolge der Kriegsereignisse – Einnahme Neustettins und des Kreises durch die Rote Armee und das polnische Heer – nicht mehr erreicht.
Zu beachten ist, dass diese Post ausschließlich an Bewohner von Neustettin gerichtet ist, nicht an Dorfbewohner!

Mit manchmal kriminalistischem Spürsinn haben wir schon einige Briefe und Postkarten Angehörigen zustellen können – nach über 60 Jahren Postweg!

Auf den folgenden drei Seiten sind alle Namen der Absender und der Empfänger in einer Liste zusammengefasst.

Dr. Siegfried Raddatz, Jakob-Böhme-Straße 21, 51065 Köln
Telefon 02 21-69 87 85, e-mail: mein-neustettiner-land@web.de

termine termine termine termine termine

Intern. Konferenz ›Heimat‹
in Szczecinek/Neustettin
vom 12. bis 15. September 2013

Kleines Ratzebuhrer Treffen in Niendorf (Ostsee) vom 13. bis 15. September,
Auskunft: 02 21-69 87 85 u. 0 21 33-6 02 49

Patenschafts- und Heimattreffen der Neustettiner aus Stadt und Kreis
in Eutin, Brauhaus am Markt
vom 27. bis 29. September 2013

termine termine termine termine termine

Alff Helmut,
Arndt Otto
Attmann Alfred
Baumann Karl Heinz
Beier Otto
Bengeser Rudi
Benzel Ernst
Bibo Karl
Bloch Klemens
Blüggel Paul
Boeck Hans
Bohn Paul
Bornstein Max
Affeldt Herbert
Böse Fritz
Böttcher Willi
Brust Franz
Carius Eliesabeth
Cords Gertrud
Czerwinski Walter
Dahlke Georg
Dahlke Hans
Dahlke Hermann
Dähn Lieselotte
Dalluhn Alfred
Dalluhn Erna
Damrow Berta
Damrow Erhard
Dehn Hans
Dehn Irmgard
Dehn Lieselotte
Dethloff Paul
Dettmann Klara
Deyerling Erna
Deyerling Heinrich
Dietrich Heinz
Dietz Otto
Dietzsch Walter
Dittberner Franz
Dittberner Frieda
Dobberstein Anna
Dobberstein Paul
Dohrmann Ursula
Dollowski Gustav
Döpperstein Anna
Dorow Käthe
Dräger Anneliese
Drews August und Herta
Drews Erich
Drews Hugo
Drews Karl
Drews Paul
Dumcke oder Duncke
Dumke Erwin
Dwars Herbert
Ebert Charlotte
Ehmke Charlotte
Ehmke Heinrich
Eickstedt Heinz
Eilrich, Franz
Emeling Karl
Emeling Lisa
Erdmann Alfred
Erfurt Hans
Erfurt Rose
Fahn Matthias
Falk Anneliese
Fandrich Anni
Fey Herbert
Fillbrandt Elisabeth
Fillbrandt Günter
Fischer Alex
Flohr Bruno
Freiberg Hans
Freiberg Marie
Freiberg Selma
Freiberg Werner
Fricke Martha
Friedrich Joachim
Fritz Gerdy
Frohreich Edith
Frohreich Ernst
Frühauf Franz
Fuhrmann Arthur
Fuhrmann Gertrud
Fuhs Bruno
Fürstenberg Fritz
Garbrecht Anni
Gehrke Günther
Gehrke Heinz
GC?)embus Herbert
Gerlach Paula
Geske Helene
Geske Otto
Glaser Albert
Glashagen A.
Glashagen Rudi
Glück Günter
Gnodke Selma
Goede Paul
Golz Irmgard
Götzing Harald
Grabowski Alfred
Granz Christel
Gräper Lieschen
Gräper Otto
Gräper Willi
Greger Kurt
Greger Oskar
Grewin Max
Griebenow Gertrud
Griebenow Wilhelm
Gröhn Heinz
Gröhn Lieselotte
Groll Wilhelm
Gromoll Wilhelm
Grub Herbert
Guderjan Herta
Güdnau Albert
Gumtz Eduard
Haase Marie
Hacker Anton
Hafermann Inge
Hahn Elfriede
Hansmann Georg
Hansmann Kurt
Hansmann Max
Hartwig Ingeborg
Henke Walter
Henke Werner
Hennekohlkohl Anne
Hennig H.
Henning Emil
Hildebrandt Fritz
Hildebrandt Willi
Hiller Franz
Hilliger Georg
Hinz Fritz
Hoffmann Bernhard
Hofmann Lina
Hofmann Otto
Hübner Herbert
Hünselar Else
Hünselar Johann
Hutfilz Ewald
Jablinsky (?) Franz
Jaeschke Bruno
Jahn Herbert
Jahnke Franz
Jahnke Gustav und Ida
Jahnke Hans
Jahnke Herbert
Jahnke Oskar
Jahnke, Willi
Janke Brunhilde
Janke Hedwig, Friedrich)
Janke Helmut
Janke Martha
Janke Martin
Janke Walter
Janke Wilhelm
Janneck Hildegard
Janneck Willi
Jentzsch Paul
Jerzembeck Franz
Jeske, Heinz
Jetschmann Edith
Juers Erika
Jung Alfred
Jung Finny
Kaatz Fritz
Kamensky Heinrich
Kaminsky Heinrich
Kant Erna, Helga,Gerda
Kant Ernst
Karius Dora
Karius Paul
Karl Friedrich
Kasulke Willi
Kaun Hans
Kaun Katharina
Ketelhut Bruno
Kirsch Elly
Kirsch Ewald
Klammer Irene
Klauer Herbert
Klaus Albert
Klaus Else
Kleist Fritz
Kleist Willi
Klöhn Gertrud
Klung Frieda
Klung Kurt
Knuth Hermann
Knuth Walter
Knuth, Emil
Koblin Lucie

Kobuschinski Hedwig
Kobuschinski Theo
Koch Trude
Kohls Ernst
Kohls Heinz
Kohls Hermann
Kolb Erwin
Köling Anna
Kölling Alfred
Kölling Ida
Koplin Hemut
Korth Marta
Korthals Albert
Korthals Gertrud
Kowalke Emma
KowalkeKarl
Krajewski Elisabeth
Krajewski Helmut
Krause Erwin
Krause Frieda
Krause Herbert
Krause Martha
Kreft Luzie
Kremmin Herbert
Kremmin M.
Krieger Paul
Kroh Erwin
Krüger Albert und Hedwig
Krüger Ott
Krummrey Gertrud
Krummrey Gustav
Kuchenbecker Elisabeth
Kuchenbecker Theodor
Kuchinke Jos.
Kühn Agathe
Kujawski Magdalena
Kujawski Paul
Kuntz Maria
Kunz Erich
Kunz Katharina
Küsters Marga
Kuszinski Franz
Kuszinski Klara
Laabs Astrid
Laabs Franz
Laabs Paul
Laurien Kurt
Lehmann L.
Lemke Alfred
Lemke Helene
Lemke Martha
Lemke Paul
Lemke Wilhelm
Lenz Otto
Leupelt Frieda
Leupelt Paul
Liesack Betty
Liesack Günter
Liesack Walter
Lingner Fritz
Lubenow Erna
Lübke Frieda (o.Lubke)
Luckmann Harry
Maass Gerhard
Maass Ida
Mahlke Auguste
Manske Herbert
Marchewicz (o. tz) Peter
Marchewitz Georg
Marquardt Anton
Marquardt Auguste
Marquardt Fritz
Martens Hedwig
Marwadel Elisabeth
Maske Alfred
Maske Wilhelm
Maslonka Hans
Mattner Hildegard
Mäus... (?)
Mausolf Herbert
Mausolf Ursula
Meier Elsbeth
Meier Günter
Mellhorn Thea
Meyer Erna
Meyer Karl
Mierendorff Ernst
Mierendorff Heinz
Milachowski Paul,Agathe
Milbach Elisabeth
Mitt A.
Moderhack August
Moderhack Herbert
Moeller Heinz
Mogge Willi
Mügel Emilie, Margarete
Mügel Kurt
Müggenburg Fritz
Müggenburg Maria
Müller Anna
Müller Elfriede
Müller Elisabeth
Müller Ernst
Müller Friedrich
Müller Hans-Georg
Müller Heinz
Müller Karl
Müller Kurt
Müller Magnus
Müller Martha
Müller Max
Müller Walter
Müller Willi
Neubauer
Neubauer Friedrich
Neufeldt Erich
Neufeldt Hanna
Neuman Willy
Neumann H.
Neumann Hans
Niesel Herbert
Nimz Herta
Nimz P.
Nitz Elfriede
Nitz Horst
Nitz Karl
Nitz Willi
Noeske Gertrud
Noeske Kurt
Nöhring Hedwig
Nöske Gertrud
Nöske Paul
Nüske Gerhard
Obrich Annelie
Oldenburg Frau A.
Oldenburg Hermann
Olesch
Oppermann Marta
Oppermann Walter
Ost Martha
Ost Wilhelm
Packhäuser Herrn
Pagels Horst
PankauPaul
Panknin Hermann
Pantel Friedrich
Pantel Lilli
Pantel Meta
Panzer Hermann
Panzer Willi,Frieda
Papenfuß Elfriede
Papenfuß Karl
Papenhagen Erich
Papke Gertrud
Passoth Franz
Passoth Kurt
Pätzke Otto
Patzwald Günter
Patzwald Walter
Pauls Emil
Pauls Eva Maria
Pauls Helene
Pech Alice
Pech Eberhard
Pech Ilse
Pech Waltraut
Pehl Gustav
Pehl Wilhelm
Peltzer Hans
Peltzer Hilde
Peters Anna
Peters Karl
Pick Anna
Pick Arnold
Pick Gertrud
Pick Kurt
Pick Otto
Pick Willi
Pieske Erwin
Pigorsch Rudolf
Pigorsch Walter
Pinke Fritz
Pinske Helene
Pinz Grete
Plautz Hildegard
Pless Adolf
Pless Hertha
Plutat
Podehl Erna
Podehl Johannes
Pöggel Erna
Pohlmann Walter
Pollnow Martha
Post Elisabeth oder Elsa
Preissner Ursula
Pumper Michael

Raddatz Elfriede
Raddatz Ernst
Radscheid Robert
Radtke Manfred
Radtke Wilhelm
Randisek Alfred
Räther Gertrud
Rätsch Alfred
Rätsch Anny
Redel Auguste
Reichen Frieda
Reichen Hans
Reichow Gertrud
Reichow Hermann,Hulda
Reichow Karl
Reichow Walter
Reimann Alma
Reimann Elisabeth
Reimann Otto
Reinke Albert
Reinke Dorothea
Reinke Herbert
Reinke Karl
Reinke Meta
Reiser Luise
Reiter Paul
Renn Hans
Rentz Olga
Retzlaff Edith
Reuter Derfflinger von
Ri(e)stow
Rieck Karl
Rieger Eugen
Ritz Adolf
Ritz Alfreda
Roeleke Karl
Rünger Berta
Rüthing Richard
Rütter Alice
Rütter Theodor
Sabatzus Albert
Sass Paul
Sass Pauline
Sasse Ewald
Schaberkow Martha
Schaeffer Max
Schaffranke Albert
Schauer Erwin
Scheffler Rudolf
Schewe Emil
Schewe Erich
Schewe Lourette
Schielke Erwin
Schilling Karl, Ehemann
Schimmelpfennig Hans
Schliewe Ernst
Schliewe Karl
Schmidt Johannes
Schmidt Lisel
Schmiede Erwin
Schmiede Otto
Schnick Marie
Schöning Detlef
Schöning Emil
Schörner Artur
Schössow Frieda
Schröder Auguste
Schröder Rudolf
Schudlik Heinz
Schülke Willi
Schulte Erich
Schulte Gerhard
Schulte Paula
Schultz Charlotte
Schultz Eugen
Schulz Annemarie
Schulz Edith
Schulz Erna
Schulz Erwin
Schulz Günther
Schulz Hermann
Schulz Hildegard
Schulz Klara
Schulz Lotti
Schulz Minna
Schulz Otto
Schulz Paul
Schulz Willi
Schulze Gerhard
Schulze Hans
Schumacher
Schumacher Julius
Schünemann Ernst
Schur Hannelore
Schur Martin
Schütz Alexander
Schütz Arthur
Schütz Lilly
Schütz Otto
Schwahs Max
Schwalm Helmuth
Schwalm Richard
Schwanbeck Lotte
Schwarz Bertha
Schwarz Georg
Schwarz Otto
Schwochow
Sechofer Hildegard
Sobick Herta
Sobick Peter
Sommer Elise
Sommer Karl
Sonnenburg Fritz
Sonnenburg Karl
Spi(e)cker Fritz
Spi(e)cker Gertrud
Spiecker August
Spiecker Karl
Staats Egon
Staats Hermann
Stahl Helga
Stebner Gustav
Stegmann Frau
Stehner Gustav
Steinhorst Mieze
Strasser
Strasser Franz
Strauss Gretel
Strazik, Fritz
Strehlow Heinrich
Strehlow Wilhelm
Stremlau Bernhard
Struck Karl
Stuckert Paul
Suckow, Friedrich Wilhelm
Sydow Trudchen
Teske Franz
Teske Hermann,Frieda
Tillach Georg
Tollkühn Familie
Tollkühn Gerhard
Trapp Frau
Trusheim Karl
Tusk Edwin
Ulrich Wilhelm
Utecht Emil
Utecht Heinz
Vauck Maria
Venske Willi
Villwock Erich
Villwock Frau J.
Vogt Margarete
Volz Heinz
Vorrath Elmar
Wallut Herbert
Wegner Gerda
Weiher Fritz
Weiher Marie
Wenzel Erich
Wenzel Richard
Weran Elisabeth
Weran Erhard
Weyer Olga
Wieck Charlotte
Wieck Reinhold
Wiese Alfred
Wilke Friedel
Will Anni
Wirth Johann
Wislay Harry
Witt Josef
Witt Karl
Witthof Karl
Wodaege Willi
Wölk Otto
Wolfrath Alois
Zernott Gertrud
Zick Herbert
Richard Plath
Zick Hermann + Elfriede
Ziesemer Erna
Ziesemer Karl
Zirr August
Zoske Hans
Zoske Meta
Zunker Albert
Zunker Margarethe

HEIMATKREISAUSSCHUSS NEUSTETTIN

VORSITZENDER UND HEIMATKREISBEARBEITER:
Dr. Siegfried Raddatz,
Jakob-Böhme-Str. 21,
51065 Köln/Buchheim,
Tel. 02 21-69 87 85
e-mail: raddatz-siegfried@t-online.de

STELLVERTRETENDE VORSITZENDE:
Ilse Waldow,
Knarrberg 79, 06846 Dessau,
Tel. 03 40-61 06 21

KASSENWARTE:
Ilse Waldow und Willi Ahrends
Adresse wie oben

I M P R E S S U M

HERAUSGEBER:
Heimatkreisausschuss Neustettin

REDAKTION:
Dr. Siegfried Raddatz,
Anschrift siehe oben
Webseite: www.neustettin.de

Zur Überweisung Ihrer Spende, um die wir recht herzlich bitten, benutzen Sie bitte den beiliegenden Überweisungsträger. Er liegt im Umschlag neben dem Heft, nicht im Heft.

HKA Neustettin,
Postbank Kto. Nr 649 757 100,
BLZ 100 100 10

INHALT HEFT 1 / 2013

1 Liebe Landsleute!
4 Daten zur Tempelburger Geschichte
12 Tempelburg: Marktplatz
20 Aktuelle Bücher
21 Von Nachbarn und anderen Leuten
24 Wir gratulieren
27 Todesanzeigen
28 Anmeldungen, Abmeldungen
29 Familie Thiel aus Steinburg/Skoki
32 Erlebtes bewahren
33 Geschichten aus Trabehn
36 30 Jahre Kirchenkreis Pniewo (Pinnow, Kreis Neustettin)
38 Begrüßungsrede in der Aula des Fürstin-Elisabeth-Lyceums
40 Rede am Gedenkstein
43 1. Internationale Konferenz ›Heimat‹
46 Café Adam, die Gebrüder Schnuchel und die Mauseinsel
58 Ozean Streitzigsee *Jochem Horn*
59 Unser Leben in Neustettin um 1900
71 Doch seht die Schwäne … *Dr. Volker Berg*
72 Robert Schreiber und das Patent
73 Die Neustettiner Dynastie Schreiber
78 Hür ick min Muddersprak
79 Geschichte eine verlorenen Bildes
83 Rückblick ohne Zorn
87 Praktische Hinweise
88 Meine Kindheit in Lübgust u. Flucht
92 Die Schulen im Kreis Neustettin
93 Geburtsstunde Europas
95 Gefangenenpost / Termine
100 Gruß an Zicker *Rudolf Bussian*

Bildnachweis: Archiv: 7, 8, 11, 14, 15, 23; Horst Beier: 69; Deutscher Ost-Dienst: 94; Ulrike Funke (Gisela Senft): 79, 82; Gary Hempel: 60; Jochem Horn und Hilde Slupinski: 46–50, 53, 55–57, 59, 61–62, 68; Ilse Knop: 33, 35; Walter Mertins: 84–86; Michael Otte: 36–37; Gesine Reinstrom: 39, 41; Friedrich Schreiber: 72, 74–77; Dieter Severin: 90–91; alle anderen von Siegfried Raddatz

GRUSS AN ZICKER

Da liegst du nun verlassen da
im schönen Pommernlande,
mein Zicker, du noch immerdar
am stillen Kämmrer Strande,

wo ich geliebt, gelebt, genossen,
wo meine Heimat einmal war,
wo meine Jugend ist verflossen,
wo meine Mutter mich gebar.

Dort hört man fremde Stimmen heut'
im Dorf und auf den Feldern.
Ich glaub', sie haben nicht viel Freud'
an uns'ren schönen Wäldern.

In einem Land, vom Meer umschlungen,
das Schleswig-Holstein ist genannt,
da haben wir dich oft besungen,
mein liebes, trautes Pommernland.

Es trafen sich zur Maienzeit
in Hennstedt, dort bei Heide,
von Zicker, ach so manche Leut'
und weinten viel vor Freude.

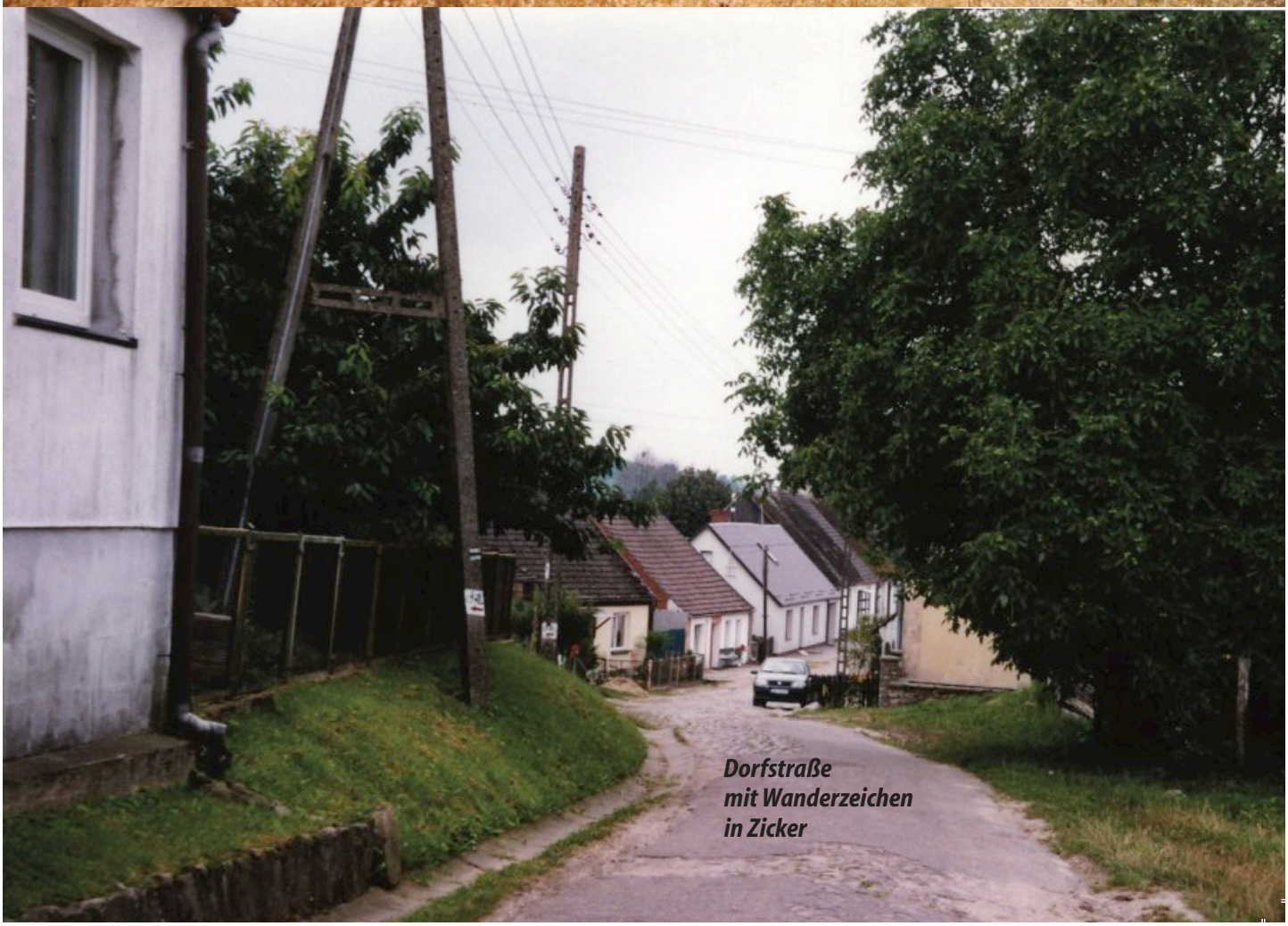
Wir werden wieder zieh'n hinaus
nach Süden, Ost und Westen,
doch immer denk ich an Zuhaus' –
in Zicker war's am besten!

Drum grüß' ich nun aus weiter Ferne
den Kämmrer- und den Dolgensee,
an ihren Ufern wär' ich gerne,
mein Zicker, mein – auf Wiedersehn!

Rudol Bussian, Stuttgart
früher Zicker, Rackowsches Ende
verst. 2013, kurz vor seinem
90. Geburtstag



Blick auf Zicker



Dorfstraße mit Wanderzeichen in Zicker



Dorfkirche in Klein Schwarzsee

Mein Neustettiner Land

Ausgabe 2 · Dezember 2013



Schloss Neustettin/Szczecinek





Liebe Landsleute!

Es war mal wieder ›richtig Sommer‹, manche meinen ein Jahrhundertsommer.

Nur eine kleine Gruppe deutscher Besucher fuhr zur 2. Historiker-Konferenz nach Neustettin (Szczecinek). Das Thema war ›Heimat‹. Diese Veranstaltung war anfangs sehr ambitioniert geplant gewesen, übrig blieb nur ein Torso. Warum, wissen wir nicht. Vermutlich waren beantragte (EU ? -) Gelder nicht genehmigt worden. Es gab keine offizielle Eröffnung; der Bürgermeister ließ sich nicht blicken.

Die deutsche Sektion hatte Glück, denn der rührige Organisator, Sławomir Miara (Direktor des Staatsarchivs in der Parkstraße) hatte den Landrat (Starost) als Patron gewonnen.

Unsere Vorträge fanden deshalb im renovierten Internatsgebäude der früheren Friedrichschule statt. Krzysztof Lis begrüßte alle Teilnehmer und Gäste freundlich und stellte dann seinen Powiat Szczecinek (Kreis Neustettin) vor, der aber seit 1999 anders aussieht als zuvor (Ratzebuhr und Tempelburg gehören nicht mehr dazu, Baldenburg ist hinzugekommen).

Besonders beeindruckend waren/sind die zahlreichen internationalen Kontakte, die der Kreis und viele Ort darin haben. Dies führt gewiss zu einem großen Austausch an Erkenntnissen und Erfahrungen.

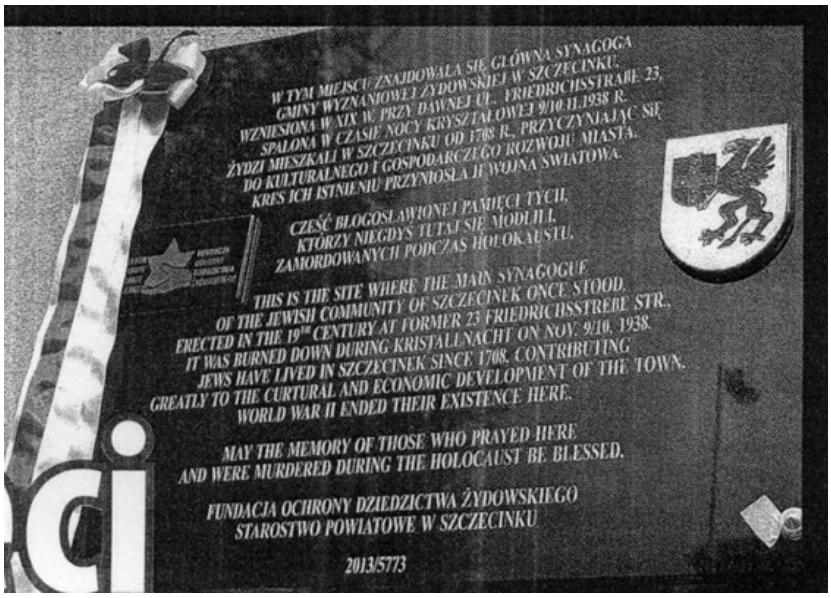
Wir von unserer Seite steuerten drei Vorträge bei. Gesine Reinstrom sprach über die Fürstin-Hedwig-Schule mit dem Schwerpunkt Kaulfuss-Denkmal und dem im April d. J. eingeweihten Gedenkstein, der an > 300 Jahre Fürstin-Hedwig-Schule erinnert. Horst Beier berichtete über die Firma Gustav Ramelow und seinen dort begonnenen Berufsweg. Dr. Winfried Brandenburg sprach über die Geschichte seiner Familie unter dem Aspekt der verschiedenen Heimaten, und mir war das Thema ›Die Dörfer im Kreis Neustettin‹ zugefallen. Ich stellte Vangerow, Nass- und Trockenglienke vor und zeigte auch Bilder aus meiner ›heimatstiftenden‹ Kindheit.

Weitere Beiträge von deutscher Seite waren der Auftritt einer deutsch-polnischen Tanzgruppe aus Miastko (Rummelsburg) und ein evangelischer Gottesdienst in der früheren Nikolaikirche, gehalten von Pfarrer Wojciech Froehlich aus Słupsk (Stolp). Geboten wurde uns ein vor der eigentlichen

Einweihung geführter Besuch durch das renovierte Schloss (Philippsbau, Südflügel). Die meisten deutschen Gäste fuhren schon am Sonnabend oder Sonntag nach Hause. So haben sie nicht die offizielle Einweihung des Schlosses erlebt (am Samstag um 22 Uhr bei Nieselregen mit einer Rede des Bürgermeisters, einer Laser-Show und lauter Musik – die Zeitung TEMAT titelte (›Wie ein Traum‹) und auch nicht (bei strahlendem Sonnenschein!) das gelungene Erntedankfest in Marienthron (Świątki), mit dem die Konferenz eigentlich offiziell enden sollte. Ob es nach dieser bescheidenen 2. Historiker-Konferenz eine Fortsetzung geben wird, bezweifele ich. Kurz danach war in Deutschland die Bundestagswahl mit einem deutlichen Sieg der Unionsparteien, die sich besonders den Vertriebenen verpflichtet fühlen. Während ich dies schreibe, befinden sich Vertreter der CDU, CSU und SPD in Koalitionsverhandlungen. Mögen sie gründlich, mit Augenmaß und den Wählerwillen berücksichtigend verlaufen und nicht zu Erpressungsversuchen führen. Ein ordentlicher Koalitionsvertrag zu Weihnachten wäre für uns alle ein willkommenes Geschenk!

Am Wochenende darauf war in Eutin das Patenschafts- und Heimattreffen mit etwa einhundert Besuchern. Es begann mit der Kranzniederlegung an unserem Gedenkstein, den die Familie Schreiber 1985 gestiftet hat. Vor etwa 40 Besuchern sprach Walter Mertins die Totenehrung. Er erinnerte unser Vertreibungsschicksal und mahnte Vertrauen für die Zukunft an, das auch zu einer Versöhnung verpflichtet. Anschließend wurde ein Kranz niedergelgt. Im großen Saal des Brauhauses wurde es eng (die gewohnten Schlossterrassen stehen zur Zeit nicht zur Verfügung). Offizielle Gäste waren der Kreispräsident Ulrich Rüder, der stellvertretende Bürgermeister von Eutin Hans-Georg Westphal und einige Vertreter des Kreistages. Sie überbrachten uns eine Grußadresse und bekräftigten die seit 1956 bestehende Patenschaft. Traditionell steht bei diesem Treffen ein Besuch in unserem Heimatmuseum an, und in der Tat konnte es ich über viele Besucher freuen, die vor allem von Frau Rita Kennel kundig betreut wurden. Das bei diesen Treffen gewohnt sonnige Herbstwetter lud auch ein zu einem Spaziergang durch das schöne Eutin und zu einer Rundfahrt auf dem Großen Eutiner See. Am Sonntag besuchten viele Teilnehmer den Gottesdienst in der Michaeliskirche. Motto des

Diese Tafel wurde am 30. September 2013 am ehemaligen Internatsgebäude der früheren Friedrichschule angebracht. Sie erinnert an die Synagoge, die in der Reichs-Kristallnacht vor 75 Jahren an dieser Stelle von den Nationalsozialisten durch Brandlegung zerstört wurde.



gerade stattfindenden Michaelisfestes war das Thema Heimat. In ihrer Predigt begrüsste Pastorin Maren Löffelmacher die Neustettiner Gäste und ging mehrfach auf unser Heimattreffen ein. Wer wollte, mischte sich dann unter die vielen Gäste des Michaelisfestes, ging spazieren oder trat den Heimweg an. So manch ein Gast nahm die Gelegenheit wahr, in Eutin noch ein paar Tage Urlaub zu machen.

Berichten möchte ich ergänzend über ein Ereignis am 30. September 2013 in Szczecinek. An diesem Tag wurde an dem schon oben erwähnten Internatsgebäude – es ist der Platz, auf dem die Synagoge stand – eine Tafel mit polnischer und englischer Inschrift angebracht, und zwar von Vertretern der Stiftung zur Bewahrung und zum Schutz des jüdischen Erbes in Polen. Es erinnert an die Synagoge und den Brand in der Reichspogrom- oder Reichs-Kristallnacht. In diesem Jahr sind seitdem 75 Jahre vergangen. 9./10. November, ein Datum, das einen nachdenken lässt!

Im Folgenden werde ich auf die Situation des Heimatkreisausschusses (HKA) und des Neustettiner Kreisverbands e.V. (NKV) zu sprechen kommen. Im HKA sind fünf Personen tätig: Ilse Waldow, Willi Ahrends, Hans Rieck, Uwe Thiel und ich. Wir hielten am Freitag vor dem Treffen in Eutin eine öffentliche Sitzung ab, an der etwa 25 Personen teilnahmen, auch der neue Bürgervorsteher, Dieter Holst. Der aktuelle HKA hat die

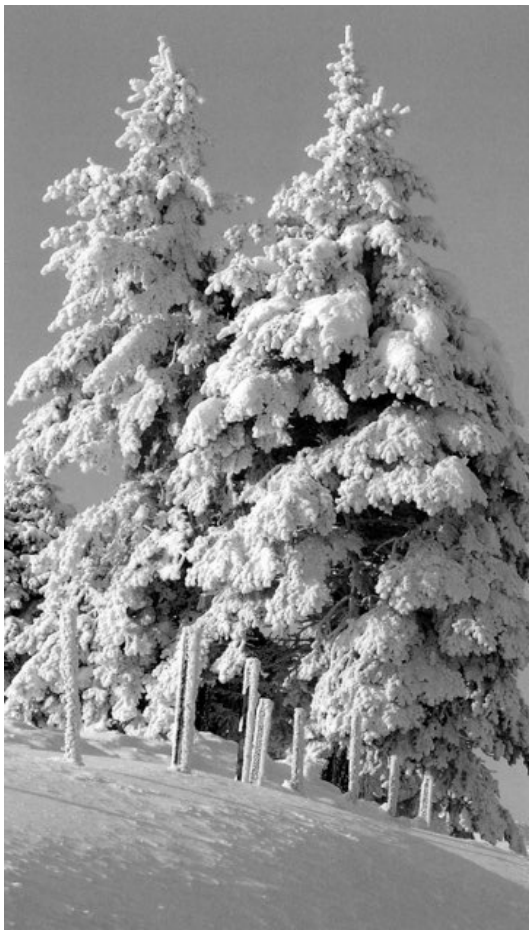
Hälfte seiner Amtszeit geschafft. Beim nächsten Treffen im Herbst 2015 wird ein neuer HKA gewählt werden. Der NKV hat sich auf der letzten Mitgliederversammlung wieder komplettiert. Zum Kassenwart Fritz Mausolf und mich als Vorsitzenden ist Hans-Joachim Speckmann als Schriftwart gewählt worden (Nachfolger von Gudrun Wölk). Wir sind der Vorstand, der noch bis Anfang August 2014 im Amt ist. Dann werden Neuwahlen stattfinden für eine Amtszeit von vier Jahren. Der NKV ist der Träger unseres Heimatmuseums Kreis Neustettin/Pommern. Auf der öffentlichen HKA-Sitzung am Freitag haben wir den Bürgervorsteher Dieter Holst eindringlich gebeten, sich dafür einzusetzen, dass wir unser Museum im ehemaligen Marstall behalten können. Er versprach, dies tun zu wollen! Der Standort unseres Museums war in diesem Jahr vorübergehend stark gefährdet, da geplant war, die Schlossterrassen zu einem großen Hotel auszubauen. In diesem Zusammenhang stand schon in der Zeitung, dass davon auch unser Museum betroffen würde, dass es am jetzigen Platz nicht verbleiben könne. Diesem gescheiterten Plan folgt nun ein von der Stadt erarbeiteter Plan, nachdem die Schlossterrassen zügig renoviert werden sollen; ein Hotel soll an einer anderen Stelle am See gebaut werden. Ob dies aber eine Rettung für unser Museum ist, wissen wir nicht und kann (will ?) uns auch keiner sagen. Tatsache ist, dass wir bei der Eröffnung unseres Museums 1992 einen Mietvertrag über zehn Jahre erhielten, der aber nicht verlängert werden sollte und nicht verlängert worden ist. Wir leben also in einem vertragslosen Zustand und uns kann (wahrscheinlich?) leicht gekündigt werden. Aus diesem Grunde haben wir im NKV seit der Wiederbelebung 2004 gespart (Kassenwart Hans-Jürgen Keun mit Ehefrau Margot), um für den Fall eines Umzugs oder einer Auflösung gerüstet zu sein. Dies sollte auch dringend beibehalten werden!

Ehrenamt

Alle oben aufgeführten Personen üben ein Ehrenamt aus, d. h. sie wenden für diese Tätigkeit Zeit auf. In der Satzung des NKV steht: »Jegliche Tätigkeit für die Vereinigung ist ehrenamtlich. Die Mitglieder erhalten keine Zuwendung aus Mitteln der Vereinigung.« In der Realität sah das bisher so aus, dass über den Zeiteinsatz hinaus auch kleine Betrüge von den Ehrenamtlern übernommen worden

sind, dass aber grundsätzlich jedes Vorstandsmitglied verpflichtet ist, mit dem Vereinsvermögen verantwortlich und sparsam umzugehen. Dies setzt eine enge Abstimmung im Vorstand voraus. Jede größere Investition muss vorher mit allen Vorstandsmitgliedern gemeinsam besprochen und entschieden werden, unter Umständen sogar auf einer Mitgliederversammlung! Schon lange ist eine Archivierung der Bestände unseres Museums vonnöten. Wir vom Vorstand des NKV wollen das Ende Oktober d. J. beginnen unter der Anleitung von Herrn Bernhard Kwoka von der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne (System allegro von der Universität Braunschweig). Ich möchte an Sie alle appellieren, sich an solch einer zeitlich begrenzten Tätigkeit ehrenamtlich zu beteiligen, z.B. beim Einscannen von historischen Postkarten. Melden Sie sich bitte bei einem von uns oder bei Frau Rita Kennel (Tel. 0 45 24-6 57).

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Landsleute! Ich möchte Ihnen, Ihren Angehörigen und unseren Paten, dem Kreispräsidenten Ulrich Rüder, und dem Bürgermeister Klaus-Dieter Schulz sowie unseren fleißigen Helfern vor Ort, Frau Kirsten Rosenow, Frau Annette Rudolph, Frau Nicole Robien und Herrn Uwe Wille, auch im



Namen der Mitglieder des Heimatkreisausschusses und des Neustettiner Kreisverbands e.V.

frohe Weihnachten
und
ein gutes Jahr 2014
wünschen.

Ihr Siegfried Raddatz

Weihnachts- und Neujahrsgrüße
des Kreises Ostholstein an seinen Patenkreis Neustettin

Liebe pommersche Landsleute aus dem Kreis Neustettin!

Für das bevorstehende Weihnachtsfest und für den Jahreswechsel übermitteln wir Ihnen unsere herzlichsten Grüße und Wünsche, verbunden mit der Hoffnung auf besinnliche Festtage im Kreise Ihrer Familien und auf einen guten Start in das neue Jahr 2014.

Gerade in der Weihnachtszeit gehen die Gedanken sehnsuchtsvoll zurück in die Kindheit mit all dem geheimnisvollen Zauber, der diese Zeit umgibt. Mit besonderer Wehmut im Herzen werden Sie an Ihre Heimat denken, die in Gedanken wieder auflebt, wenn die Kerzen hell am Weihnachtsbaum erstrahlen.

Dankbar können wir auf die 57-jährige Patenschaft zwischen dem Kreis Neustettin und dem Kreis Ostholstein zurückblicken, die mit dem Heimattreffen für die Stadt und den Kreis Neustettin vom 27. bis 29.09.2013 in Eutin gebührend gefeiert wurde. Auch dieses Mal konnten zahlreiche Kontakte und Freundschaften gepflegt, intensive Gespräche geführt und Erinnerungen ausgetauscht werden.

Der Jahreswechsel bietet für uns alle die Chance, hoffnungsvoll in die Zukunft zu schauen und die Gedanken nach vorn zu richten, um das neue Jahr in Empfang zu nehmen. Wir wünschen Ihnen allen ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest sowie für das Jahr 2014 Gesundheit und Zufriedenheit.

Eutin, im November 2013

Ulrich Rüder
Kreispräsident

Reinhard Sager
Landrat

STADT EUTIN

Weihnachts- und Neujahrsgrüße
der Stadt Eutin an die Patenstadt Neustettin

Liebe Heimatfreunde der Stadt Neustettin,

unsere herzlichsten Grüße zum Weihnachtsfest und zum neuen Jahr möchten wir Ihnen auf diesem Wege überbringen!

Die Bewerbung der Stadt Eutin zur Ausrichtung der Landesgartenschau im Jahr 2016 war erfolgreich: wir werden die Gartenschau ausrichten. Das ist eine große Herausforderung für alle Beteiligten – aber vor allem eine große Chance für unsere Stadt, sich herauszuputzen.

Die Schlossterrassen, in deren Räumlichkeiten sich das Heimatmuseum befindet, werden saniert. Wir können Ihnen nicht versprechen, dass das Museum an diesem Ort bleiben wird – dies wird erst die weitere Diskussion zeigen. Wir können Ihnen aber zusagen, dass wir zusammen mit dem Heimatkreisverband eine Lösung für die Andenken aus der Heimat finden werden.

Vielen Dank sagen wir wieder allen, die sich für die Kontakte in die alte Heimat, für die Pflege von Traditionen und das Bewahren von Erinnerungen einsetzen.

Wir wünschen Ihnen, Ihren Familien und allen, die mit dem Heimatkreisverband verbunden sind, gesegnete Festtage sowie ein gutes und gesundes Jahr 2014.

Eutin, im November 2013

Dieter Holst
Bürgervorsteher

Klaus-Dieter Schulz
Bürgermeister

WEIHNACHTSWÜNSCHE

von Peter Rosegger, 1843 –1918

Ein bisschen mehr Friede und weniger Streit,
ein bisschen mehr Güte und weniger Neid
ein bisschen mehr Liebe und weniger Hass,
ein bisschen mehr Wahrheit – das wäre was!

Statt soviel Unrast ein bisschen mehr Ruh,
statt immer nur Ich ein bisschen mehr Du,
statt Angst und Hemmungen ein bisschen mehr Mut
und Kraft zum Handeln – das wäre gut!

In Trübsal und Dunkel ein bisschen mehr Licht,
kein quälend Verlangen, ein froher Verzicht,
und viel mehr Blumen, solange es geht,
nicht erst an Gräbern – da blüh'n sie zu spät.



Blick vom Bahnhof zum Kirschweg

Winterfreuden in Neustettin

Plauderei von Günter Schönebeck

Die langen Abende regen zum Klönen an. Und was liegt da wohl näher, als von vergangenen Zeiten aus Neustettin zu erzählen. Im Winter verkroch man sich dort nicht vergrämt hinter dem Ofen wie mancherorts im Westen Deutschlands. Schon ein Blick auf die Straße ließ an den frohen Gesichtern erkennen, dass Eis und Schnee viel eher ein Geschenk waren und jede Schneeflocke erwartungsvoll begrüßt wurde. Und lag der Schnee hoch genug, dann trabten unter silbernem Schellengeläut die ersten Pferdeschlitten vorüber, so zahlreich, dass es wie eine lange fällige Verabredung aussah. Das Läuten lag noch im Ohr, wenn bereits der nächste Schlitten unter Peitschengeknall heranjagte. Die Bauern fuhren damit zur Stadt, oder ganze Familien ließen sich hinaus in die schneebedeckten Wälder fahren. Die Pferde, oft prächtig aufgeputzt, trugen auf den Rücken lange bunte Püschel voller Glöckchen. Der pommersche Mensch verstand es eben, die Freuden des Winters zu genießen. Besonders die Jugend und vor allem die Kinder warteten ungeduldig auf den ersten Schnee. Ich erinnere mich noch an die Zeit um 1910, in der kleine Kinder mit dem Stoßschlitten ausgefahren wurden. Auch wir besaßen so einen hölzernen Bettschlitten, wie wir ihn nannten. Das komische Vehikel sah dem Pferdeschlitten ähnlich, war unten herum geschlossen, stand auf Kufen, die hinten etwas vorstanden. Darüber befand sich am Kasten in Brusthöhe ein Griff zum Schieben. Rot und blau gestrichen und an den Seiten mit Herzen verziert, versehen mit zwei Bänken, konnten wir vier kleinen Geschwister darin verstaut werden. Je zwei saßen sich gegenüber, dick in Decken und Betten verpackt, dass nur die Köpfe heraus sahen. Gewöhnlich schob uns Großvater bei Sonnenschein übers Eis zum Klosterwald, um das Wild an den Futterplätzen zu belauschen. Vor Weihnachten fuhren wir aber auch des Abends aus und ließen uns durch die erleuchteten Straßen von Schaufenster zu Schaufenster schieben. An diese Fahrten denke ich nur noch mit Schmunzeln zurück, weil wir mit wenig Ausnahmen jedes-

mal Pech hatten, wenn Großvater den Rückweg durch die Anlagen wählte. Wo es von der Schlossbrücke her in die Anlagen hinein flott abwärts ging, stellte er sich nämlich auf die Kufenenden, die ja dazu dienten, und sauste mit uns fröhlich hinab. Aber mit vehementer Beschwingtheit kippten wir auch prompt in der kleinsten Kurve um – und er hatte dann Mühe, uns schreiende Gesellschaft in der Dunkelheit aus dem Schnee zu klauben. Die mit Wärmflaschen angewärmten Betten wurden nach der Berührung mit dem Schnee natürlich völlig nass, und die Stricksachen färbten in lustigen Mustern darauf ab. Mutter war aber trotzdem froh, weil sie uns Rasselbande für die Stunde der Ausfahrt nicht um sich hatte. (Es gab auch eiserne Stoßschlitten, die noch leichter umkippten). Später besaß jedes von uns Kindern einen eigenen Schlitten. Aus dem Sammelsurium verrosteter Schlittschuhe suchten wir uns zwei halbwegs zusammen passende aus, die, an zwei Holzscheiten angeschraubt, ein winziges Schlittchen ergaben. Da setzten wir uns drauf, die Beine breit auseinander, und flitzten die vereiste Bahn in der Königsvorstadt hinunter. Damals war in der Nähe des alten Wehrbezirkskommandos noch Landstraße. Von dort ging es bergab über den schmalen Fußweg in die alten Anlagen hinein bis auf den Tennisplatz, der bekanntlich späteren Neubauten weichen musste. Diese Schlidderei genügte uns aber bald nicht mehr. Zum ordentlichen Schlittschuhlaufen bekamen wir neue Schlittschuhe, natürlich zwei Nummern zu groß auf Zuwachs. Eine herrliche Zeit begann. Die Eisbahn waren die überschwemmten Anlagen. Der Niesdeop hatte ja noch seinen alten Lauf mit den vielen Windungen am Schloss und an der Leinwandbleiche und staute so das Wasser des Sees auf. Gerade in jenen Jahren trat der Streitzigsee oft bis an die Stellterstraße über die Ufer, so dass die Parkwege als spiegelnde Eisbahnen glänzten. Der Vorteil lag auf der Hand: Lebensgefahr bestand nicht, wir konnten uns nur tüchtig die Hosen vollfüllen, wenn wir einbrachen – und das geschah oft. Doch Übung macht ja wohl den Meister, und kleine Meister auf dem Eis wurden wir auch nachher. Bis zu sechs Quadratmeter Segelfläche hatten unsere Handsegel, mit denen wir über den See fegten. Nach den roten Bällen am Mast auf der Hedwigsinsel, die die Tragfähigkeit des Eises anzeigten, richteten wir uns nicht. Wenn das Eis drei Finger stark war, trug es

eben. – Welch ein hohes Gefühl, schräg im Segel zu liegen, wie der Wind dahinzubrausen und dem Knattern des Segeltuches zu lauschen, wenn man gegen den Wind aufschnellt, um in sausender Fahrt den Kurs zu wechseln. Alle Freunde besaßen solche Segel, und jeder wollte schneller sein als der andere. Die Konkurrenz wurde kaum eines Blickes gewürdigt, die Rodelschlitten, die an den Wind gepeikt wurden und unter aufgespannten Jacken schlecht und recht an den Ausgangspunkt zurücksegelten. Da war Großbvaters Peikschlitten schon besser, das fußgroße Schlittchen mit Drahtkufen, auf dem er stand, das durch eine lange Peikstange rasch übers Eis glitt. Der Alte stand uns auch mit Rat und Tat beim ersten Segelschlittenbau zur Seite. Zwar sah das Gestell recht klobig aus und war schwer mit dem Gerippe aus rohem Kantholz, doch eine kräftige Brise brachte den Schlitten dennoch auf hohe Geschwindigkeit. Einige Jahre danach entstand in Neustettin eine stolze Eissegelflotte modernster Konstruktion, die wohl die beste Deutschlands war. Eis und Schnee waren eben Freudenspender in der pommerschen Heimat. Alljährlich ließ die Stadtverwaltung in der Bucht an der Hedwigsinsel Eisbahnen fegen. Nach

Ein Mensch schaut in der Zeit zurück und sieht: Sein Unglück war sein Glück!

Eugen Roth

den Klängen einer Lautsprecheranlage herrschte dort von früh bis spät muntere Ausgelassenheit auf Schlittschuhen. Wer nicht Schlittschuh lief, spazierte durch die Anlagen über den See zur Mauseinsel oder zog mit Rodelschlitten oder auf Schiern in den tief verschneiten Klosterwald mit seinen schönen Abfahrten vom steilsten Hang bis zum sanften Gefälle der Waldwege. Und weithin hallte dann das frohe Lachen und Kreischen der Mädchen auf den Rodelbahnen an der Fähre oder auf der ›Berg- und Tal-Bahn‹ in der Nähe der Mauseinsel.

Echte Winterfreude gehörte nun einmal zur Heimat, war tief verwurzelt in Menschen und Landschaft, war Äußerung eines Lebenswillens des ach so ›sturen‹ Hinterpommern.

Aus ›Die Pommersche Zeitung‹ vom 4. Januar 1958 eingesandt von Brigitta Kasten aus Gehrden, früher Stellterstraße, Neustettin

Der Engel

von Günter Pilgrim

Es war eine Woche vor Weihnachten. In der Stadt gab es ständiges Gedränge. In den Geschäften dudelten die Weihnachtslieder, und auf den Märkten kamen die Buden in die Endphase. Beate von Loschwitz mischte sich gerne unter die Menge. Sie mochte diesen Andrang von Weihnachtsstimmung, und die Lieder konnten ihr nicht zu viel werden. Zu Hause war man ausreichend für sich, und Lieder singen, das war allein schlecht zu machen. Es gab das Fernsehprogramm, und sie war eine leidenschaftliche Fernsehguckerin; aber wenn man Weihnachtslieder suchte, dann war man enttäuscht. Kaum vorhanden, bis auf Restbestände in den Vorweihnachtstagen. Was dachten sich die Fernsehmacher nur?

Sie stromert durch die Geschäfte. Ließ sich dies und das zeigen, vorführen, passte auch ml etwas an und hatte Genuss an der Freiheit der Alleinlebenden. Sie überlegte: Was schenke ich mir diesmal zu Weihnachten? Muss man selber bedenken. Schenkt mir keiner etwas. Verwandte hatte sie nicht mehr. Alle auf dem Friedhof.

Ach ja, sie musste vor dem Fest noch einmal auf den Friedhof und nachsehen, ob die Tannenzweige auf den Gräbern geblieben waren. Gab es in letzte Zeit öfter Tannenzweigklauer. Bedienten sich glatt, die Lauer, dabei hatte sie die Zweige auf dem Wochenmarkt erworben, zum Friedhof geschleppt und auf die Gräber gelegt. Da kann doch nicht einer kommen und alles wegholen. Aber die Welt ist schlecht.

Schenk ich mir nun was oder lass ich es? Was soll ich alte, einsame Frau da großes Trara machen? Schenken – oder nicht? Man muss es entscheiden, bald. Beate, lass es sein! Obwohl, ein Engel wäre schön. Sie liebte Engel. Hatte bereits eine ziemliche Kollektion, aber Engel konnte man nie genug haben. So ein erzgebirgischer Leuchterengel, das wäre eine Sache. Wenn man den bekommen könnte.

Vor Jahren gab es bei Karstadt eine kleine Ausstellung in der Adventszeit. Sie erinnerte das genau. Da war eine große erzgebirgische Weihnachtspyramide zu sehen und eben ein prächtiger Leuchterengel mit Kopfjoch und Kerzen

darauf. Sah majestätisch aus, und eine, wie sie fand, überirdische Ruhe ging von dem Engel aus. Sie war damals mehrfach in das Kaufhaus gegangen, nur um den Engel anzusehen. Er war zu teuer, fand sie, kostete paar Hundert Mark. Aber schade war es schon, dass sie den Kauf nicht gewagt hatte. Hätte die Summe vom Sparbuch abheben können. War genug drauf. Die Mutter hatte immer gesagt: »Kind, sorg dafür, dass immer Sarggeld auf deinem Konto ist, sonst sitzen sie nachher mit dir an und müssen womöglich auf die Armenkasse zurück kommen. Und sie hatte dafür gesorgt, selbstverständlich. War mehr drauf als Sarggeld. Deshalb tat es ihr jetzt leid, dass sie den Engel nicht gekauft hatte. Jetzt wurde keiner wieder angeboten.

Engel waren ihr wichtig im Leben, auch wegen der Engelerlebnisse, die sie mehrmals gehabt hatte. Sie erinnerte sich noch sehr genau.

Es ist Jahre her. Sie fuhr mit dem Wagen auf der Autobahn nach Hamburg. Sie fuhr gern schnell. Auf der Autobahn konnte man das ohne große Gefahr nutzen. Es war gegen abend, und sie kam schnell auf 160 km/h. Plötzlich, vor ihr, glänzte die Straße. Ein Mann stand mitten im Glanz und winkte ihr zu, sie solle anhalten. Merkwürdig, dachte sie, wer hat sich mitten auf die Straße gestellt und fuchtelt fortwährend mit den Händen. Sie fuhr an die Seite, drosselte die Geschwindigkeit und hielt an. Aber es war kein Mensch zu sehen. Ich kann hier doch nicht halten, schoss es ihr durch den Kopf. Was mach ich nur? Sie stieg trotzdem aus. Sie besah sich die Sache. Da, auf der Autobahn eine breite, blanke Ölspur. Musste einer ein Leck gehabt haben. Sie erschrak. Bei der Geschwindigkeit wäre sie auf dem Ölfleck … nicht auszudenken! Sie stieg wieder ein und telefonierte mit dem Handy den ADAC heran. Ölspür hier – breit und frisch – sie müssen jemanden schicken. Das geschah sehr bald, und die Stelle wurde mit Warnzeichen versehen. Beate von Loschwitz sah sich um. Wo war der Mann geblieben, der gewunken hatte? Niemand zu sehen, weit und breit nicht. Es muss ein Engel gewesen sein, dachte sie, ein Engel, bestimmt. Aber wenn ich das dem ADAC-Mann erzähle, der auf der Straße noch herum werkelte, der würde mich auslachen. Aber ich bin sicher, es war ein Engel. Anders war das nicht zu erklären.

Eine Zeit später hatte sie ihren Bekannten von dem Erlebnis erzählt. »Weißt Du, ein Engel hat mich vor einem Unfall bewahrt.«

Die Bekannte lachte los. »Was erzählst du? Deine Einbildungen werden bereits pathologisch. Ich sag es immer wieder, du musst mehr unter Menschen gehen, du fängst sonst an zu spinnen.« Aber Beate wusste, es war ein Engel. Und überhaupt, Engel sind immer nur von dem Einzelnen zu sehen. Weil Schutzengel jedem Einzelnen zugeteilt werden. Schutzengel sind spirituelle Wesen. Die kann man nicht einfach besichtigen oder vorführen. Wer das versucht, der versteht wenig vom Geheimnis der Himmlischen.

War ihr gerade vor Tagen mit Engeln eine komische Sache passiert. Oder was heißt passiert, sie hatte abends noch spät den Fernseher eingeschaltet, und rein zufällig gab es die Wiederholung einer Sendung vom Nachmittag. Der junge Moderator, den sie gerne hörte, der immer keck und fröhlich die Dinge auf den Punkt brachte, interviewte eine Frau, die behauptete, dass sie mit Engeln sprechen könnte, ja, dass sie eine direkt Sprechstunde mit Engeln eingerichtet hätte und dass man zu ihr kommen könne, in Notlagen oder auch sonst, wenn man etwas wissen möchte über sein Leben. Sie könne sich in eine Art Trance versetzen, könnte den Engel rufen und befragen. Sie hatte aufgehorcht. Was war das? Man könnte Engel einspannen und sich dienstbar machen? Hatte sie noch nie gehört. Kam ihr auch unsachgemäß vor. Ist die Dame überspannt, überlegte sie? Bildet sich was ein und gibt das als Engelstunde aus. Der Moderator fragte weiter, ob man demnach zu ihr kommen könne, in die Engelsprechstunde? Ja, könnte man. Sie gab sich sehr sicher und wirkte eigentlich nicht überspannt. Sie wirkte vertrauenerweckend. Aber dann kam es: Der Moderator fragte weiter: ob denn die Engelstunden bei ihr auch etwas kosteten? Die Engeldame lächelte vielsagend: ja, die Stunden würden etwas kosten. Und wieviel, fragte der Moderator? Naja, sagte die Dame etwas zögerlich, eine Engelstunde kostet 180,– Euro.

Beate von Loschwitz hatte aufmerksam zugehört, aber als die Engeldame den Preis nannte, da rastete sie aus. »Das ist unerhört! Unglaublich!« sagte sie vor sich hin. »Diese Person! Macht mit den Himmlischen noch Geld! Ist wie im Mittelalter. Aber da war schon Martin Luther dagegen.« Sie drückte den Fernsehknopf aus. »Ich fass es nicht! Diese Scharlatanin!« das hat bei ihr alles nichts mit Engeln zu tun, gar nichts, da war sie sich sicher. Und tagelang ging ihr das noch nach: »Schämen

sollte sie sich, diese makabre Engelstundenspezialistin!« Die Liebe zu Engeln war aber geblieben.

»Zu dumm«, dachte sie, »dass ich den Leuchterengel damals nicht gekauft habe.« Engel bereichern das Leben. Der Schöpfer hat sie als Brücke zwischen sich und uns geschaffen, aber es ist eine Einwegbrücke, mit einer verschlossenen Tür. Nur die Engel haben die Schlüssel und sie nutzen sie, wann immer sie das wollen. Beeinflussen können wir nichts. Engel sind eine Gnade, und Gnade kann man nicht herstellen. Man bekommt sie geschenkt oder bekommt sie gar nicht. Beate von Loschwitz beendete ihren Stadtbummel. Gibt's eben kein Geschenk in diesem Jahr. Nur gut, dass sie den Baum bereits ausgesucht hatte.

Als sie in die Wohnung kam, klingelte das Telefon. Ihre Bekannte war am Apparat. »Du, hör' mal Beate, hast du nicht Lust, morgen mitzukommen? Ein Nachbar fährt mit dem Wagen zu einer Auktion nach Satow. Er sucht noch Mitfahrer. Ist eine einmalige Gelegenheit. Ich fahr auch mit. Kost' uns keinen Pfennig. Und vielleicht ersteigern wir ein Weihnachtsgeschenk. Soll hübsche Sachen geben.« Klar, ich hab Lust! »Wir holen dich um acht Uhr ab. Halt dich bereit. So haben wir zwei alte Schachteln was Hübsches vor.« »Alte Schachteln? Ich weiß nicht! Aber du hast recht, ich lass mal die dummen Sprüche von ›man ist so jung wie man sich fühlt und mach‹ mich nicht auf beleidigt. Ist so anstrengend, beleidigt zu sein und dauert viel zu lange meistens.«



In Satow vor dem Auktionshaus gab es bereits eine lange Schlange der Wartenden. Die Damen reihten sich ein. Der Autofahrer verschwand durch die Hintertür. Vorher rief er noch: »Ich hol sie um

13 Uhr hier wieder ab.« Die Damen nickten. Einige der Wartenden hatten einen dicken Katalog unter dem Arm. Einer nahm ihn her und blätterte darin. Eine Tür wurde geöffnet, und alle konnten eintreten. Man ging durch die Räume und schaute auf die schönsten und sonderbarsten Altertümlichkeiten: Möbel, und Teppiche, Bilder und Gläser, Meißner Porzellan und alte Bücher. Granatschmuck und Brillanten, in Vitrinen verwahrt, Großkram und Kleinkram aller Art, für dünne und dicke Geldbeutel. Man flanierte durch die Räume und tat sich wichtig und machte in Fachmann. »Sieh mal, ist die Brosche nicht süß? Und das Ölbild, dort an der Wand, edel, wirklich!«

»Meine Zeit, soviel schöne Sachen. Reich müsste man sein!«. Die Bekannte legte den Finger an die Lippen: »Psst, bist du still. Hier ist jeder ein Krösus, und wer es nicht ist, der verrät das nicht. Ist jedenfalls nützlich, ein bisschen die wirklichen Finanzverhältnisse zu übergehen, sonst kommt das einem Offenbarungseid gleich, und man wird nachher schnell überboten.« Sie gingen herum und konnten sich nicht satt sehen. »Schön, dass du mich hierher geschleppt hast«, sagte Beate zu ihrer Bekannten, »ist so kurz vor dem Fest ein Extraspaß.« Sagte es und blieb vor einer Vitrine stehen. Ein großer Engel war zu sehen. Ein echt erzgebirgischer Engel, schon etwas älter, aber gut erhalten. »Sieh bloß mal hier, ein Engel, einer von der Art, wie ich ihn schon lange haben wollte, Engel mit Joch und Kerzen darauf, groß und majestätisch.«

Beate von Loschwitz war begeistert. Sie winkte ihrer Bekannten: »Komm mal her! Ein wunderschönes Stück, dieser alte Engel. Ich glaube, den werde ich ersteigern, ich werde es probieren. Ich bin ganz aufgeregt. Gefällt er dir nicht?« Die Bekannte konnte die Freundin nicht verstehen: »Was willst du damit? Steht nur rum, als Staubfänger. Wir müssen uns im Alter verkleinern. Du kaufst noch dazu. Versteh' ich nicht!« Sie schüttelte den Kopf.

Aber Beate von Loschwitz ließ sich nicht abbringen. »Was heißt verkleinern? Willst du alles unter dem Hintern schon weggeben und im kahlen Zimmer sitzen? Nee, meine Liebe, man muss sich auch was leisten, muss Freude veranstalten, sonst verwelkt das Leben, grade wenn man allein ist. Den leist' ich mir, egal, was er kostet.«

Sie ließ im Katalog nachsehen. »Ja, der käme in die Versteigerung. Er ist ein besonders schönes Stück und kommt aus der Anfangszeit

der erzgebirgischen Kunsthandwerkerei, Anfangsgebot zweihundert Euro.« Die Bekannte verdreht die Augen: »Oh je, Beate, so blöd müsste ich sein!«

»Ja, so blöd bin ich. Ich würde mich irrsinnig freuen, wenn ich den Engel bekäme.« Sie ließ sich nicht irritieren.

In der Mitte des Saales standen Stühle, etwa einhundert Stück. Man nahm Platz und behielt sein erwähltes Stück im Auge. Nach einer Stunde begann die Versteigerung. Der Auktionator betrat den Raum, wie der König den Thronsaal. Mitarbeiter nahmen neben ihm Platz, Computerdamen und Protokollantinnen. Drei, vier junge Männer zogen ein, kräftig und muskelbepackt, mit Raspelfrisur und enganliegendem T-Shirt. Sie hatten das einzelne Objekt hochzuzeigen und waren zugleich die Sicherheitsmannschaft für die versammelten Kostbarkeiten. Das Schwätzen der Gäste verstummte. Ein Lichtkegel wurde auf den Aktionator gelenkt. Er verlas die Modalitäten. Alles voll ritualisiert, und man hatte aufzupassen, präsent zu sein, fix zu reagieren, wenn das betreffende Stück von den Muskelprotzen hochgehalten wurde. Die Ausgangssumme, im Katalog fixiert, wurde genannt: »Einhundert sind geboten. Wer bietet mehr?« »Einhundertfünfzig!« Schreit einer von hinten und hält ein Schild hoch mit seiner Nummer drauf. »Einhunderfünfzig sind geboten, einhundertfünfzig, wer bietet mehr?« »Zweihundert.« Ruft einer von vorn und reißt sein Schild hoch, als gälte es, alle Teilnehmer auszustechen. »Zweihundertfünfzig! Zweihundertfünfzig, zweihundertfünfzig? Bietet keiner mehr?« Ruhe im Saal. Man prüft die Finanzen. »Zweihundertfünfzig zum ersten, zweihundertfünfzig zum zweiten, zweihundertfünfzig zum dritten.« Er schlägt den Hammer auf sein Pult. Die Sache war entschieden.

So ging es Schlag auf Schlag. Die Versteigerung kam auf den Engel. Beate wurde unruhig. Der Auktionator: »Und hier ein sehr schönes Stück. Ein echter erzgebirgischer Leuchterengel. Mitte voriges Jahrhundert. Ein altes Gesellenstück eines Seiffener Kunsthandwerkers. Einzelstück. Ausgangssumme zweihundert Euro. Wer bietet mehr?«

Beate von Loschwitz riss die Hand mit ihrer Nummer hoch: »Zweihundertfünfzig.«

»Geboten sind zweihundertfünfzig. Wer bietet mehr?«

Stimme von hinten: »Zweihundertachtzig.«

»Geboten sind zweihundert-

achtzig, zweihundertachtzig. Wer bietet mehr?«

»Dreihundert«, rief Beate.

»Dreihundert«, kam vom Auktionator, »dreihundert, wer bietet mehr?«

»Dreihundertzwanzig«, kam eine Stimme aus der ersten Reihe. Die Karte erschien.

»Dreihundertzwanzig«, so der Auktionator, »dreihundertzwanzig, wer bietet mehr?«

Beate wollte bereits aufgeben. Sie raffte allen Mut zusammen: »Dreihundertfünfzig«, rief sie in den Saal und riss ihre Karte hoch, als ginge es um Kopf und Kragen.

»Dreihundertfünfzig«, sagte der Auktionator, »dreihundertfünfzig zum ersten und zum zweiten und zum dritten. Gnä' Frau, das schöne Stück gehört ihnen.«

Beate atmete auf. Sie war glücklich. Glücklich wie schon lange nicht mehr. Sie hatte den Engel ersteigert, was konnte ihr passieren? Sie sah es so. Die Bekannt flüsterte zu ihr hin: »Du hast wirklich und wahrhaftig deinen Willen durchgesetzt! Ich versteh das nicht! Hättest dir lieber eine Brücke ersteigern sollen oder einen schönen Schmuck, aber einen Engel, also ich weiß nicht!«

Auf dem Heimweg im Auto lag der Engel, in einem Karton verpackt, auf ihrem Schoß. Sie sprachen kein Wort während der Fahrt. Beate hatte zu tun, den Engel auch mental in ihren Besitz zu nehmen. Sie hatte jetzt ihren Engel. Der würde auf dem kleinen Tischchen neben dem Baum stehen. Sie würde die Kerzen anzünden und würde überlegen, wo Engel ihr im Leben begegnet waren. Und sie würde auf den Engel schauen, der auf dem Joch die Aufschrift trug: »Siehe, ich verkünde euch große Freude«, und sie wusste bereits jetzt, es würde seit langem das schönste Weihnachten sein, denn wer einen Engel bei sich hat, der ist nicht einsam. So wollte sie es sehen. Der gehört zu den von Gott Besuchten und zu den Gesegneten auf der Erde.

Aus
NEUE ROTENBURGER GESCHICHTEN,
Verlag Stock & Stein, Schwerin,
ISBN 3-937447-17-2

Wenn man mit Flügeln geboren wird,
sollte man alles dazu tun, sie zum Fliegen zu benutzen.

FLORENCE NIGHTINGALE

Aktuelle Bücher

Kurt-Dieter Liske
»Das war das Ende von Neustettin«
Herausgeber: HKA Neustettin
Preis: 6 Euro

Jubiläumsausgabe
des HKA Neustettin
MNL-Festausgabe anläßlich der 50 jährigen Patenschaft
Preis: 12 Euro

Beide Bücher sind erhältlich beim Heimatkreisausschuss und im Heimatmuseum in Eutin.

Uwe Thiel, Harry Neumann
Priebkow – ein Rittergut in Hinterpommern
Selbstverlag 2010, Festeinband, 600 Seiten, 459 Abbildungen, 51 Kartenausschnitte,
Preis 48 Euro,
zzgl. Versandkosten.
Bezug über Uwe Thiel, Hirtenweg 1, 17159 Dargun

Christa Himmele
Juchow
Geschichte des Landgutes und der Familie Dennig
Preis: 35 Euro
Bezug über Ch. Himmele
Janowo 8, Pl 78-404 Szscecinek

Karl-Christian Boenke
»Die Notgeldscheine aus Neustettin Stadt und Land«
ISBN: 3-933781-51-5
Preis: 12 Euro

Heinz Buchholz
»Iwan, das Panjepferd – Eine Kindheit zwischen Krieg und Frieden«,
u. a. Soltnitz
ISBN: 3-00-014157-X
Preis: 19,90 Euro

Günter Damaske
»Ich war einer von Hitlers Kindern«
Kindheit und Jugend in Neustettin,
Soldat im hohen Norden-
ISBN: 3-8311-4367-6
Preis: 19,80 Euro

Günter Damaske
Aufbruch Ost, Band I
Jg. 1924, Kindheit und Jugend in Neustettin
ISBN: 3-8334-4965-9
Preis: 16,80 Euro

Heinz Jonas
Neustettin, Bilder einer deutschen Stadt
Reproduktion alter Ansichtskarten
ISBN: 3-88042-885-9
Preis: 20 Euro

Bernd W. Neubauer
»Du bist doch kein Kind mehr«
ISBN: 978-38482-2819-5
Preis: 15,90 Euro

Alle diese Bücher sind im Buchhandel erhältlich, meist als Book on Demand!

Die Seiten

20 bis 25

sind im Internet leider nicht verfügbar!

Unser aller Leben geht einmal zu Ende – so auch das meine. Wenn Sie diese Zeilen lesen, habe ich längst zum letzten Male tief und vernehmlich geatmet.

Fertig sind wir nie und trotzdem müssen wir abtreten. Niemand kann sich den Zeitpunkt auswählen. Und so ist es gut, sich zur rechten Zeit darauf vorzubereiten, um nicht arg überrascht zu werden.

Bedanken will ich mich bei allen Menschen, die einmal meinen Weg kreuzten im Guten und im Nichtguten. Vielleicht haben Sie heute Nachsicht mit mir und meinen in die Wiege gelegten Veranlagungen und mein manchmal notwendiges, wenig nachgiebiges Durchstehen.

Doch lebt nicht jeder nach seinem eigenen Gesetz? Wer seinen klaren, ihm aufgezeigten Weg geht, hat nicht allzu viele Freunde; und um sich aus eigener Kraft aus dem endlosen Meer der Namenlosen herauszurecken, muss man sich ein Leben lang bemühen und anstrengen.

Ein in Vernunft und mit Verstand gelebtes Leben hat seine fest gefügte Ordnung. Oft genug und weit genug war ich davon entfernt. Die vielen kleinen Unordentlichkeiten sowie Unberechenbarkeiten in so vielen Stunden und Tagen, die das Dasein erst so lebens- und liebenswert machten und mir die Menschen so nah brachten, waren gleichwohl Versäumnisse; trotzdem durften sie in meinem bewusst gelebten Leben nicht fehlen.

Ich hoffe, trotz allem einen gütigen und verständnisvollen Richter zu finden – denn nach christlicher Erkenntnis ist am Ziel unseres Erdenlebens unser Sein noch nicht zu Ende.

OTTO TRAUGOTT BELOW

Nachruf

OTTO TRAUGOTT BELOW

* 28. 2.1914 – † 9.10. 2013

»Otto ist tot!« so ging es von Mund zu Mund.

Hatte er es also doch nicht geschafft bis zu seinem 100. Geburtstag.



Ich lernte Herrn Otto Traugott Below im Herbst 2001 im Pommernzentrum in Travemünde kennen.

Die Präsidentin des Pommerschen Kreis- und Städtetages, Frau Margrit Schlegel, hatte alles in Bewegung gesetzt, um den Heimatkreisausschuss Neustettin wieder zu beleben. Nach der Erkrankung des früheren Vorsitzenden, Ulrich Schreiber, war der Heimatkreis Neustettin führerlos.

Bei diesem eindrucksvollen Treffen wurde ein neuer Heimatkreisausschuss (HKA) gewählt mit einem neuen Vorsitzenden, Peter Fünning. Zu diesem HKA gehörten 13 Mitglieder, so auch ich als Stellvertreter des Vorsitzenden. Das älteste Mitglied war Otto Below.

Otto Below war sozusagen das Bindeglied zwischen der Vergangenheit und der Zukunft. Er hatte mehreren HKA's angehört, war neben Ulrich Schreiber, Heinz Waldow und Margot und Herbert Nöske einer der Mitbegründer und Betreuer unseres Heimatmuseums Kreis Neustettin in Eutin (eingeweiht 1992) und war wohl Mitglied in fast jeder Ortsgruppe des BdV (Bund der Vertriebenen) im Kreis Ostholstein. Damals sprach man noch nicht von Netzwerk. Otto Below hat es gelebt; zeitweise war er in 14 Vereinen Mitglied. Wollte man wissen, ob ein Landrat vertriebenfreundlich war oder ein Bürgermeister eines Patenortes weniger engagiert, so fragte man Otto Below. Damals ›lebten‹ noch alle zwölf Patenschaften des Kreises Ostholstein.

Bei der nächsten Wahl zum HKA im September 2003 trat Otto Below als Kandidat aus Altersgründen nicht mehr an. Wir alle bedauerten dies sehr und trugen

ihm das Amt des Ehrenvorsitzenden an. Er nahm dieses Amt an, freute sich darüber und war stolz darauf. Bei den folgenden Patenschafts- und Heimattreffen waren er und seine Frau Erlinde stets unsere sehr willkommenen Gäste. Ihr Tisch war immer von vielen Heimatfreunden umlagert.

Mit der Arbeit des HKA schien er auch zufrieden zu sein, denn er war immer einer der eifrigsten und großzügigsten Spender!

Dazu passt, dass er im letzten Jahr der katholischen, polnischen Gemeinde seiner früheren Dorfkirche in Thurow, heute Turowo pom., eine elektronische Orgel schenkte, die Hans-Joachim Speckmann dankenswerterweise überbrachte und die von der Empfangsgemeinde in einer sehr würdigen Feier eingeweiht wurde.

Otto Below war seinem Heimatort Thurow stets sehr verbunden gewesen, hatte seine Familie dieses Mitte des 16. Jahrhunderts gegründeten Dorfs im Süden von Neustettin doch so manchen Lehrer und Kantor gestellt. Er konnte auf eine stattliche Ahnenreihe stolz sein.

Ein letzter Gruß von ihm erreichte mich beim Patenschafts- und Heimattreffen in Eutin Ende September d. J. Sein Nacbar Heinz Waldow richtete mir von ihm herzliche Grüße und freundliche Wünsche für das Gelingen des Treffens aus. Sein 100. Geburtstag war also ins Visier genommen.

Dann kam die plötzliche Todesnachricht. Kraft und Elan waren offensichtlich aufgezehrt, aber es reichte noch, auf sein Ende selbst Einfluss zu nehmen. Irgendwann nahm er keine Medikamente mehr – und bald darauf verstarb er.

Sehr verehrte, liebe Frau Below. Sie haben Ihren Mann jahrelang fürsorglich betreut und gepflegt (und sich ebenfalls immer rührend um die vielen Gäste gekümmert)! Hierfür danke ich Ihnen. Sie können stolz darauf sein. Wir vom Heimatkreis Neustettin trauern mit Ihnen und verneigen uns vor Ihrem Mann, Herrn Otto Traugott Below!

In einer von ihm selbst gestalteten Todesanzeige bezeugt er seinen christlichen Glauben mit dem Text eines alten Kirchenliedes:

Bis hierher hat mich Gott gebracht,
durch seine große Güte!
Bis hierher hat er Tag und Nacht
bewahrt Herz und Gemüte.
Bis hierher hat er mich geleit',
bis hierher hat er mich erfreut,
bis hierher mir geholfen.

Welch ein starkes Bekenntnis, das er uns mit auf den Weg gab!

Dr. Siegfried Raddatz



»Kleine Heimat« im großen Europa

Bericht von der Historiker-Konferenz in Neustettin/Szczecinek vom 12. bis 15. 9. 2013

Die polnisch-deutsche Konferenz unter dem Patronat des Landrates (Starost) Krzysztof Lis behandelte unsere polnische und deutsche ›kleine Heimat‹. Kann man einerseits treu seiner engeren Heimat verbunden und gleichzeitig ein guter und überzeugter Europäer sein?

Krzysztof Lis stellte seinen Kreis (Powiat) Neustettin (Szczecinek) vor, der seit 1999 andere Grenzen hat als vorher. Er stellte besonders die vielfältigen Partnerbeziehungen seines Kreises und der Orte seines Kreises mit Kreisen oder Orten in anderen Ländern heraus. Für uns waren besonders die Beziehungen zu deutschen Kommunen von Interesse, so u. a. nach Neustrelitz, Klein-Gellersen, Malente und Ahrensbök. Es gibt Schüleraustausch und Beziehungen von polnischen und deutschen Firmen. Das zeugt von einer intensiven Zusammenarbeit über die Grenzen hinweg.

Der heutige Kreis Szczecinek versteht sich als Heimat sowohl von Polen, Ukrainern, Roma und Deutschen und von Christen unterschiedlicher Ausprägung, wobei jedoch die katholische Konfession dominiert.



Nach seiner Meinung ist Heimat, also seine ›kleine Heimat‹, ein sehr weitläufiger, schwer fassbarer

Begriff, der oftmals individuell gesehen wird. Durch die Ereignisse und Folgen des II. Weltkrieges haben Polen wie auch Deutsche ihre Heimat verloren; die Menschen mussten sich neu orientieren.

Sławomir Miara, Leiter des Staatsarchivs in Szczecinek, hatte es geschafft, trotz einiger Hindernisse eine interessante Konferenz zu organisieren. Von deutscher



Seite waren 20 Personen angereist, vorwiegend ehemalige Neustettiner. Ihre Vorträge und die Gespräche untereinander waren für die Konferenz eine Bereicherung. Die gesamte Veranstaltung fand in einer freundlichen und aufgeschlossenen Atmosphäre statt.

Die deutschen Referenten waren Herr Horst Beier aus Berlin, Leiter der Gruppe ehemaliger Neustettiner in Berlin, Herr Dr. Horst Brandenburg aus St. Ingbert, dessen Vater eine für Neustettin bedeutende Landmaschinenfabrik betrieb, Frau Gesine Reinstrom, Vorsitzende des Vereins der ehemaligen Fürstin-Hedwig-Schüler und Dr. Siegfried Raddatz, Vorsitzender des Heimatkreises Neustettin und des Neustettiner Kreisverbands e.V. Horst Beier sprach über die Firma Gustav Ramelow, Dr. Brandenburg über die Fabrik seines Vaters, Frau Reinstrom über das Fürstin-Hedwig-Gymnasium und Dr. Raddatz über ›Die Dörfer im Kreis Neustettin‹.

In einem weiteren Beitrag sprach Dr. Brandenburg über das Thema ›Neustettin/Szczecinek – Heimat in Europa‹. Hier ging er auf die Geschichte seiner Familie ein, die sich über mehrere Jahrhunderte hinweg immer wieder eine neue Heimat suchte (s. S. 32). Im Anschluss an diesen Vortrag zauberte Herr Miara zwei Musiker (Geige und Schifferklavier) aus dem Ärmel, die dem Geburtstagskind Winfried Brandenburg zum 74. Geburtstag ein Ständchen brachten. Bei den seligen Geigenklängen schmolzen alle dahin. Mit ›Sto lat, sto lat, niech żyje, żyje nam …‹ (Hundert Jahre möge er leben, leben mit uns...) wurde er ins 75. Lebensjahr geschickt.

Im Beiprogramm war für alle Teilnehmer ein Höhepunkt die Besichtigung des renovierten Schlos-

ses (Philippsbau) vor der eigentlichen Eröffnung als Schlosshotel (am Abend des 14. Septembers), (s. S. 41). Den gemeinsamen Gottesdienst der Konferenzteilnehmer und der Mitglieder der deutschen Minderheit im Kreis Neustettin (aus Neustettin, Ratzebuhr, Kasimirshof, Pielburg und Juchow) in der früheren Nikolaikirche (heute Marienkirche) hielt Pfarrer Wojciech Froehlich aus Stolp/Słupsk. Trotz schlechten Wetters hatte er uns nicht im Stich gelassen.

Ein großer Vortragsblock mit mehreren Beiträgen über die Bedeutung und die Aktivitäten der Archive in Polen war für uns verschlossen, da die Vorträge in polnischer Sprache gehalten wurden und es keine deutschen Zusammenfassungen gab. Um so mehr erfreuten wir uns an den Darbietungen der Tanz- und Folkloregruppe von Herrn Alfons Rekowski aus Rummelsburg/Miastko, einer Kindertanzgruppe der dortigen deutschen Minderheit.

Wegen des kühlen Wetters mussten eine Fahrt auf dem Streitzigsee und ein Besuch der Museinsel ausfallen.

Mit dem Direktor des Regionalmuseums, Herrn Jerzy Dudz, wurde nach einer Vernisssage (Bilder und Objekte zum Traugutt-Aufstand der Polen gegen die Russen in den Jahren 1863/4) eine Zusammenarbeit mit dem Heimatmuseum Neustettin in Eutin ausgelotet sowie eine gemeinsame Ausstellung in Szczecinek als ein polnisch-deutsches Gemeinschaftsprojekt für 2014 in Erwägung gezogen. Diese Idee fand bei allen Teilnehmern volle Unterstützung!

Am Sonnabend gab es noch etwas Besonderes. Herr Maciej Turkowski aus Turowo pom./Thurow hatte zu einem Orgelkonzert mit Gesang in die Kirche nach Gwda Wielka/Groß Küdde eingeladen.

Dies war ein schöner, musikalischer Abschluss. Ein Teil der Gruppe besuchte anschließend noch die Gedenkstätte für die toten, russischen Gefangenen im ehemaligen Lager Hammerstein.

Ein besonderer Dank gilt Frau Dorothee Himmele-Doll für die Begleitung der deutschen Teilnehmer und für die Übersetzung. Allen polnischen und deutschen Teilnehmern ein großes Dankeschön!

Ein kleiner weiterer Schritt auf dem Weg der Verständigung unserer beiden Völker! Wir wollen ihn fortführen!

Hans-Joachim Speckmann aus Kremmen, früher Neustettin, Schriftwart im Vorstand des Neustettiner Kreisverbands e. V..

Dr. Siegfried Raddatz
Vors. und HKB des HKA Neustettin

Neustettin/Szczecinek – Heimat in Europa

Dr. Winfried Brandenburg, St. Ingbert – früher Neustettin

Heimat und Europa sind überwiegend subjektive Begriffe, d.h. die Definition ist sehr persönlich. Geographie ist in vielen Bereichen von persönlichen Einschätzungen und Erfahrungen diktiert. Gehört Istanbul zu Europa? Ist Süd-Ossetien ein europäischer Staat? Warum nimmt Israel an europäischen Wettbewerben teil, obwohl es geographisch in Vorderasien liegt?

Aber lassen Sie mich mit der Heimat beginnen. Sie verstehen in Polen unter der ›kleinen Heimat‹ etwas anderes als mit der polnischen Heimatarmee, ›armia krajowa‹, gemeint war. In Deutschland ist der Begriff Heimat oft missbraucht worden. Er wurde oft mit den Begriffen Vaterland und Nation gleichgestellt.

Die Heimatliebe bedeutet bei Tucholsky, dem von den Faschisten in den Selbstmord getriebenen großen, deutschen Schriftsteller, etwas völlig anderes als bei den Militärs die sogenannte Heimatverteidigung. Und wenn Friedrich Nietzsche feststellt: »Weh' dem, der keine Heimat hat!« dann meint er wiederum etwas ganz anderes.

Wenn der deutschsprachige Schriftsteller Max Frisch als Staatsangehöriger der Schweiz in seinem Fragebogen zum Thema Heimat in seinen 24 Fragen den Begriff Heimat problematisiert, so macht er es sich nicht so einfach wie der evangelische Pfarrer Friedrich Schorlemmer, einer der führenden Köpfe des christlichen Widerstands in der DDR, in seinem Buch, das 2009 erschienen ist und den Titel trägt: »Wohl dem, der Heimat hat«. Dort schreibt er: »Heimat umfasst alles, was unser Selbst ausmacht: Herkunft und Bindungen an Menschen, Landschaften und geistige Verankerungen, Erinnerungen und Erzählungen, Gefühlswelten und Gedankengebäude. Heimat ist immer dort, wo wir verstanden werden und wo wir verstehen«. Und weiter führt er aus: »Die Wiederentdeckung der Region, der Heimatstadt, des Heimatdorfes oder Kiezes ist auch eine Reaktion auf das Gefühl der Uniformität, Anonymität, Entfremdung und Unbehaustheit, der wachsenden Gleichförmigkeit und Gesichtslosigkeit. Deshalb finden Heimatvereine, Heimatfeste, Heimatkalender immer wieder Anklang als Versuch, Unverwechselbarkeit und Verwurzelung, eine

kollektive Individualität und eine Geborgenheit in gemeinsamer Herkunftsgeschichte wiederzufinden und in der Gegenwart neu zu beleben.«

Wer hat wo Heimat? Ist sie angeboren, kann sie verloren gehen? Insbesondere: Kann man sie erben? So viele Fragen zu einem einzigen Begriff.

Noch problematischer ist der Begriff Europa. Ist er geographisch zu verstehen? Bezeichnet er eine Wertegemeinschaft oder eine reine Wirtschaftsgemeinschaft? Wer herrscht dort? Geht es uns in Deutschland und in Polen besser, seit wir uns auch als Europäer fühlen? Hat der sogenannte ›Eiserne Vorhang‹ Europa tatsächlich gespalten, gab es sogar Osteuropa und Westeuropa? Sind die Sizilianer und die Griechen und die Menschen kurz vor dem Ural gleichermaßen Europäer? Fragen, die sehr vielschichtig zu beantworten sind und auf die ein Mensch, der immer im selben Dorf oder in derselben Großstadt gelebt hat, unterschiedliche Antworten geben wird.

Lassen Sie mich einige wenige Meinungen dazu zitieren. Als ich als junger Mensch in den 1950er/60er Jahren mit der Problemstellung konfrontiert war: Europa der Vaterländer, wie es der französische Präsident de Gaulle wollte, oder ein Einheitseuropa, wie es von anderen erträumt wurde und das damals allerdings kleiner gedacht war, war mir nicht klar, dass es heute, ein halbes Jahrhundert danach, noch um dieselbe Frage gehen würde. Europa, dessen Länder jahrhundertelang



Kriege gegeneinander führten, die Erbfeindschaften pflegten und einander vernichten wollten. Europäische Herrscher, die ihre Völker gegeneinander aufhetzten und die die Existenz von Staaten auszulöschen versuchten. Davon können Sie in Polen ein Lied singen. Europa, ein immer kleiner werdender Prozentsatz der Weltbevölkerung, das einmal versuchte, die Welt in Kolonialreiche aufzuteilen, Europa, dennoch Lebensraum für Millionen von Menschen.

Ich will nicht über ein mögliches einheitliches Europa sprechen und nicht über die herrschenden un-

terschiedlichen Strukturen ökonomischer, kultureller und überlieferter Konventionen in Europa. Ich will versuchen, anhand meiner persönlichen Herkunft darüber zu reden, dass es ein Ergebnis von Zufälligkeiten ist, ob man in Europa Deutscher, Pole, Franzose oder vielleicht Angehöriger anderer Nationalitäten geworden ist. Mein Schicksal als Europäer will ich referieren.

Ich habe bis zum 2. Januar 1945 in Neustettin gelebt, ab dem 20. September 1939.

Am 12. September 1939 war ich in Berlin geboren worden in Charlottenburg, das ab Ende der 1940er Jahre zu West-Berlin gehörte, Frontstadt des Kalten Krieges.

Berlin, das ich im Februar 1945 auf dem Weg von Neustettin, das ebenfalls ab Februar 1945 zu Szczecinek wurde, durchquerte. Berlin, das ich als Kind damals nach einem schweren Bombenangriff brennend erlebte und das ich 1957 erstmalig wiedersah.

In meinem Haus im Saarland, wo ich seit 1945 überwiegend lebe, stehen unter anderem zwei alte Schränke, die eine Verwandte meiner Mutter zu ihrer Eheschließung im Jahre 1900 in Paris bekommen hat. Diese Großkusine meiner Mutter aus der damals deutschen oder bayerischen Pfalz hatte einen französischen Finanzbeamten geheiratet, der aus dem vorübergehend deutschen Elsass stammte. Sie hatte ab 1900 bis 1952, als sie starb, eine neue Heimat in Paris gefunden. Geboren war sie in Neustadt an der Weinstraße, das damals zur bayerischen Pfalz in Deutschland gehörte. München war ihre bayerische Hauptstadt. Dazwischen lagen das Herzogtum Baden und das Königreich Württemberg im Deutschen Reich. München hatte von ihrem Geburtsort eine etwa gleich weite Entfernung wie Paris, aber nicht Bayern oder Deutschland wurde ihre Heimat, sondern Frankreich, das zu ihren Lebzeiten zweimal gegen Deutschland Krieg führte oder führen musste.

In meinem Arbeitszimmer hängt ein Bild der Mutter meines Vaters. Sie war 1860 in Gnesen, jetzt wieder Gniezno, geboren worden als Hedwig Soschinski, weil Gniezno damals Gnesen hieß und nicht als Jadwiga Sosińska (Soschinska), wie es ab 1919 in ihrem Personalausweis stand, nachdem meine Eltern zunächst für Polen optiert hatten.

Ich heiße Brandenburg. Die Vorfahren meines Vaters waren Ende des 16. Jahrhunderts aus der damaligen Mark Brandenburg in das Königreich Polen eingewandert und wurden als freie Bauern

in Budziszewskie Holendry nach magdeburgischem Recht angesiedelt. Die Siedlung lag bei Skoki, 30 Kilometer nördlich von Poznań. Die deutschen Ansiedler und Bauern nannten sich später Freiwirte und waren evangelisch.

In Preußen/Brandenburg gab es eine ›Erbuntertänigkeit‹, die einer Leibeigenschaft ähnlich war und persönliche Frondienste der Bauern zugunsten der Grundbesitzer abverlangte. Erst die Bauernbefreiung durch die Stein-Hardenbergschen Reformen in Preußen von 1807 hätte sie davon befreien können. Aber da waren meine Vorfahren schon lange dem Ruf der polnischen Könige gefolgt und waren freie Bauern geworden. Sie schrieben sich abwechselnd Brandenburg und Brandenburger.

Das Land zwischen Ostpreußen und der Mark Brandenburg war bei der ersten Teilung Polens 1772 preußisch geworden. Das Posener Land, das im polnischen Königreich Groß-Polen hieß mit den Städten Posen, Gnesen, Schocken usw. wurde 1793 bei der zweiten Teilung Posens preußisch. Nach der preußischen Niederlage durch Napoleon 1807 wurde das Land wieder polnisch, nach dem Wiener Kongress 1815 wurde es wieder preußisch, um im Dezember 1918 wieder polnisch zu werden.

Mein Großvater Gustav Adolf Brandenburg wurde dort am 9. September 1855 geboren und ist am 12. Juli 1931 in Neustettin gestorben. Er wurde Ingenieur, war um 1880 einige Zeit im Ruhrgebiet tätig und gründete anschließend in Gnesen eine landwirtschaftliche Maschinenfabrik. Er nannte sich zunächst Maschinenbauer, da er landwirtschaftliche Maschinen baute. Ab 1922 lebte er in Deutschland, ab Mitte der 1920er Jahre in Neustettin.

Nun möchte ich die Familiengeschichte meiner Großmutter erzählen, der geborenen Soschinski. Die Familie Soschinski ist ursprünglich eine polnische Klein-Adels-Familie, die nach 1793, der zweiten Teilung Polens, preußisch und damit deutsch wurde. Die Vorfahren stammten aus der Wojwodschaft Podolien im Südosten Polens.

Mein Großvater Gustav Adolf Brandenburg war in Gnesen um 1880/90 durch das preußische Drei-Klassen-Wahlrecht in den Stadtrat gewählt worden und war dort als ehrenamtlicher Beigeordneter in der Kommunalverwaltung tätig.

Mein Vater Kurt Brandburg, geboren 1896 in Gnesen, war 1914 zu Beginn des 1. Weltkrieges dem Aufruf des Kaisers gefolgt und

im damaligen Bromberg, heute Bydgoszcz, als Soldat ausgebildet worden. Er war bei Kriegsende als Artillerieoffizier in Frankreich eingesetzt und 1918 aus der Armee entlassen worden, Anschließend hat er ab 1919 an der Technischen Hochschule in Hannover Ingenieurwissenschaften studiert, was er 1921 mit dem Diplom beendete.

Die im Rahmen des Studiums erlangten technischen und betriebswirtschaftlichen Kenntnisse ermöglichten ihm 1922, zusammen mit seinem Bruder Walter, die ›Neustettiner Maschinenfabrik Gebrüder Brandenburg‹ zu gründen. Dazu wurde im Bereich der Bahnhofstraße/Kirschweg ein zunächst kleineres Fabrikgelände mit Gebäuden erworben. Die Herstellung von Landmaschinen zum Anbau und zur Ernte von Kartoffeln sowie Dreschmaschinen erweiterte sich im Laufe der Jahre auf mehr als 200 Beschäftigte. Weiteres Gelände zur Erweiterung des Betriebes wurde in den 1930er Jahren von der Stadt Neustettin erworben.

Meine Kindheitserinnerungen sind mit dem Sägewerk, der Gießerei, der mechanischen Werkstatt und den zur Herstellung von Maschinen erforderlichen technischen Geräten verbunden. Meine frühe Heimat, die Heimat meiner Kindheit: Neustettin. Auch die evangelische Kirche, meine zukünftige Schule, die Schlittenbahn über die Eisenbahnbrücke, die Mauseinsel waren meine erste Heimat bis zum Jahr 1945. Danach wurde die Schule umbenannt zu – wie sie auch heute noch heißt – Szkoła podstawowa Nr. 1 im. Adama Mickiewicza.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Mecklenburg habe ich das Ende des Krieges und die Befreiung durch amerikanische Truppen in Thüringen bei Verwandten meiner Mutter erlebt. Noch vor der Übergabe Thüringens an die sowjetischen Truppen ging es weiter in die Heimat meiner Mutter, ins Saarland, wo ich mit meinen Eltern am 25. Juni 1945 in St. Ingbert ankam.

Meine Mutter hatte 1936 nach Neustettin geheiratet. Sie war 1902 in St. Ingbert/Saar, damals eine pfälzische Industriestadt, als Grenzstadt zu Preußen, bei Saarbrücken, geboren. Saarbrücken war preußische Rheinprovinz, St. Ingbert bayerisch. Ihr Vater war aus der Vorderpfalz zugezogen. Mehrere seiner Onkel waren in den 30er/40er Jahren des 19. Jahrhunderts in die USA ausgewandert und hatten dort ihre neue Heimat gefunden.

Ich ging ab 1945 in St. Ingbert

zur Schule. Ein Jahr zuvor hatte man mir noch gesagt, dass die Neustettiner Schule, die damals Pestalozzischule hieß, meine Schule werden würde.

Meine neue Heimat im Saarland – das war damals ein eigener selbständiger Staat – abgetrennt vom Deutschen Reich, mit eigener Staatsangehörigkeit und u. a. eigener Olympiamannschaft 1952 in Helsinki. Wenn ich in die benachbarte Pfalz zu den Verwandten meiner Mutter wollte, brauchte ich einen Reisepass »Republique Francaise« mit dem Aufdruck »Sarrois«. Da ich in Berlin geboren war, wurde ich 1948 zusammen mit meinem Vater als Saarländer erst ›eingebürgert‹. In dem Klassenbuch meiner Schule gab es drei Nationalitätsangaben: Saarländer, Franzosen, Ausländer. Zur letzten Gruppe gehörten Amerikaner und Deutsche. Wir fühlten uns als Deutsche, waren aber Saarländer, und es war unsere Heimat. Wir hatten die französische Währung, den Franc Francais und brachten unsere in Deutschland wesentlich billiger gekauften Kleidungsstücke illegal über die Grenze ins Saarland.

Schulabschluss mit Abitur 1958, Studienbeginn an der Universität des Saarlandes, gegründet als Nebenstelle der französischen Universität Nancy. Studium 1959/60 in der Geburtsstadt Berlin. Entdeckung der weiteren Heimat: Berlin. Dort war ich seit 1960 mindestens jedes Jahr einmal und habe heute meinen zweiten Wohnsitz dort.

Ab 1963 war ich Gerichtsreferendar im Saarland, in West-Berlin und an der Verwaltungshochschule in Speyer/Pfalz, etwa 30 Kilometer vom Geburtsort meines Großvaters entfernt. Ab 1967 war ich Richter im Saarland, 1981/82 nach Bonn ins Justizministerium abgeordnet und von 1984 bis 2004 Oberbürgermeister der Geburtsstadt meiner Mutter, St. Ingbert. Das war mein beruflicher Werdegang.

Mein Verhältnis zu Polen: 1970 war ich erstmalig in der damaligen Volksrepublik Polen als Vertreter der SPD-Jugend, der Jungsozialisten im Saarland, in einer Reisegruppe, die Kontakt hatte zur Jugend der PZPR, dem kommunistischen Jugendverband, der meiner Erinnerung nach ZMS hieß. Es gab keine Berührungsängste – wir wollten leben und jung sein. Wir sahen die Schwächen des Systems, aber auch eine Offenheit der jungen Polen, die es bei der Jugend der DDR in dieser Form nicht gab.

1971 habe ich mit meinen Eltern Gniezno, Szczecinek, Gdańsk, Bydgoszcz und Szczecin gesehen.

Mein Vater wurde 75 Jahre alt, und ich habe ihm die Fahrt in die Zeit seiner Jugend und besten Mannesjahre geschenkt. Als wir einen Tag in Szczecinek waren, hat er gesagt: »Dies war deutsch und ist jetzt polnisch, und ich habe jetzt mit der Vergangenheit abgeschlossen.« Es war von 1922 bis Anfang 1945 seine Heimat. Er hat mir oft und viel davon erzählt, aber auch von Gniezno und seinem Verhältnis zu seinen polnischen Mitschülern und über die Dinge, die in der preußischen Provinz Posen damals das Tagesgeschehen bestimmten.

Meine Heimat – seine Heimat – die Heimat meiner Mutter. Über 1000 Kilometer voneinander entfernt, gewechselt im Laufe der Jahre.

Die Völker in Europa haben ihre Siedlungsräume gewechselt. Wo früher Römer siedelten, wohnten später germanische Stämme, wo Slawen zu Hause waren, wurden sie von Deutschen verdrängt, wo Deutsche wohnten, leben heute Polen. Die Wanderbewegungen gehen heute aus der Türkei und vielen anderen Ländern u. a. nach Berlin. Dort gibt es Stadtviertel, in denen die Deutschen langsam zur Minderheit werden oder es bereits sind. Auch mehrere 1000 Polen leben heute in Berlin.

Wo ist heute meine Heimat? Ich war schon seit 1968, also seit fast 50 Jahren, Mitglied des Stadtrates der Heimatstadt meiner Mutter, St. Ingbert. Ich kenne die saarländische Mittelstadt sehr gut und liebe sie. Ich war 20 Jahre dort Oberbürgermeister und habe vieles bewegt, aus Liebe zur neuen Heimat, und ich bin dort geblieben, auch als ich andere Möglichkeiten mit höheren Einkommen für mich sah. Ist es meine ausschließliche Heimat geworden? Nein!

Peter Scholl-Latour, der bekannte Fernsehjournalist und Kenner der ganzen Welt, der auch vorübergehend ein St. Ingberter Bürger war, hat in einem Interview gesagt:

»Man kann im Saarland durchaus leben, aber ich hätte dort Depressionen bekommen.« Seine Heimat ist die Welt. Meine ist auch dort, wo ich geboren bin: Berlin. Dort habe ich meinen offiziellen zweiten Wohnsitz, zahle dort Steuern und freue mich, dass ich jeden Monat eine Woche dort sein kann. Das Leben ist dort anders als in St. Ingbert, dort, wo ich viele Menschen kenne, wo ich sehe, was ich habe gestalten können, wo ich in meinem Garten die Pflanzen wachsen sehe und wo ich mit meinen Enkelkindern erleben kann, was ein Großvater ist.

Neustettin war die Heimat meiner Kindheit, St. Ingbert und Berlin sind es auch heute. Aber auch wenn ich aus fernen Ländern nach Europa zurückkomme, empfinde ich Europa als meine Heimat.

Viele von Ihnen, die Sie in Szczecinek wohnen, haben in ihrer eigenen Familiengeschichte, zumindest in der Ihrer Vorfahren, ähnliche Erfahrungen. Heimat ist dort, wo wir Wurzeln schlagen können, und an meiner Geschichte sehen Sie, dass meine Heimat Europa ist. Regierungssysteme wechseln, Staaten gehen unter und entstehen wieder neu. Die kleine Heimat ist es, die wir brauchen – aber auch das große Europa ist für uns wichtig!





Tanzgruppe aus Rummelsberg/Miastko



Erlebtes bewahren

Der Verlust der Heimat war 1945 von Leid und Tragödien begleitet. Vielgestaltig war auch das persönliche Erleben unserer Mitbürger aus der Stadt und dem Kreis Neustettin. Wir wollen dies der Nachwelt und für eine mögliche wissenschaftliche Aufarbeitung erhalten.
Wenn Sie Ihr persönliches Erleben für sich oder Ihre Kinder aufgeschrieben haben, bieten wir im Heimatmuseum Kreis Neustettin/ Pommern in Eutin die Gelegenheit zur geordneten Sammlung an. Schicken Sie uns Ihre Aufzeichnungen in Kopie zu.
Schicken Sie uns bitte auch Namen, Namenslisten, Pläne und Skizzen von Dörfern, Abbauten und Einzelgehöften.Wir werden sie gerne in unser Museum aufnehmen.

Dr. Siegfried Raddatz

Heimatmuseum des Kreises Neustettin in Pommern
Schlossplatz 1 · 23701 Eutin

Postadresse:
Dr. Siegfried Raddatz, Jakob-Böhme-Straße 21, 51065 Köln,
Telefon 02 21-69 87 85, e-mail: raddatz-siegfried@t-online.de

Eröffnung des renovierten Schlosses in Szczecinek/Neustettin

am Samstag, den 14. September 2013, 22.00 Uhr
Ansprache des Bürgermeisters von Szczecinek,
Herrn Jerzy Hardie-Douglas



Jesteśmy nowymi gosp Stoję tu dziś przed państwem, przed zaproszonymi gośćmi ale przede wszystkim przed mieszkańcami Szczecinka z uczuciem tremy, ale i dumy i wielkiej satysfakcji. odarzami tych ziem. Polska historia Szczecinka ma zaledwie 68 lat Ciąży jednak na nas wielka odpowiedzialność. Jesteśmy Europejczykami. Jesteśmy opiekunami dziedzictwa kulturowego, dorobku tych którzy byli tu przed nami.

Stoimy w wyjątkowym miejscu. Zamki, pałace, są obiektami w których przez wieki przewijały się setki osób tworzących historię danego miejsca na mapie. Nie inaczej jest w Szczecinku.

Zamki to obiekty działające na wyobraźnię. Możemy dotknąć tu cegieł których dotykali książęta pomorscy, Gryfici, Krzyżacy, Szwedzi, Duńczycy, Brandenburczycy, Prusacy, itd., itd.

Budowę zamku rozpoczął w roku 1310 – Warcisław IV. Budowa trwała 54 lata. Miała być twierdzą broniącą Gryfitów przed zakusami marchii brandenburksiej.

W tych murach przez wieki działa się historia związana z ziemią zwaną obecnie ziemią Szczecinecką. Odbywały się tu zjazdy rycerskie – jak choćby ten z 1409 r w którym uczestniczył Ulrich von Jungingen, czy z 1423 roku m.in. z królem Danii Szwecji i Norwegii – Erykiem I, Księciem Ottonem II Szczecińskim, czy Kazimierzem V Szczecińskim. Tu przygotowywano się do wojen i tu zawiązywano sojusze. Przed nami przebywały tu setki osób które tworzyły historię tych ziem. Książęta zachodniopomorscy- Warcisław IV, Warcisław V, Księżna Anna, Księżna Jadwiga Brunszwicka, czy np. Eilhadrus Lubinus autor tak znanej mapy Księstwa Pomorskiego. W zamku gościł przez dwa lata Karol Radziwiłł.

Przez wieki zamek był wielokrotnie przebudowywany i pełnił różnorakie role, od warownego



Zamku Książąt Pomorskich, przez tzw. wdowie wiano książęcych żon, manufakturę, szpital, przytułek, po dość obskurny dom wycieczkowy kat II i w końcu o zgrozo †jadłodajnię kat IV !!!.

W roku 1996 zamek odsprzedano by w roku 2006 ponownie go odkupić.

Sprzedanie zamku było odważną decyzją. Radni, w tym ja również, byli przekonani że czynią słusznie. Wszyscy chcieliśmy aby południowe skrzydło zamku rujnowane w czasie komunizmu zostało odrestaurowane i przestało straszyć swoimi odpadającymi tynkami, pociągniętymi olejnicą ścianami i dziurawym dachem. Raku własnych środków upatrywaliśmy szansy w środkach prywatnych. Okazało się, że był to błąd.

Jeszcze większą odwaga musieliśmy się jednak wykazać odkupując po 10 latach zamek od prywatnego właściciela. Dzisiejszy dzień pokazuje, że tym razem była to trafna decyzja. W tym miejscu chciałbym podziękować wszystkim radnym zarówno poprzedniej jak i obecnej kadencji RM, którzy mi zaufali i poparli pomysł odkupienia zamku , a następnie wyasygnowania olbrzymich pieniędzy na rewitalizację naszego największego zabytku.

Po ponad roku projektowania i 2,5 roku prac budowlanych stoimy przed piękną z wielkim pietyzmem odrestaurowaną historyczną budowlą.

Aby móc dziś podziwiać zamek w pełnej krasie potrzebna była praca wielu, wielu ludzi.

Zamek wvbudowano jako obiekt gotycki. Na początku XVII wieku na polecenie księcia Filipa II przebudowano go w stylu renesansowym. Rewitalizacja tego wiele razy przebudowywanego budynku niosła za sobą wiele niespodzianek i wiele trudnych decyzji. Wie o tym najlepiej Szczecinecki Konserwator Zabytków Paweł Połom . To On wziął na siebie odpowiedzialność za ostateczny kształt eklektycznego południowego skrzydła zamku, za wykłócanie się o zmiany w projekcie, a przede wszystkim odsłonięcie i wyeksponowanie gotyckich elementów w tym zaproponowanie ekspozycji murowanej fasady. To były często odważne z konserwatorskiego punktu widzenia decyzje, ale do odważnych świat należy. Pawle nie po raz pierwszy chapeau bas.

Mówią ironicznie, że sukces ma wielu Ojców, jednak tym razem to co widzimy to rzeczywiście efekt pracy zbiorowej. Z wielu powodów to byłaardzo, bardzo trudna inwestycja.

Aby doszło do realizacji projektu przede wszystkim trzeba było znaleźć na to pieniądze. Odrestaurowanie zamku kosztowało nas sporo ponad 9,5 mln zł.

Ok 3,5 mln zł otrzymaliśmy ze środków europejskich z RPO. Jest z nami V-ce Marszałek woj. Zachodniopomorskiego Andrzej Jakubowski. Na jego ręce składam podziękowanie Zarządowi Województwa za życzliwość i wpisanie naszej przebudowy zamku do projektów indykatywnych. Powinienem tu bardzo podziękować byłemu marszałkowi Władkowi Husejce, ale nie ma Go już między żywymi. Jeśli słucha mnie gdzieś sponad chmur to wiec Władku, że pamiętamy że nam pomogłeś. Bez tego dofinansowania najprawdopodobniej nie zdecydowalibyśmy się na rozpoczęcie prac rewitalizacyjnych.

Aby otrzymać dofinansowanie unijne trzeba dobrze przygotować projekt aplikacyjny. Zajął się tym zespól pod kierownictwem dyrektora Wydziału Rozwoju UM – Marcina Wilka. Serdeczne dzięki. Jesteście jednymi z autorów dzisiejszego sukcesu.

Autorem projektu jest szczecińska pracownia projektowa »Perspektywa« architekta pana Krzysztofa Gnata. Jużdziś pan Krzysztof Gnat może dołączyć do swego port folio piękną realizację. Bardzo mu za współpracę dziękuję.

Przez 2,5 roku przy przebudowie płd. skrzydła zamku pracowała kilkudziesięcioosobowa ekipa głównego wykonawcy czyli firmy Ciepłownik z Plewisk.

Właścicielom spółki panom Krzysztofowi i Marcinowi Lipieckim bardzo serdecznie dziękuję za wręcz modelową współpracę przy tym jakże trudnym do realizacji projekcie. Nadzwyczaj sympatyczni ludzie . Współpraca z nimi i całym zespołem »Ciepłownika" to była prawdziwa przyjemność. Zawsze będziecie w Szczecinku mile widziani.

W końcowym momencie realizacji inwestycji okazało się, że mamy różne zdania, a czasami po prostu brak wizji końcowego wyglądu wnętrza zamku, mebli , kolorystyki, wystroju wnętrz, wyposażenia części hotelowej. Kilka miesięcy temu dokooptowano do zespołu realizującego projekt ślązaczkę a ostatnio warszawiankę, scenografa i dizajnera panią Ewę Gdowiok . Jej pomoc jest trudna do przecenienia. Spójny i robiący chyba wrażenie na każdym wygląd wnętrz zamku, to w dużej mierze Jej zasługa. Ona też jest autorem logo zamku. Ewo – Serdeczne dzięki.

Przez ostatnie dwa lata zamek był jedną z priorytetowych inwestycji realizowanych przez Wydział Inwestycji Urzędu Miasta. Z ramienia inwestora budowę nadzorowali inżynierowie- Tomasz Kołosowski i Ernest Kłosowski, a nad całością procesu inwestycyjnego czuwał i w licznych sprawach spornych był arbitrem mój zastępca vice Burmistrz Daniel Rak. Całej trójce, za ich ciężka pracę bardzo, bardzo kuję.

Centrum konferencyjne musi mieć swego gospodarza. Zamek został wydzierżawiony SAPiKowi. Doprowadzenie obiektu do stanu umożliwiającego jego faktyczne użytkowanie było nie lada wyzwaniem. Dyrektorzy SAPiKU – Kamil Klimek i Łukasz Koczan jak zresztą cały zespól SAPiKu pokazali po raz kolejny, że są nadzwyczaj profesjonalną grupą, przygotowaną do podjęcia się każdego, nawet mega trudnego, zleconego im zadania . Gratuluję i życzę im sukcesu i satysfakcji z prowadzenia naszego Szczecineckiego Centrum Konferencyjnego.

Wszyscy przy tej budowie wiele nauczyliśmy się.

Na pewno nie wymieniłem nawet połowy osób związanych z tym, że możemy dziś uczestniczyć w otwarciu dla mieszkańców Szczecinka zrewitalizowanego płd. Skrzydła Zamku Książąt Pomorskich. Wszystkim którzy przyczynili się do dzisiejszego święta serdecznie i z całego serca dziękuję. Jednak przede wszystkim gratuluję mieszkańcom Szczecinka. Od dziś możecie być jeszcze bardziej dumni ze swego pięknego miasta.

Eröffnung des renovierten Schlosses in Szczecinek/Neustettin

am Samstag, den 14. September 2013, 22.00 Uhr
Ansprache des Bürgermeisters von Szczecinek, Herrn Jerzy Hardie-Douglas
Übersetzung von Violetta Eschemann aus Wermelskirchen

Sehr verehrte Damen, sehr geehrte Herren, liebe Neustettinerinnen und Neustettiner!

Ich stehe hier heute vor Ihnen, den geladenen Gästen, aber vor allem vor den Bewohnern von Neustettin mit dem Gefühl von Lampenfieber, aber auch voller Stolz und mit großer Zufriedenheit.

Wir sind die neuen Gastgeber auf diesen Gebieten, die polnische Geschichte von Neustettin ist gerade achtundsechzig Jahre alt. Auf uns lastet große Verantwortung. Wir sind Europäer, Hüter des kulturellen Erbes, der Errungenschaften derer, die hier vor uns lebten.

Wir stehen heute an einem besonderen Ort. Gebäude wie Schlösser und Paläste beherbergten Personen, die die Geschichte dieser Orte schufen. So auch in Neustettin. Schlösser wirken stark auf unsere Vorstellungskraft. Hier kann man die gleichen Steine berühren wie bereits die Pommernschen Herzöge, Greifenherzöge, Kreuzritter, Schweden, Dänen, Brandenburger, Preußen usw.

Wartislav IV begann mit dem Bau des Schlosses im Jahr 1310. Der Bau dauerte 54 Jahre. Es sollte eine Festung sein, um die Greifen vor dem Begehren der Brandenburger zu schützen.

Innerhalb dieser Mauern spielte sich die Geschichte des Gebietes ab, das heute das Neustettiner Land genannt wird. Hier fanden Ritterversammlungen statt, wie die aus dem Jahr 1409, an der Herzog Ulrich von Jungigen teilnahm, oder die Versammlung im Jahr 1423, auf der der schwedische und norwegische König, Erik I, anwesend war, der Stettiner Fürst Otto II oder Kasimir V. Hier wurden Kriege geplant und Bündnisse geschlossen. Vor uns waren hier hunderte Personen, die die Geschichte des Landes bestimmten: die Pommernschen Herzöge Wartislav IV, Wartislav V, Fürstin Anna, Fürstin Hedwig oder der Autor der bekannten Karte des Fürstentums Pommern, Eilhadrus Lubinus. Zwei Jahre lang war Karl Radziwill hier zu Gast.

Im Laufe der Jahrhunderte wurde das Schloss mehrmals um-

gebaut und erfüllte verschiedene Aufgaben: Von der Hochburg der pommerschen Herzöge über den Witwensitz der pommernschen Herzöge, eine Manufaktur, ein Krankenhaus, eine Obdachlosenunterkunft, bis zum Ausflugsheim sowie einer Kantine – beide einer niederen Kategorie.

Im Jahr 1996 wurde das Schloss verkauft, um im Jahr 2006 zurückgekauft zu werden. Der Verkauf des Schlosses war eine mutige Entscheidung. Die Ratsmitglieder, mich eingeschlossen, waren der Meinung, das Richtige getan zu haben. Wir alle wollten die Renovierung des Südflügels, der in Zeiten des Kommunismus ruiniert wurde. Der Südflügel sollte nicht mehr mit der abfallenden Fassade, mit Ölfarben gestrichenen Wänden und mit durchlöchertem Dach abschrecken. Weil uns eigene finanzielle Mittel fehlten, sahen wir in privaten Investoren eine Chance, das zu erreichen, was sich jedoch als Fehler erwies.

Noch größeren Mut bewiesen wir, als wir nach zehn Jahren das Schloss von dem privaten Besitzer zurückkauften. Der heutige Tag zeigt uns, dass es diesmal die richtige Entscheidung war. An dieser Stelle möchte ich allen Ratsmitgliedern der aktuellen wie der vorangegangenen Amtsperiode für das mir entgegengebrachte Vertrauen und die Unterstützung meiner Idee zum Rückkauf des Schlosses und für die Bereitstellung einer großen Summe für die Renovierung unseres größten Denkmals danken.

Nach einem Jahr der Planung und zweieinhalb Jahren Bauarbeiten stehen wir vor einem wunderschönen, mit großer Pietät renovierten, historischen Gebäude. Um das Schloss heute bewundern zu können, war die Arbeit vieler Menschen notwendig.

Das Schloss ist im gotischen Stil erbaut worden. Anfang des 17. Jahrhunderts wurde es auf Anordnung des Herzogs Philipp II. im Renaissancestil umgebaut. Die Renovierungsarbeiten des so viele Male umgebauten Gebäudes brachten viele Überraschungen mit sich und erforderten schwierige Entscheidungen. Am besten kennt die Problematik der Neustettiner Denkmalrestaurator Paweł Połom. Er übernahm die Verantwortung für die eklektische Gestaltung des Südflügels, er kämpfte um jede Änderung in den Plänen, er legte die gotischen Elemente frei, unter anderem das Mauerwerk, und stellte sie aus. Aus seiner Sicht waren es meist sehr mutige Entscheidungen, jedoch den Mutigen gehört die ganze Welt. Paweł, an

dich, nicht zum ersten Mal: chapeau bas.

Ironisch sagt man, dass der Erfolgt viele Väter hat, jedoch diesmal trifft es zu, was wir sehen können, ist in einer Teamarbeit entstanden, und aus vielerlei Gründen war es eine sehr schwierige Investition. Um das Projekt umzusetzen, benötigten wir zuerst die nötige Finanzierung. Die Renovierung des Schlosses kostete mehr als 9,5 Millionen Złoty.

Aus Mitteln der Europäischen Union bekamen wir 3,5 Millionen. Heute ist hier der Vize-Marschall der Wojwodschaft Westpommern, Herr Andrzej Jakubowski, anwesend. Ich möchte ihm den Dank an die Verwaltung für das Entgegenkommen und für die Aufnahme des Schlossumbaus in ihre Projekte aussprechen.

An dieser Stelle muss ich auch dem ehemaligen Landrat Władek Husejko danken, der leider nicht mehr unter uns weilt. Wenn du mich irgendwo über den Wolken hörst, dann musst du wissen, dass wir für deine Hilfe sehr dankbar sind. Ohne die Zuschüsse hätten wir uns zu den Umbaumaßnahmen nicht entschlossen.

Um einen Zuschuss der Europäischen Union zu bekommen, musste der Projektentwurf gut vorbereitet sein. Diese Aufgabe übernahm ein Team unter der Leitung des Direktors der Entwicklungsabteilung, Marcin Wilk. Vielen Dank, ihr habt zum heutigen Erfolg beigetragen.

Das Projekt stammt aus der Hand der Firma „Perspektive“ des Architekten Herrn Krzysztof Gnat. Herr Gnat kann bereits heute diese wunderbare Realisierung zum eigenen Portfolio hinzufügen. Vielen Dank für die Zusammenarbeit.

Bei den Umbauarbeiten des Südflügels arbeitete ein großes Team des Hauptausführenden, der Firma Ciepłownik aus Plewiska, über zweieinhalb Jahre. Den Inhabern des Unternehmens, den Herren Krzysztof und Marcin Lipiecki, danke ich für die beispielhafte Zusammenarbeit bei der Realisierung des so schwierigen Projektes. Es sind außerordentlich sympathische Menschen, die Zusammenarbeit war ein wahres Vergnügen. Ihr seid in Neustettin stets herzlich willkommen.

Am Ende der Umbaumaßnahmen zeigte sich, dass wir unterschiedlicher Meinung sind oder dass es keine Vorstellung über die innenarchitektonische Gestaltung des Schlosses gibt: Welche Möbel, Wandfarben, Innenausstattung, Ausstattung des Teils, der ein Hotel wird, sollte es geben? Vor ein

paar Monaten kam in das Realisationsteam eine Innenarchitektin aus Schlesien, die jetzt in Warschau wohnt, Frau Ewa Gdowiok. Ihre Hilfe kann man nicht beziffern. Das harmonische Aussehen, dass auf jeden einen tiefen Eindruck hinterlässt, ist in großem Maße ihr Verdienst. Sie auch entwarf das Logo des Schlosses. Ewa, vielen Dank.

In den letzten zwei Jahren war das Schloss das Prioritätsprojekt der Investitionsabteilung der Stadtverwaltung. Die Baumaßnahmen beaufsichtigten die Ingenieure Tomasz Kołosowski und Ernest Kołosowski, den ganzen Investitionsprozess überwachte der Stellvertretende Bürgermeister Daniel Rak, der auch als Schiedsrichter in Streitfällen agierte. Allen Drei danke ich für ihren Einsatz herzlich.

Das Konferenzzentrum sollte einen Gastgeber haben, das Schloss wurde an die Firma SAPiK verpachtet. Eine große Herausforderung stellte die Schaffung des jetzigen Zustands dar. Die Leiter von SAPiK, Kamil Klimek und Łukasz Koczan, wie auch das ganze Team, zeigten zum wiederholten Male, dass sie außerordentlich professionell und bereit sind, jederzeit jede Herausforderung anzunehmen. Ich gratuliere und wünsche viel Erfolg und Zufriedenheit bei der Führung unseres Neustettiner Konferenzzentrums.

Wir alle haben während des Baus viel gelernt.

Mit Sicherheit habe ich nur die Hälfte der in den Umbau involvierten Personen genannt, die dazu beigetragen haben, dass wir heute der Feier zur Eröffnung des renovierten Südflügels des Schlosses der Pommernschen Herzöge beiwohnen dürfen.

Allen, die zu der heutigen Feier beigetragen haben, danke ich von ganzem Herzen. Jedoch vor allem beglückwünsche ich die Bewohner von Neustettin: Ab heute könnt ihr noch stolzer auf eure wunderschöne Stadt sein.

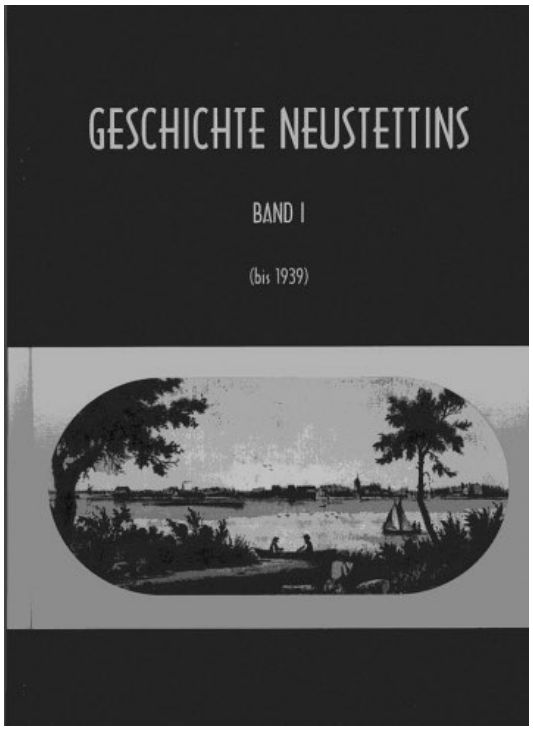
wir sind die menschen auf den wiesen
bald sind wir unter den wiesen
und werden wiesen, und werden wald
das wird ein heiterer aufenthalt

ERNST JANDL

Besuche nach der Historiker-Konferenz

am Montag, den 16. September 2013

Um 8.00 Uhr zusammen mit Frau Dorothee Himmele-Doll beim ***Bürgermeister Herrn Jerzy Hardie-Douglas***



Sehr freundliches Treffen! Frau Himmele-Doll überreicht ihm die deutsche Version des 2010 von polnischer Seite erarbeiteten Buches (zusammen mit Historikern der Universität Szczecin) **Geschichte Neustettins, Band I, von den Anfängen bis 1939, von Radosław Gaziński;** (erhältlich bei Frau Christa Himmele, Janowo 8, PL-78-404 Szczecinek, Tel. 0048-943727340, Preis 22,50 Euro)

Der Bürgermeister berichtet über große Anstrengungen der Stadt, Möbelfabriken in Szczecinek anzusiedeln, die dem Programm der Produkte der Firma Kronospan entsprechen. Er ist weiterhin bemüht, die Umweltbelastung durch die Firma Kronospan zu reduzieren.

Szczecinek ist polenweit ein Zentrum für die Lieferung von Rollrasen. Im südlich gelegenen Turowo pom. stellt die Firma Trawnik von Arkadiusz Gumieniczuk Rollrasen her. Der Besitzer dieser Firma hat der Stadt Szczecinek angeboten, südlich des Stadions eine überdachte Halle mit Rollrasen zu bauen und sie den Vereinen der Stadt kostenfrei zur Verfügung zu stellen. Diese Halle soll als Anschauungsobjekt für interessierte Kunden dienen.

Der Bau einer großräumigen Umgehungsstraße für Szczecinek in Süd-Nord-Richtung (Nadelöhr Bahnübergang) soll erst nach 2015 in Angriff genommen werden.

Herr Hardie-Douglas ist bereit, sich nach zwei sehr erfolgreichen Amtsperioden bei den nächsten Wahlen wieder als Bürgermeister-Kandidat zu stellen.

Um 9.00 Uhr zusammen mit Frau Dorothee Himmele-Doll beim Inhaber und Herausgeber der alle zwei Wochen erscheinenden Zeitung **TEMAT,**

Herrn Jerzy Gasiul

Treffen im kleinen Büro des Blue Houses (früher Café Rheingold). Es wird ein stetiger Austausch von TEMAT und Mein Neustettiner Land vereinbart, ebenfalls ein Austausch alter und aktueller Fotos. Ich bedanke mich herzlich für die laufende Serie von ›Neustettin in historischen Fotos‹. Problem (wie auch bei uns im Westen): die Menschen lesen zu wenig!

(Das frühere Café Rheingold hat einen Nachfolger gefunden. Das Haus ist sehr gut saniert worden, und in der Zeit des Historiker-Treffens wurde dort ein sehr anspruchsvolles Café neu eröffnet, das Eulen-Café, Kawiarnia Sowa, mit einem Angebot hervorragender Kuchenköstlichkeiten – man beachte die zurückhaltende Reklame!).



wrzesień 2013 temat szczecinecki - co tydzień 9

Szczecinek na starym zdjęciu (149)

Na archiwalnym i współczesnym zdjęciu zgadza się jedynie miejsce akcji i pora dnia. Oba zrobione zostały południową porą - Rynek w 1905 roku i plac Wolności w 2013 roku. Na starej pocztówce uwieczniony został ratusz jeszcze przed jego ostatnią rozbudową, jaka miała miejsce w 1936 roku. To właśnie wtedy od strony dzisiejszej ul. 1 Maja do - ni to neogotyckiej, ni to neoromańskiej budowli - dobudowano skrzydło, w którym na pierwszym piętrze znalazła się przeszklona bajecznymi witrażami aula. Archiwalne zdjęcie musiało być wykonane ok. 1904 roku. Rok lub dwa lata wcześniej wyburzono znajdujące się za ratuszem dwa parterowe (z piętrowymi szczytami) domy. Znajdowały się w nich sklepiki. Ich właścicielem było miasto, a dochody z dzierżawy zasilały miejską kasę. Być może już wtedy zamierzano ratusz rozbudować. Do budowy nowego skrzydła nie doszło i w tym miejscu został jedynie pusty plac, który wkrótce odgrodzono od ulicy wysokim murem. Ratusz, owszem, rozbudowano, ale dopiero w latach dwudziestych i to od strony dzisiejszych parkingów czyli od strony wschodniej. To dość nietypowa kartka pocztowa. Jej nadawca musiał być wyjątkową gadułą, co znalazło swoje odzwierciedlenie w obfitej korespondencji. Nie mogąc swoich myśli streścić na rewersie dokończył je na awersie pocztowej kartki. Nie dość na tym. Wykorzystał do tego nawet najmniejszy fragment nieboskłonu i rynkowego bruku. Chwała mu za to, że oszczędził przy tym i budynki i ludzi. Przynajmniej dzisiaj możemy dokładnie przeanalizować wygląd wszystkich rynkowych budowli. Oprócz ratusza i stojącego na jego osi pomnika cesarza Wilhelma I, na pocztówce zostało uwiecznione oryginalne urządzenie, jakim była tzw. kolumna meteorologiczna. Widać ją po lewej stronie, niemalże na skraju zdjęcia. Kolumna o przekroju kwadratu miała ok. 4 metrów wysokości. Zwieńczona była daszkiem z trójkątnymi wypustkami. Tuż pod nim widać w przeszklonej gablocie tarczę zegarową, a pod nią jakieś dwa inne przyrządy. Sto lat temu zwykłemu śmiertelnikowi do prognozowania pogody musiały wystarczyć... własne strzykające stawy, ewentualnie termometr i barometr. W tym czasie tego typu urządzenie ustawione na centralnym placu, musiało uchodzić za wręcz ekskluzywny zbytek, na który nie każde miasto mogło sobie pozwolić. Otóż, dokładnie 9 marca 1884 roku, pewna zegarmistrzowska firma w Hamburgu opatentowała niezwykły wynalazek. Wymyślono tam, aby w publicznych miejscach ustawiać takie przeszklone kolumny (budki) z zainstalowanym wewnątrz zegarem, termometrem i barometrem. W całych ówczesnych Niemczech ustawiano je głównie w miejscowościach uzdrowiskowych. W sumie zainstalowano ok. 150 tego typu urządzeń. A że w tym czasie Szczecinek był (do 1945 roku) kurortem, więc i u nas taką kolumnę również zainstalowano. Dodajmy, że w tym czasie leczono tutaj m.in. schorzenia reumatyczne i, co dzisiaj wydaje się jak niestosowany żart, także górne drogi oddechowe. Sądząc po zachowanych zdjęciach, kolumna istniała jeszcze w latach dwudziestych. (jg)

Neustettin auf einem alten Bild (149)

Auf dem Archivbild und dem von heute stimmen nur der Ort und die Tageszeit überein, der Markt von 1905 und der Plac Wolności (Platz der Freiheit) im Jahr 2013. Auf der alten Karte wurde das Rathaus vor einem letzten Umbau verewigt; er fand 1936 statt. Dann wurde an das weder neugotische, noch neuromanische Gebäude ein Flügel angebaut, in dem im ersten Stockwerk eine Aula, das eine Verglasung mit einem Märchenbild in den Fenstern enthielt

Um 10.00 Uhr zusammen mit Frau Dorothee Himmele-Doll beim ***Direktor des Staatsarchivs*** in der Parkstraße, ***Herrn mgr. Sławomir Miara***

Wir bedanken uns für den großen persönlichen Einsatz, der zum Gelingen der Historiker-Konferenz erforderlich war. Auch kleine Extraereignisse wurden von ihm arrangiert, so z. B. ein Herren-Duo (Schifferklavier und Geige), das Herrn Dr. Winfried Brandenburg anläßlich seines 74. Geburtstages ein Ständchen brachte. Dieser Spaß endete mit dem in Polen so bekannten Lied ›Sto lat, sto lat – 100 Jahre sollst du leben!‹

Anschließend gab es einen herzlichen Abschied mit allen guten Wünschen und der Versicherung, uns möglichst bald wieder zu treffen.

Um 12.00 Uhr zusammen mit Frau Daria Stec, Deutschlehrerin am Fürstin-Elisabeth-Lyzeum, beim ***Konservator der Stadt Szczecinek, Herrn Paweł Połom***

Es war unsere erste Begegnung. Herr Połom schlug vor, das Denkmal für Samuel Kaulfuss, das an der Seeseite des früheren Fürstin-Hedwig-Gymnasiums steht, gründlich und mit äußerster Sorgfalt zu sanieren. Die ehemaligen Fürstin-Hedwig-Schüler haben signalisiert, dass sie sich an den anfallenden Kosten beteiligen wollen.



Friedhof in Streitzig: Der Friedhof soll von Pfadfindern aufgeräumt werden. Am Eingang lag schon ein großer Stein, an dem eine Tafel mit polnischer und deutscher Inschrift angebracht werden soll. Hiermit soll auf die Ruhestätte der ehemaligen Streitziger hingewiesen werden.



Kaufhaus Ramelow: Das Gebäude steht leer, es ist in privater Hand. Es ist als schützenswert in eine Liste des Konservators aufgenommen worden. An der Fassade darf nichts geändert werden.

Amtsgericht: Neben dem Amtsgericht (Richtung Markt) soll ein Bürogebäude errichtet werden. Bei der Ausschachtung gab es Probleme: Das Fundament des anschließenden Gilde-Hauses (direkt neben der Post) wurde beschädigt. Es gab einen Baustopp. Die ausgeschachtete Grube – zum Teil mit Regenwasser gefüllt – ist mit Stahlträgern gesichert worden. Was aus dem Gildehaus wird (schützenswerte Fassade!), ist noch nicht entschieden (Eigentumsverhältnisse unklar ?).

Ensemble in der ehemaligen Reitbahnstraße 3 und 4: Wer kann etwas über diese nachfolgend abgebildeten Gebäude sagen?



Hausnummer 4 und 3

Adressen ehemaliger Bewohner

der früheren Reitbahnstraße in Neustettin, heute ulica Wyścigowa
(wyścigowy, poln. = Renn-)

Reitbahnstraße 3

1927: Gustav Nitz, Tischlermeister;
Otto Nitz, Tischlermeister;
Alfred Laffin, Justizwachtmeister

1933: Gustav Nitz, Tischlermeister; Paul Nitz, Buchhalter

1941: Elfriede Nitz, Hebamme
Dagmar Nitz, Am Sportplatz 3,
06120 HALLE/Saale,
Tel. 03 45-77 618 64

Reitbahnstraße 4

1927: Albert Nagel, Schmiedemeister

1933: Alwine Nagel, Witwe;
Albert Nagel, Praktikant;
Herta Dahlke, Hausmädchen;
Frieda Manske, Hausmädchen

1941: Albert Nagel, Maschinenbau-Anstalt und Kesselschmiede, Fabrikation von Präzisions-Maschinenbau

---

Praktische Hinweise für eine Reise in die alte Heimat

Geldtausch: Wohl doch eher beim Kantor, im neuen Eckhaus Markt/Königstr. ist auf der 1. Etage einer mit meist günstigem Kurs. Geld am Automaten zu ziehen, ist zwar sehr bequem, aber deutlich teurer.

Ansichtskarten/Widokówki, gesprochen Widokuwki, kosten bei der Post 0,80 Złotry (20 Cent), in Souvenirläden 1,20 Złoty (30 Cent)

Briefmarken/znaczki (gesprochen snatschki) nur in der Post, 2,40 Zloty normal, 3,00 Złoty priorytet/Luftpost

Geschwindigkeitsbeschränkung:
In Ortsdurchfahrten zwischen den beiden schwarz-weißen Schildern mit einer Dorfsilhouette möglichst einhalten – auch wenn polnische Fahrer das nicht tun! Es wird zur Zeit oft geblitzt, und zwar mit den modernen Säulen wie bei uns, Bitte, überfahren Sie auch nicht eine Linie auf der Fahrbahn!

Wild: Vorsicht, Vorsicht, Uwaga!

Auf einer Eintagesfahrt nach Zoppot (Sopot) startete ich um 5 Uhr früh in Neustettin. Um Rummelsburg (Miastko) herum gab es auf der Straße alles, was man sich vorstellen kann: Fuchs, Wildschweine, Rehe, einen Hirsch mit zwei Hirschkühen, Hasen und kleinere Tiere; auf der Straße lagen mehrere überfahrene Tiere.

Toiletten:
Galeria Hosso 2 Złoty,
Toi, Toi Stellterstraße 1 Złoty

Patenschafts- und Heimattreffen Kreis Neustettin in Eutin, 27. – 29. September 2013

TOTENEHRUNG AM NEUSTETTINER GEDENKSTEIN IN EUTIN

Liebe Landsleute, liebe Mitmenschen und Bürger Eutins!

Wieder stehen wir an diesem Stein, der durch die Initiative des Neustettiners Ulrich Schreiber vor rund 30 Jahren zum Gedenken der Toten in der verlorenen Heimat zur Aufstellung gekommen ist.

Ja, wenn Steine erzählen könnten! Steine haben im Leben der Menschen wegen ihrer Lebensdauer und Haltbarkeit stets eine besondere Bedeutung. Dieser hier soll uns an liebe Familienmitglieder, Freunde und Vorahnen erinnern, die in dem Kreis Neustettin begraben worden sind.

Jeder denkt dabei an eigene liebe Angehörige. Als meine Frau und ich im letzten Jahr in meinem Heimatdorf Stepen waren und den alten Friedhof besuchten, fanden wir einen fast zugewachsenen, mit Moos bedeckten Marmorstein mit der Inschrift: »Die Liebe höret nimmer auf!«

Möge es auch so mit unserem Andenken sein. Viele, viele Generationen haben in Pommern bis zum letzten grausamen Krieg ihr Zuhause gehabt, also den Mittelpunkt ihrer Familie und des Le-



bens. Viele ließen nicht nur Haus und Hof zurück, sondern auch ihr Leben.

Grenzsteine sind jetzt zwischen Völker gesetzt worden. Es sind Trennungs- und Verlustängste bis in unsere Tage. Rund zwölf Millionen Menschen haben ihre Heimat verloren.

Wir stehen in der Verantwortung, unseren Toten zu gedenken und sie nicht zu vergessen. Erinnerungskultur gehört zum Leben. Erinnern heißt zugleich, auch an die Zukunft zu denken. Sie sichtbar werden zu lassen durch Gedenksteine, Museen, Heimatreisen und neue Freundschaften sind unabdingbare Aufgaben nachfolgender Generationen.

Eine alte Dorffreundin beendete oft ihre Briefe mit dem Satz: »Die Pommern sind treu!« In dem Wort Treue stecken inhaltlich die Wörter ›Trauen und Vertrauen‹. Wir Nachkommen haben auch die Aufgabe, voller Vertrauen in die Zukunft zu schauen. Das heißt auch – nach der bewegten Geschichte, die wir erlebt haben – die Zeit des Friedens zu nutzen und auf das Ziel Versöhnung zu sehen und Versöhnung zu suchen.

Ja, wir leben heute in Europa weitgehend im friedlichen Miteinander. Wer also Versöhnung will, muss Versöhnung hintragen«

SCHWEIGEMINUTE

September 2013 – Walter Mertins

Gefangenenpost

Seit gut sieben Jahren beherbergen wir etwa 600 Briefe und Postkarten, von uns bezeichnet als Gefangenenpost. Diese wurde ab 1944 von gefangenen deutschen Soldaten aus vielen Kriegsgebieten an Angehörige in Neustettin gerichtet und hat ihre Empfänger infolge der Kriegsereignisse – Einnahme Neustettins und des Kreises durch die Rote Armee und das polnische Heer – nicht mehr erreicht.
Zu beachten ist, dass diese Post ausschließlich an Bewohner von Neustettin gerichtet ist, nicht an Dorfbewohner!

Mit manchmal kriminalistischem Spürsinn haben wir schon einige Briefe und Postkarten Angehörigen zustellen können – nach über 60 Jahren Postweg!

Dr. Siegfried Raddatz, Jakob-Böhme-Straße 21, 51065 Köln
Telefon 02 21 - 69 87 85, e-mail: mein-neustettiner-land@web.de

REDE IN EUTIN

am Sonnabend, den 28. September 2013

Sehr geehrter Herr Kreispräsident, sehr geehrter Herr Westphal, sehr geehrte Damen und Herren des Kreistages, lieber Herr Wille, liebe Landsleute, sehr geehrte Damen und Herren!

Ich bedanke mich für die freundlichen Worte der Patenschaftsträger, die uns bestätigten, dass sie auch nach 57 Jahren noch zu der Patenschaft stehen. Vielen Dank!





Ich möchte heute folgende Fragen beantworten:

Wie kam es zu der Patenschaft?

Was bringen uns die Kontakte nach Szczecinek und zum Kreis Szczecinek?

Gegen Ende des Kriegs und kurz danach kamen viele Flüchtlinge und Vertriebene aus den bis dato deutschen Ostgebieten in den Westen. Besonders viele Pommern kamen nach Schleswig-Holstein.

Bei der 750-Jahrfeier der Stadt Eutin im Jahr 2007 hieß es: Eutin hatte 1946 doppelt so viele Einwohner wie ein Jahr zuvor, und ich erinnere mich noch an Fotos, die bei diesem Anlass gezeigt wurden. Da sah man, dass aus den Fenstern des Schlosses Ofenrohre heraus-

ragten. Der Graf von Oldenburg hatte einen großen Teil seines Schlosses den hilfesuchenden Menschen als Bleibe geöffnet.

Deutschland wurde in vier Zonen geteilt, der sowjetisch besetzten, der amerikanisch besetzten, der britisch besetzten und der französisch besetzten Zone. In den drei westlichen Zonen, der sogenannten Trizone (Als Kölner fällt mir dazu der Karnevalsschlager jener Jahre ein: Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien …) war es den Vertriebenen nicht erlaubt, sich zu versammeln oder sich zu organisieren. Im Herbst 1949 entstand aus der Trizone die Bundesrepublik Deutschland und etwa zur gleichen Zeit aus der sowjetisch besetzten Zone die DDR (im Westen noch lange als SBZ bezeichnet).

Nun wurde von der Bundesregierung das Versammlungsverbot aufgehoben, man konnte sich versammeln und treffen. Von den Neustettinern war hier besonders Kurt Schreiber (früher in Neustettin Besitzer einer der bedeutendsten Baufirmen) mit seinen Söhnen Ulrich und Friedrich aktiv. Schon 1949 gründeten sie eine kleine Broschüre, Mein Neustettiner Land (Sie existierte bis 1954; dann ging sie in der Pommerschen Zeitung auf). Hierin standen oft wehmutsvolle Berichte über die alte Heimat, aber auch viele Informationen wurden gegeben, vor allem Adressen, geordnet nach Heimatorten. Dies war für viele Menschen die beste Quelle, Verwandte und Freunde zu finden, die sowohl im Osten wie im Westen verstreut waren. Diese Adressenlisten sind mir noch heute wertvoll, denn viele Flüchtlinge und Vertriebene sind in der Gegend geblieben, wo ihre Nachkommen heute noch wohnen. Das erste große Neustettiner Heimattreffen gab es 1954 in Hamburg im Winterhuder Fährhaus. Es sollen dorthin fast 5000 Besucher gekommen sein; die Neustettiner hatten sich wieder gefunden!

Es wird heute immer wieder darauf hingewiesen, dass die Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen eine hervorragende Leistung der jungen Republik gewesen ist, und man kann in der Tat stolz darauf sein. Aber so ganz einfach war das nicht. Wir Ostdeutschen waren im Westen unerwünscht, wurden oft abgewiesen, manchmal verhöhnt und wie Aussätzige behandelt. Besonders schlimm war es, wenn noch unterschiedliche Glaubensbekenntnisse hinzu kamen. Der Unterschied zwischen katholisch und evangelisch war zu jener Zeit krasser als

heute der Unterschied zwischen Christen und Muslimen. Die Integration ging nur holprig voran.

Auch meine Familie hat von 1946 bis 1953 in einer Waschküche bei selbst armen Leuten gewohnt, und viele Menschen traf es noch viel ärger und länger. Solche Schicksale sind hervorragend beschrieben in dem Buch ›Kalte Heimat‹ von Andreas Kossert, das erst 2008 erschienen ist. Wir kamen aus der ›kalten Heimat‹ und kamen in eine Fremde der ›kalten Herzen‹.

Von seiten der Politik steuerte man dem entgegen. 1952 wurde die erste Version des Lastenausgleichgesetzes verabschiedet, das eine gewisse finanzielle Unterstützung zuließ, es wurden landesweite Aufbauprogramme gestartet, und viele Menschen aus Schleswig-Holstein, die jahrelang in Hütten und Lagern gelebt hatten, wurden in südliche Bundesländer umgesiedelt. Schleswig-Holstein hatte den größten Teil der Vertriebenen aufgenommen, besonders solche aus Pommern und war mit dem Problem völlig überfordert.

Ein besonders gelungener Baustein in dem Gegensteuerungsprogramm der Politiker waren die Patenschaften. Schleswig-Holstein übernahm die Patenschaft über Pommern, und 1956 übernahm der Landkreis Eutin (später Ostholstein) die Patenschaft über die Bewohner des Kreises Neustettin. Eutin schloss sich an und übernahm die Patenschaft über die Neustettiner. Der spätere Kreis Ostholstein erbte 12 Patenschaften, von denen heute außer der Patenschaft hier noch die Patenschaften in Malente (Bärwalde), Timmendorfer Strand (Ratzebuhr), Stockelsdorf (Lottin) und Scharbeutz-Haffkrug (Groß und Klein Küdde) leben.

Bei den ersten Patenschaftstreffen Ende der 1950er und in den 1960er Jahren trafen sich in Eutin weit über 1000 Landsleute. Die zentrale Veranstaltung fand in den Schlossterrassen statt. Hier blieben dann die Neustettiner, während die Dörfler sich in den Gaststätten ringsum trafen. Diese Treffen waren sehr erfolgreich, denn man traf Gleichgesinnte, und jeder erzählte dem anderen sein Schicksal. Bekanntlich ist geteiltes Leid nur halbes Leid, und so ereignete sich hier eine Aufarbeitung der für viele Frauen und Kinder oftmals traumatischen Erlebnisse.

Und viele neue Freundschaften entstanden. Leider ist es nur selten gelungen, die angestammte Bevölkerung der Patenorte für solche Patenschaften zu begeistern.

Die Kommunen gewährten gelegentlich finanzielle Zuschüsse.

So steuerte der Kreis Ostholstein dazu bei, das Buch ›Der Kreis Neustettin‹ zu beginnen, in dem ehemalige Neustettiner Bürger und Mitarbeiter des Göttinger Arbeitskreises zusammenarbeiteten. Dieses Buch von Stelter und Rogge ist 1972 herausgegeben worden und heute ein Standardwerk, das auch bei der heutigen polnischen Bevölkerung in unserer alten Heimat gelesen und anerkannt wird – soweit sie an der Geschichte interessiert ist.

Die Patenschafts- und Heimattreffen fanden alle zwei Jahre statt, in der Regel mit fallender Besucherzahl. Nur nach der Wende gab ›Mein Neustettiner Land‹ heraus.

Ein wesentlicher Punkt meiner Arbeit sind die Kontakte in die alte Heimat, einmal zu den dort verbliebenen Deutschen und zur evangelischen Gemeinde in Szczecinek, zum anderen zu polnischen Offiziellen und vielen Bürgern.

Gleich bei meinem ersten Besuch als HKA-Vorsitzender beim Bürgermeister Marian Tomasz Golinski fragte ich an, ob es möglich sei, dort ein Denkmal für unsere Toten zu errichten. Er winkte ab. Man hatte gerade oben auf dem Friedhof ein Lapidarium eingerichtet, d.h. man hatte 107 alte Grabsteine dicht an dicht aufgestellt in fünf Reihen, hatte die Namen der dort liegenden Toten auf einer großen Tafel aufgeführt, und auf dieser Tafel konnte man auch lesen, dass Schüler eines Gymnasiums für die Pflege verantwortlich waren. Diese Aufstellung war eine Folge der EU-Beitrittsverhandlungen, und der Bürgermeister sagte mir, man wolle erste einmal abwarten, wie die Bürger seiner Stadt darauf reagierten. Nun, es gab keine Schmierereien und auch keine sonstigen unangenehmen Vorkommnisse. Marian Tomasz Golinski gehörte der sehr national gesinnten Partei PiS (Recht und Gerechtigkeit) an, an deren Spitze die Gebrüder Kaczyński standen. Sie waren strikt gegen einen EU-Beitritt, und so kam es, dass der Bürgermeister Golinski den EU-Beitritt nicht in Szczecinek, sondern auf einer Pilgerreise nach Rom erlebte. Sein Stellvertreter, Jacek Piotrowski, war für die Feierlichkeiten verantwortlich. Der Festakt fand am 30. April 2004 in der Aula des ehemaligen Fürstin-Hedwigs-Gymnasiums statt. Nach 22 Uhr ging man hinaus an den Steritzigsee. In Ufernähe fuhren beleuchtete Boote, von denen hin und wieder Leuchtraketen abgeschossen wurden, und dann wurde als Höhepunkt die Melodie des Schlusschores aus der 9. Sinfonie von Beethoven eingespielt. Wir

sangen ›Freude schöner Götterfunken, …‹ die Polen in polnischer Sprache und ich in deutscher Sprache – ein bewegendes Erlebnis!

Am nächsten Vormittag wehten die Europafahne, die Fahne Polens und die der Partnerstädte vom Rathaus, darunter auch die deutsche Flagge, stellvertretend für die Partnerstadt Neustrelitz.

Kurz danach gab es einen Wechsel im Rathaus. Neuer Bürgermeister wurde der Chirurg Jerzy Hardie-Douglas, der einer liberalen, relativ jungen Partei, der Bürgerplattform (PO) des Premiers Donald Tusk angehört. In seiner ersten e-mail stand: »Ich möchte ein neues Kapitel in den Beziehungen zur ehemaligen deutschen Bevölkerung aufschlagen.« Sehr bald zeitigte diese Einstellung Früchte. Es gab einen regen, immer freundlichen Gedankenaustausch. Im September 2008 weihten wir in den Anlagen am Streitzigsee unseren Gedenkstein für die deutschen Toten ein, anlässlich der 100-Jahrfeier der Nikolaikirche gab es vor der Kirche eine Ausstellung mit Fotos aus deutscher Zeit, im Jahr 2010 feierten wir 700 Jahre Stadtrechte für Neustettin und Szczecinek, der Eutiner Bürgermeister Klaus-Dieter Schulz besuchte Herrn Hardie-Douglas, 2011 gestalteten wir mit den Polen einen ersten Historiker-Kongreß in Szczecinek, der anknüpfte an den polnisch-deutschen Partnerschaftsvertrag, der 20 Jahre zuvor abgeschlossen wurde, und in diesem Jahr erfolgte – zusammen mit der Einweihung des renovierten Schlosses – der zweite Kongress.

Vorher – Im April dieses Jahres – hatte der Bürgermeister mit dem Leiter des heutigen Lyzeums und dem Landrat anlässlich des 100. Geburtstages des Gebäudes des ehemaligen Fürstin-Hedwig-Gymnasiums im Beisein einiger ehemaliger Fürstin-Hedwig-Schüler und der Vereinsvorsitzenden, Gesine Reinstrom, einen Gedenkstein im Schulhof eingeweiht, der an die über 300-jährige Existenz dieses Gymnasiums erinnert.

Der Bürgermeister ehrte mich bei der 700-Jahrfeier mit einer Stadtmedaille für meine Verständigungsarbeit zwischen Polen und Deutschen, und er ließ es sich nicht nehmen, bei allen Reisen in die alte Heimat die Besucher anzusprechen und in seiner Stadt willkommen zu heißen.

Ich bin gerade zurückgekommen vom zweiten polnisch-deutschen Historiker-Treffen in Szczecinek, das als Thema hatte: Kann man gleichzeitig ein guter, engagierter Europäer und ein ebenso überzeugter Verfechter der

Belange seiner engeren Heimat/ seiner kleinen Heimat sein? Kann man also einerseits Europäer und andererseits auch Pommer und Holsteiner sein?

In der deutschen Sektion, für die der Starost Krzysztof Lis das Patronat übernommen hatte, sprachen Horst Beier aus Berlin über das Kaufhaus Ramelow, Dr. Winfried Brandenburg in einem Vortrag über die Landmaschinenfabrik seines Vaters und in einem weiteren Referat über die verschiedenen Heimaten seiner Familie, die da waren Brandenburg, Gniezno, Gnesen, Gniezno, Neustettin, Mecklenburg und St. Ingbert im Saarland. Und er selbst hat einen Zweitwohnsitz in seinem Geburtsort Berlin. Frau Gesine Reinstrom sprach über das Fürstin-Hedwig-Gymnasium und die beiden Gedenksteine für Samuel Kaulfuss und für über 300 Jahre Fürstin-Hedwig-Gymnasium.

Wie angekündigt, waren unter den Zuhöreren auch einige Schüler, und mir kam es darauf an zu zeigen, dass sich die in den Vorträgen genannten Gebäude oder Denkmäler auch heute noch in der Stadt finden lassen, so dass sdie Zuhörer für sich einen Bezug zur deutschen Vergangenheit herstellen konnten.

Da der Landrat – im letzten Jahr als der beste Landrat ganz Polens ausgezeichnet – das Patronat über unsere Vortragsserie übernommen hatte, stellte er zunächst ausführlich seinen Landkreis Neustettin vor, der heute anders geschnitten ist als der frühere deutsche und der polnische bis 1999.

Mir fiel kurzfristig ein Referat über ›Die Dörfer im Kreis Neustettin‹ zu. Nach Fakten wie Lage, Entstehung, Klima, deutsche Besiedlung, Wirtschaft usw. berichtete ich über die Dörfer Vangerow (ein Gutsdorf), Nassglienke (ein Dorf mit Restgut und Bauern) und Trockenglienke (ein reines Bauerndorf).

Ich habe meine ersten sechs Lebensjahre in Trockenglienke auf dem Hof der Großeltern mütterlicherseits verbracht. Glücklicherweise hat meine Mutter einen Schatz von Bildern gerettet, so dass ich Dorf und Familie präsentieren konnte. Hier verbrachte ich meine jüngste Kindheit. Kindheit ist heimatstiftend, und eine behütete Kindheit ist Grundlage für ein gelungenes Leben. Mit Trockenglienke war ich also in meiner ›kleinen Heimat‹ und entsprach somit dem Thema der Konferenz.

Es gab noch eine Reihe von anderen Vorträgen und wichtige und interessante Gespräche innerhalb der deutschen Gruppe, aber auch



mit dem Bürgermeister, dem Landrat, dem Leiter des Staatsarchivs in der Parkstraße, dem Direktor des Regionalmuseums, dem Stadtkonservator und dem Besitzer der Zeitung TEMAT. Darüber wird an anderer Stelle berichtet werden.

Wichtig ist mir, Ihnen mitzuteilen, dass wir vom Heimatkreis einen intensiven Kontakt in die alte Heimat pflegen und dies auch weiterhin zu tun gedenken. Vielleicht besteht auch die Möglichkeit, dass eine Delegation von Szczecinek mit einer Tanz- oder Musikgruppe sich an den Feierlichkeiten der Landesgartenschau 2016 in Eutin beteiligt.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit! *Dr. Siegfried Raddatz*

Solange diese Frau aus dem Rijksmuseum
in der gemalten Stille und Andacht
Tag für Tag Milch
aus dem Krug in die Schüssel gießt,
verdient die Welt
keinen Weltuntergang.

W. Szymborska

Heimat

Liebe Gemeinde!



Heimat – so lautet das Thema dieses Gemeindebriefes. Ein ambivalenter Begriff: Von den Nationalsozialisten für Ihre Ideologie missbraucht und auch heute noch so manches Mal mit falschem Pathos aufgeladen. Ein umstrittener Begriff!?

Lange wurde diskutiert, ob das Schulfach ›Heimat- und Sachkunde‹ in Schleswig-Holstein künftig nur noch ›Sachkunde‹ heißen soll. Ist Heimat überflüssig geworden?

Wenn man jüngsten Umfragen traut, ist genau das Gegenteil der Fall: 56 Prozent der Menschen in unserem Land meinen, Heimat habe für sie eher an Bedeutung gewonnen – nur 35 Prozent sehen dies anders. Ich denke, hinter dem Begriff Heimat verbirgt sich für die meisten mehr als bloße Gefühlsduselei. Menschen suchen nach einem Ort, an den sie gehören, an dem sie sich – im besten Sinne – heimisch fühlen. Ein Zuhause, Familie, Freunde, ein Standpunkt – auch das ist Heimat.

Das Titelbild dieses Gemeindebriefes zeigt dagegen Menschen, die ihre Heimat verloren haben. Dicht gedrängt hocken sie in einem kleinen Boot auf dem weiten Meer. Sie haben nicht mehr dabei als ihre Kleidung und einen Kanister mit Wasser. Menschen auf der Flucht vor Armut, Hunger oder Krieg. Wie groß muss ihre Not sein, wenn sie ihre Heimat verlassen, um unter Lebensgefahr die Fahrt über das Meer nach Europa zu wagen!

Auch diese Menschen suchen Heimat – einen Ort, an dem sie leben können, ohne Angst um ihr Leben oder vor dem morgigen Tag haben zu müssen. Einen Ort, der ihnen eine Perspektive bietet statt Elend und Not.

Ich denke dabei auch an die vielen Flüchtlinge und Vertriebenen, die in Folge des letzten Krieges zu uns kamen. Sind wir bereit, unsere Heimat mit ihnen zu teilen?

Die Bibel sagt uns, dass unsere Heimat in dieser Welt nur etwas Vorläufiges ist. »Wir haben hier keine bleibende Stadt«, so lautet die Jahreslosung aus dem Hebräerbrief, Kapitel 13, Vers 14. Wir sind unser Leben lang unterwegs, auf der Suche nach dem Ort, der unsere eigentliche Bestimmung ist. Eines Tages müssen wir unsere irdische Heimat verlassen und aus dieser Welt gehen. Unsere Heimat hier ist immer nur etwas Vorläufiges; ein Zelt, das wir eines Tages abbrechen müssen.

Eine beständige Heimat finden wir dagegen bei Gott. »Ein‘ feste Burg ist unser Gott«, sang bereits Martin Luther. Hier finden wir Schutz und Geborgenheit, Verlässlichkeit und Trost. Viele Menschen finden im Glauben und in der Gemeinde einen Ort, an dem sie zur Ruhe kommen und der ihnen Halt gibt angesichts einer Welt, die im Zuge der Globalisierung oft immer weniger Heimat bietet.

Ihr und Euer Pastor Philipp Bonse, Eutin

Mein Neustettiner Land

Anmeldungen, Abmeldungen, Adressenänderungen
bitte über **Tel. 0 41 81 - 20 39 116**
oder e-mail: **mein-neustettiner-land@web.de**

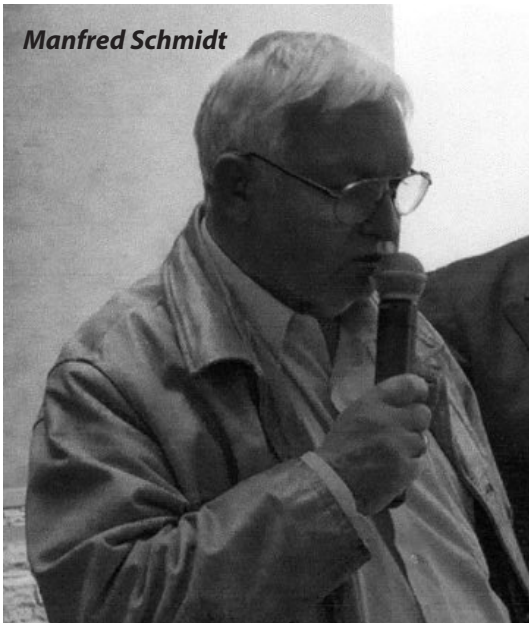
Sehr verehrte Leserin, sehr geehrter Leser!

Bitte informieren Sie uns über eine Adressenänderung.
Beim letzten Heft gab es zahlreiche Rückläufe.
Helfen Sie uns bitte dabei, die Kosten niedrig zu halten.

Herzlichen Dank!

DIE POMMERNGLOCKE KEHRT ZURÜCK

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges befanden sich im Hamburger Hafen auf dem sog. »Glockenfriedhof« weit über 1000 Glocken, die zum Einschmelzen nicht mehr ins Ruhrgebiet verbracht worden sind. Sie wurden, wenn möglich, an die Heimatgemeinden zurückgegeben oder einer neuen Verwendung zugeführt.


Manfred Schmidt

Bei der Eutiner Glocke hatte man anscheinend den Herkunftsort registriert:

Krummenfließ (heute Krzywa Wieś), Kreis Flatow im ehemaligen Westpreußen. Unter den damaligen Bedingungen war eine Rückführung der Glocke nicht möglich. 1952 wurde sie unserer Gemeinde als Patenglocke zur Verfügung gestellt, und sie diente der Michaeliskirche als Uhrschlagglocke außen am Turm. 1982 wurde sie von Propst Dr. Dreyer zur »Glocke der Heimat« geweiht. Man baute für sie einen Glockenstuhl mit dieser Inschrift:

ANNO 1594,
KRUMMENFLIESS;
KREIS FLATOW POMMERN

Sie fand im Turmraum der Michaeliskirche einen würdigen Platz und wurde bei Treffen der Vertriebenen als ein Stück aus der verlorenen Heimat begrüßt. Die Kirchenhüter haben in den letzten Jahren an ihr oft aus der traurigen und erschütternden Geschichte Deutschlands erzählt.

Die Glocke wiegt 75 kg und hat einen Durchmesser von 50 cm. Auf dem oberen Rand findet sich eine umlaufende Inschrift:

HENNINGK GRAPE
ANNO LXXXXIIII
(im Jahre <15?>94);

darunter ein umlaufendes Blattornament.



Vermutlich diente sie früher auf einem Gutshof als Signal- und Alarmglocke und wurde später zur Kirchenglocke in der deutschen Evangelischen Kirche in Krummenfließ umgewidmet, bis sie dann in den Kriegsjahren von einer deutschen Dienststelle beschlagnahmt und Richtung Westen abtransportiert wurde.

Im Jahre 2012 besuchte Herr Manfred Schmidt unsere Kirche. Er hatte erfahren, dass sich hier eine Glocke aus Krummenfließ befindet und erzählte, dass er nach der politischen Wende in Polen mit seiner Frau dort einen Bauernhof gekauft habe, man interessiere sich für eine Rückführung der Glocke dorthin. Er stellte einen Antrag beim Kirchenvorstand, und nach längeren Gesprächen und Verhandlungen wurde beschlossen, die Glocke als Dauerleihgabe in ihr Heimatdorf zurückzugeben.

Am Pfingstsonntag 2013, wurde die Glocke von der Eutiner Gemeinde verabschiedet und wenige Tage später mit einem Transporter zusammen mit dem Glockenstuhl nach Krummenfließ gebracht.

Vom 31. Mai bis zum 2. Juni 2013 fuhr eine 6-köpfige Delegation (3 Mitglieder des Kirchengemeinderates und 3 weitere Gemeindeglieder) unter Leitung von Frau Pastorin Regine Sabrowski zur offiziellen Übergabe der Glocke nach Polen in den Kreis Złotów (früher Flatow).

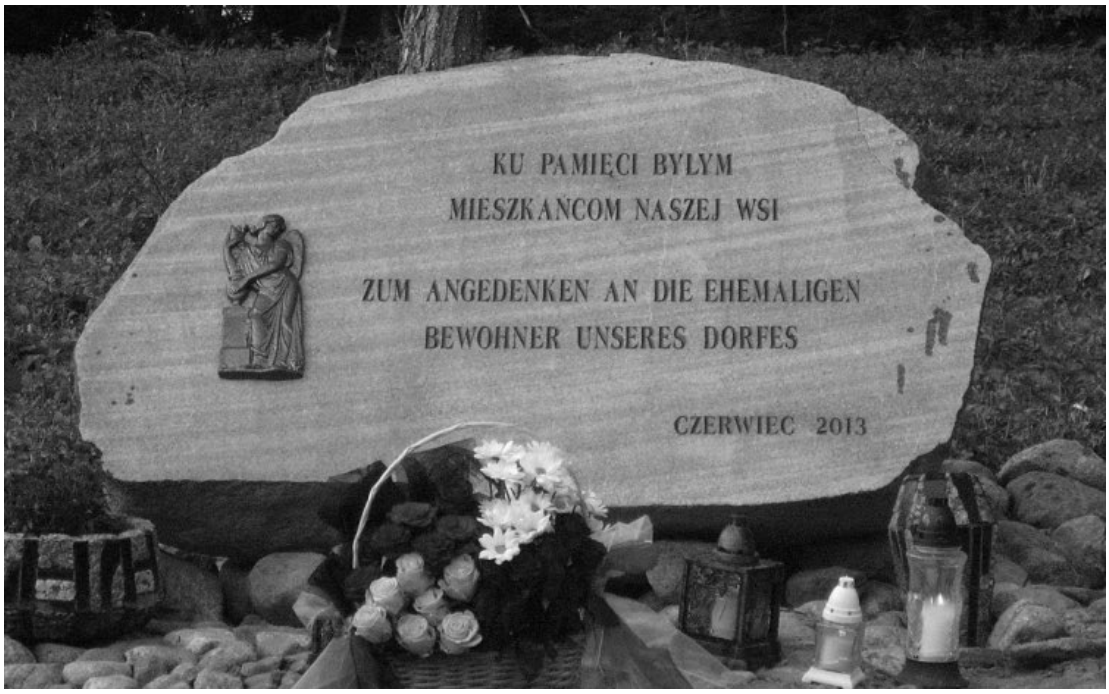
Die Eutiner wurden vom Ehepaar Schmidt sehr freundlich

begrüßt und machten am Freitagabend einen Rundgang durch das Dorf Krzywa Wieś und erfuhren Interessantes: Das Dorf mit seinen ca. 40 Häusern wurde am Ende des Krieges heftig beschossen und völlig zerstört. Die Trümmerberge kann man noch heute in der Dorflage erkennen. Nach und nach siedelten sich polnische Familien dort an; 14 Gebäude entstanden – weitgehend errichtet aus Trümmersteinen. Man war froh, dass die Kirche »wie durch ein Wunder« erhalten geblieben war. Sie wurde Zentrum einer katholischen Gemeinde.

Es schloss sich ein Gang zu dem etwas abseits gelegenen Friedhof an. Nahe dem Eingangstor liegt zunächst der moderne Teil des Friedhofes, mit zahlreichen sorgfältig gepflegten und mit vielen bunten Kunststoffblumen geschmückten Gräbern. Dann zeigte das Ehepaar Schmidt den Eutinern den alten deutschen Friedhof, und bei allen zeigte sich Freude und Dankbarkeit, dass die Bewohner des Dorfes es geschafft hatten, zu diesem Tag das Gelände von Gebüsch und Bäumen zu befreien, so dass die Grabinschriften entziffert und die schmiedeeisernen Grabeinfassungen bewundert werden konnten.

Am Sonnabend fand ein Festakt statt: Er begann mit einer katholischen Messe in der Kirche. Im Anschluss hielt Frau Pastorin Sabrowski eine kleine Ansprache: Sie ging zunächst auf die Bedeutung der Glocken für die Christen ein und berichtete dann vom Schicksal ihres Vaters und seiner Mutter, die aus Ostpreußen geflohen waren und sagte zum Schluss: »Heute geben wir Ihnen die Glocke zurück als Zeichen der Versöhnung. Ich wünsche uns, dass wir die Sprache der Glocken verstehen: Für mich ist die Glocke aus Krummenfließ »Zeugin« einer Zeit, die wir als Nachbarvölker hoffentlich nie wieder erleben! Möge sie uns ermahnen und dazu auffordern, dem nachzustreben, was dem Frieden dient! (Röm.14,19)« – Diese Worte, von Herrn Schmidt sofort übersetzt, wurden von der Gemeinde aufmerksam und freundlich aufgenommen.

Nach der Messe ging die Gemeinde zu den Friedhöfen, wo zwischen den beiden Teilen ein weiterer Höhepunkt folgte: Dort steht ein großer mit Blumen geschmückter Gedenkstein, der in Gegenwart des katholischen Priesters, des evangelischen Pastors, des Bürgermeisters, des Stellvertretenden Landrates und vieler Bewohner enthüllt wurde. Er trägt eine Inschrift in polnischer und deutscher Sprache:



ZUM ANGEDENKEN AN DIE EHEMALIGEN BEWOHNER UNSERES DORFES.

Das war für alle ein bewegender Moment.

Nach einem Besuch in der Kreisstadt Złotów (Flatow) mit Rundgang durch eine Agrar-Touristik-Messe konnten die Eutiner am Abend noch an einem Kinderfest im Gemeinschaftshaus des Dorfes teilnehmen. Den Abschluss bildete ein Tanzabend der Erwachsenen vor dem Gemeinschaftshaus, und auf der Wiese brannte ein großes Lagerfeuer.

So gingen die ereignisreichen Tage zu Ende. Die Teilnehmer aus Eutin waren gekommen mit ihren Erwartungen und vielleicht auch mit Vorbehalten. Jetzt kehrten sie nach Deutschland zurück, beeindruckt und bewegt durch die Erlebnisse und besonders durch die Gastfreundschaft, die sie dort erleben durften.

Besonders soll noch hervorgehoben werden, dass sie die ganze Zeit großzügig bewirtet wurden. Deshalb gebührt den polnischen Amtsträgern dafür der besondere Dank, der hier noch einmal zum Ausdruck gebracht wird!

Einhart Rode,
Kirchenhüter und -führer
an St. Michaelis in Eutin

Mit RADMER REISEN im Osten wie zu Hause sein.

Friedrich-W. Radmer · Kellinghusener Chaussee 2–4 · 24594 Hohenwestedt

Heimatreise nach Neustettin vom 30. April – 5. Mai 2014

1. **Anreise nach Neustettin über Hannover und Berlin**
2. **Stadtbesichtigung in Neustettin**
3. **Frei für eigene Unternehmungen**
4. **Tagesausflug durch den Heimatkreis Neustettin**
5. **Freie Verfügung**
   oder Ausflug an die Ostseeküste (32,00 €)
6. **Heimreise**

Die Unterbringung erfolgt in den Hotels Resiedence und Pojezierze.

Der Preis beträgt	**520,– €**
EZ-Zuschlag	**70,– €**

Der Preis beinhaltet:

- **Busfahrt**
- **5 × Übernachtung/Frühstück**
- **5 × Abendessen**
- **Stadtbesichtigung in Neustettin**
- **Tagesausflug in die Heimatgemeinden**

Anmeldung bitte direkt an:

RADMER REISEN

Kellinghusener Chaussee 2-4, 24594 Hohenwestedt,
Tel. 0 48 71/1733 · Fax 0 48 71/33 54

Bankverbindung: Sparkasse Hohenwestedt, Blz. 21452030, Konto: 25690

Von Nachbarn und anderen lieben Leuten

von Friedchen Schönemann, verh. Lauersdorf

1. Fortsetzung

Auch Großmutter hatte solch eine Begegnung mit dem Herrn der Hölle, und das kam so: Es war ein warmer Sommertag. Sie saß in ihrem geliebten Korbstuhl und hielt Mittagsschlaf, die Brille mit dem Stahlgestell weit auf den Kopf geschoben. Nachher musste alles wieder suchen helfen. Die alten Hände ruhten gefaltet im Schoß, ein Bild des Friedens. Jeder bemühte sich, diesen Schlaf nicht zu stören und beschäftigte sich außerhalb des Hauses. Vater war im Hof und säuberte die Ställe, die Tiere liefen frei im Hof herum. Als alles wieder frisch und sauber war, war es gar nicht so einfach, Kuh, Schwein und Schaf zu überreden, wieder in den Stall zu gehen. Vor allem der Hammel weigerte sich und machte tolle Bocksprünge. Als Vater ihn greifen wollte, rettete er sich durch die offene Tür zuerst in die Küche, dann sprang er durch die nächste Stube und gelangte danach in Großmutters Schlafgemach, wo es aber keine offene Tür



Markt Nordseite


Rathaus


Nord-West Ecke

mehr gab. Was blieb dem Schaf weiter übrig, als sich mit einem mächtigen Satz durchs Fenster auf die Straße zu retten. An Großmutters Nase vorbei, nahm er noch ein paar Fuchsientöpfe mit und war verschwunden. Mit einem Ruck fuhr die Schläferin in die Höhe. »Dat was de Düwel«, waren ihre ersten Worte und war von dieser Gewissheit nicht abzubringen.

Großmutters Mann starb 1918, und wenn er auch lange bettlägerig war, trank er doch gerne noch sein Schnäpschen. Seine liebe Auguste bewilligte ihm wöchentlich einen Viertelliter, den sie jeden Sonntag bei Scheddins Gustav kaufte. Diese wöchentliche Zuteilung stand mit allen möglichen Medikamenten wie Hustensaft, Magentropfen und dem Allheilmittel Hingfong hinter seinem Bett auf dem Fensterbrett. Einmal konnte Großvater nicht gleich das richtige Fläschchen finden. Also probierte er so lange, bis er sein Schnäpschen gefunden hatte. Als seine Frau kam, sah sie gleich, dass er unter anderem auch ein radikales Abführmittel geschluckt hatte. Sie schickte ein Stoßgebet zum lieben Gott: »De leiw Gott möcht geben, dat du schiete müsst von hier bet übert Schün.« Wie gesagt, der leiw Gott war für vieles zuständig. Zum Glück waren die damaligen Medikamente recht harmloser Natur,



manches von unserem guten Doktor Prettin verordnet, vieles aber auch aus Kräutern und Blättern selbst zusammengebraut.

Ja, so war das mit Großmutters Glauben, aber fürchten brauchte sie weder den einen noch den anderen, sie ging ja jeden Sonntag zur Kirche. In der Bilderbibel hatte der Herrgott große Ähnlichkeit mit dem Rabbiner Wolff auf der Seestraße. Der lächelte auch immer so gütig über unsere Streiche. Der andere Herr der Welt, der mit den Hörnern, langem Schwanz und Pferdefuß hatte keinen Doppelgänger, jedenfalls nicht in Tempelburg. Von den oben erwähnten alten Rezepten kannte Großmutter auch eine ganze Menge. Ich erinnere mich an ein scheußlich schmeckendes graugrünes Pulver. Das sollte gut sein gegen Bauchweh, aber wir hatten lieber Bauchweh als dieses ekelhafte Zeugs.

In dem Sommer, als es die große Maikäferplage gab, entschloss sich Großmutter, aus diesem Reichtum einen wohltuenden Spiritus zum Einreiben zu brauen. Also wurden die armen Käfer in Schnaps ertränkt und in Flaschen und Gläser

gefüllt, im dunklen Keller bis zum Gebrauch aufbewahrt. Sicher hatte sie ihre Maikäfer längst vergessen, als Vater beim Aufräumen des Kellers den Inhalt der Gläser auf den Misthaufen kippte. Die Hühner taten sich gütlich an diesen Leckerbissen, um bald als Volltrunkene die Beine in die Luft zu strecken.

Großmutter lehrte mich viel und nahm mich so manches Mal vor bestimmt berechtigter Strafe in Schutz. Sie zeigte mir, wie man hinken muss und wie man flache Steine auf dem Wasser tanzen ließ, wobei das kräftige Draufspucken sehr wichtig war. Und wie schön waren die Dämmerstunden, wenn ich auf der Rutsch zu ihren Füßen saß. Was konnte sie für Geschichten erzählen von Blumen, Engeln, Sternen und dem Mann im Mond. Auch meinen kleinen Bruder hat sie noch vier Jahre lang betreut. Sie war nun nicht mehr so flink. Es fiel ihr schon recht schwer, hinter dem munteren Bürschchen herzulaufen. Also band sie ihm beim Spaziergang am See kurzerhand ein Seil um den Bauch, setzte sich auf eine Bank in der Nähe und ließ den Kleinen ruhig im Wasser spielen. Ging er zu weit, genügte ein kurzer Ruck am Strick und Brüderchen saß auf seinem Po außer Gefahr.

Noch etwas fällt mir gerade ein. Wenn ich zum Abendessen nicht pünktlich nach Hause kam, was ja sehr oft der Fall war, strafte mich Mutter damit, dass sie mich ohne Essen ins Bett schickte, so nach dem Motto: Wer nicht kommt zur rechten Zeit,.... Aber da war ja Großmutter. In ihren großen, tiefen Taschen war immer etwas, sie ließ mich nicht verhungern.

Ich könnte noch viel erzählen über sie, aber nun Schluss mit diesem Kapitel. Es gibt ja noch so viele Leute, über die ich berichten möchte, was ich noch weiß. Meine Erinnerungen überschlagen sich fast, und ich weiß gar nicht so recht, wo ich anfangen soll. Alles beginnt und endet in der Sonnenstraße. Das neue Haus meiner Eltern hat mir nichts bedeutet, dort war ich nur Gast. Also beginne ich mal mit der Sonnenstraße. Dorthin kam mein Vater als Schwerkranker aus dem Krieg, und es dauerte ziemlich lange, bis er seine geliebte Pfeife wieder rauchen konnte. Den Tabak dafür holte ich ihm bei Herrn Ullmer. Der hatte sein Geschäft in der Draheimer Straße, dort, wo später Jonas seine Fahrräder verkaufte. Ein großes Paket Krüllschnitt für 50 Pfennig und für den Sonntag eine Zigarre für 30, welch ein Luxus!

Fortsetzung folgt

Die Kirche in Brokęcino/Bahrenbusch

Maria Kępińska, Stczecin
Przedsieborstwo Państwowe Pracownie Konserwacji Zabytków

übersetzt von Frau Ewa Zwolak aus Szczecinek



Das heutige Neustettiner Land, der südöstliche Rand des pommerschen Herzogtums der Greifen, war im Mittelalter mit unpassierbaren Wäldern bewachsen, die der Fürstenjagd dienten. Durch die Belehnung des Adels mit dem Gebiet an der Küddow/Gwda durch die (pommerschen) Herzöge und seiner stufenweisen Urbarmachung begann im 15. Jahrhundert dessen Besiedlung. Der Besiedlungsprozess verstärkte sich nach der Jahrhunderthälfte, als die Grenzziehung zwischen Pommern und Polen vorgenommen wurde, was unter Streitigkeiten und Gefechten bis zum Ende des nächsten Jahrhunderts dauerte. (1)

Die seit einigen zehn Generationen in Pommern angesiedelte Familie von Hertzberg erhielt 1492 von Bogisław X. (1a) das Lehen, bestehend aus einem Dorf, das später nach dem Familiennamen Hertzberg genannt wurde (auch Gross Hertzberg/Rudnica) sowie den Einöden Lottin und Vietenberg, wo die Familie Hertzberg vier weitere Dörfer gründete: Barkenbrügge/



Barkniewo, Barken/Borki, Lottin/Lotyń (1544) und Bahrenbusch/Brokęcino, (ca. Mitte des 16. Jh.s). (2). Die urprüngliche Bezeichnung der letzten Siedlung: Bahrenbusch – Bären-Urwald – wurde von ihrer Wildnis-Herkunft geprägt.

Das Datum der Errichtung der Kirche in Bahrenbusch/Brokęciono ist nicht bekannt. Der Vorkriegshistoriker der Neustettiner Region, Emil Wille, gibt das Jahr 1582 an, da er das Datum von der Aufschrift der bis heute existierenden Glocke als die Zeit der Entstehung der Kirche annahm (3). Julius Kohte, der die Bau- und Kunst-Denkmäler des alten Neustettiner Kreises inventarisierte, las dieses Datum als 1592 (4) ab, was den Aufbau des Objekts näher gegen Ende des 16. Jh verschieben würde. Die Schwierigkeiten beim Ablesen der nicht gut lesbaren Glocken-Aufschrift machen die Bestätigung einer der angegebenen Versionen unmöglich. Man muss also bei einer weniger präzisen Feststellung bleiben, dass die Kirche in den letzten 20 Jahren des 16. Jh errichtet wurde.

Ihre Existenz vor dem Jahr 1600 bestätigt zusätzlich eine historische Anekdote über einen Grenz-Streit zwischen der Familie von Hertzberg und den Bauern aus dem zum Herzogs-Gebiet gehörenden Ratzebuhr/Okonek (5). Dieser Streit führte im August 1599 am Ort Jesskenborn zur regulären Schlacht, in der einer der Eigentümer von Bahrenbusch/Brokęcino, Joachim von Hertzberg, ums Leben kam. Zum Andenken

an dieses tragische Ereignis stiftete seine Witwe ein Paar mit Aufschriften und Wappen der Familie versehene Zinn-Kerzenständer für die Kirche von Bahrenbusch/ Brokęcino, deren Patron der Verstorbene war (6).

Die Kirche in Bahrenbusch/ Brokęcino ist ein winziges am Dorfteich malerisch gelegenes Gebäude, das aus einem rechteckigen Langhaus mit einem kleinen Anbau im Osten und einem Pyramidenturm an der westlichen Seite besteht. Die Langhaus-Wände sind aus Lärchenbalken erbaut und im Inneren mit Brettern verkleidet. Der Holzturm hat eine Ständer-Konstruktion, die von außen mit Brettern verkleidet und von innen nicht verkleidet ist. Die steilen Dachflächen der Kirche sind mit Schindeln bedeckt. Das Einraum-Innere ist (an drei Seiten) von Emporen umgeben und mit einer Balkendecke gedeckt.

Die Kirche zeichnet sich durch die Einfachheit des Grundrisses und der Konstruktion aus sowie durch eine – für solche bescheidenen Konstruktionen typische – »Stillosigkeit«. Das Gebäude gewann seine gegenwärtige Form in drei Etappen: Die erste Etappe war die Errichtung des Langhauses am Ende des 16. Jahrhunderts. Die zweite war der Turmbau, was das Datum 1661 auf seinem ursprünglichen Lüftungsflügel (7) bezeugt. Auf eine spätere Entstehung des Turmes weist auch seine Pyramidenform mit dem signifikanten spitzen Dach hin, eine Form, die sich in Pommern in der zweiten Hälfte des 17. Jh verbreitete und um die Wende des 17. zum 18. Jh. besonders populär war. Es ist auch anzunehmen, dass man im Falle der gemeinsamen Errichtung des Turmes mit dem Langhaus die gleichzeitig mit dem Aufbau der Kirche entstandene Glocke in ihm installiert hatte. Sie hängt aber bis heute in einem einfachen Ständer-Glockenhaus neben der Kirche. Die dritte Etappe war die Vergrößerung des Langhauses um den in die Ganzheit wohlgestaltet hinein komponierten Anbau; was mit der 1913 –14 durchgeführten General-Renovierung und -Wartung der Kirche verbunden war (8). Außer der Errichtung des Anbaus, der den Einbau der Heizung ermöglichte, wurde die angefressene Langhaus-Konstruktion befestigt, und eine Reihe von zerstörten Elementen der ursprünglichen Substanz wurde ausgewechselt: die Dachschindeln, die Bretter-Verkleidung des Turmes, die Holzrahmen der Fenster und Türen sowie der Fußboden. Für das Aussehen der Kirche, deren historischer Charakter





damals sehr hochgeschätzt wurde, war der Austausch der hölzernen gegen Glasgemälde sowie die Verschalung der bisher unverhüllten inneren Langhaus-Wände am bedeutendsten.

Ein dominierender Typ der kleinen evangelischen Kirchen Pommerns waren in der ganzen Neuzeit – vom 16. bis zum 19. Jahrhundert – die mit Ton oder Ziegeln ausgefüllten Bauten in Fachwerk-Konstruktion. Die Kirche in Bahrenbusch/Brokęcino ist eine von zwei bis heute erhalten gebliebenen hölzernen Stabkirchen innerhalb der Grenzen des alten Pommerschen Herzogtums. Noch im 19. Jahrhundert existierten mehrere davon, aber sie blieben bis zur heutigen Zeit nicht erhalten außer dieser in Bahrenbusch/ Brokęcino und einer in Starsen/ Starżno (im alten Kreis Rummelsburg/ Miastko), und wir haben keine näheren Überlieferungen über ihre Formen und Konstruktionen. Meistens hörten sie innerhalb des vorigen Jahrhunderts zu existieren auf; sie wurden oft durch gemauerte Gebäude ersetzt.
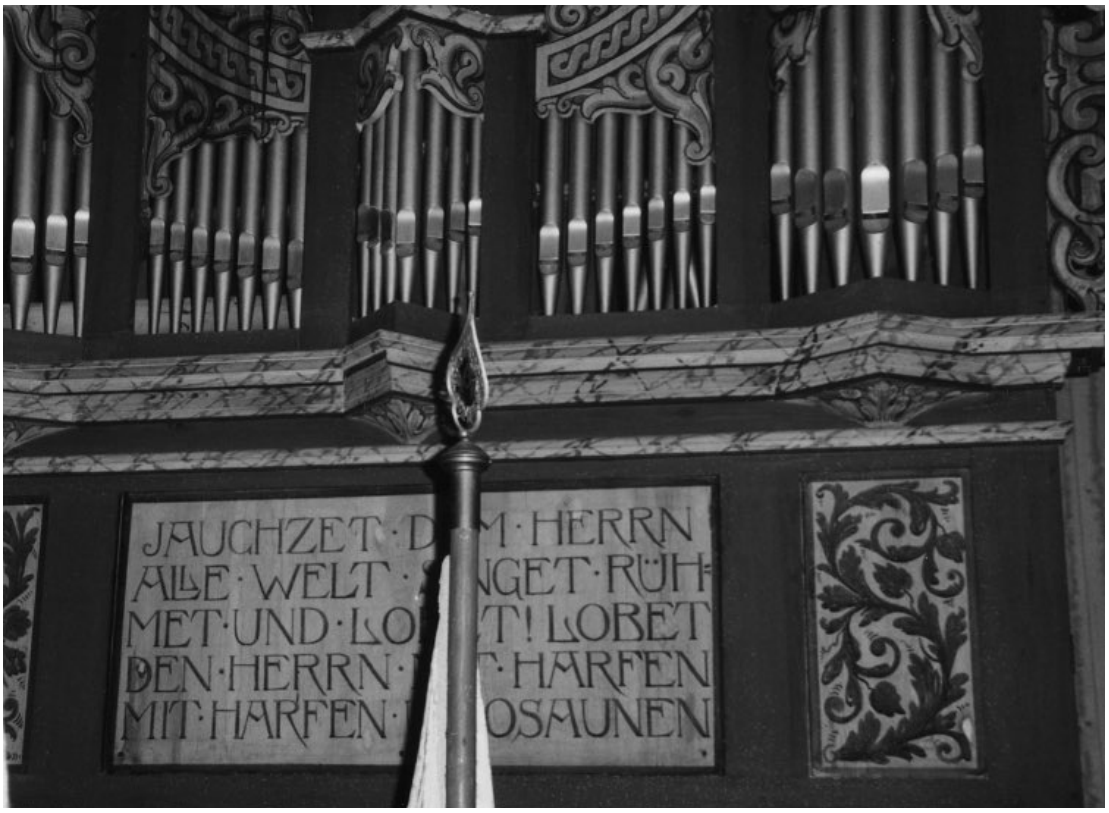
Die kleinen, meist turmlosen Holzkirchen aus dem 17. Jahrhundert finden wir hingegen in den dem pommerschen Herzogtum benachbarten Regionen auf



dem Lande, z. B. in Lugetal/Stara Wiśniewka im ehemaligen Kreis Flatow/Złotów und auf der Seenplatte von Deutsch Krone/Wałcz in Springberg/Zawada und Eichfier/Wołowe Lasy, im ehemaligen Kreis Deutsch Krone/Wałcz oder weiter im Netze/Noteć-Tal.

Man kann annehmen, dass gerade aus diesen Gebieten die Bauherren zu dieser Kirche her wanderten und die in Pommern unbekannte Tradition des Stab-Bauwesens mit sich brachten, eine Rarität in Bezug auf das Material und die Konstruktion. Dennoch hat die Kirche von Bahrenbusch/ Brokęcino einen für das Landbauwesen typischen Grundriss und Aufbau. Ein rechteckiger Saal entspricht der Tempel-Projektion, die seit den ältesten Zeiten bekannt ist und die ununterbrochen in den bescheidenen dörflichen Sakral-Gebäuden bis zur Gegenwart auftritt. Einer besonderen Beliebtheit erfreute sie sich in der anfänglichen Reformationszeit wegen ihrer Eigenschaften: der guten Akustik des Raumes und des von jedem Punkt aus bequemen Sehkontakts mit dem Prediger. Diese Form hatte ursprünglich auch mit Sicherheit die zweite oben genannte pommersche Holzkirche in Starsen/Starżno, die später umgebaut wurde.

Die Ausstattungsform der evangelischen Kirchen Pommerns setzte sich um das Jahr 1600 durch, also einige Jahrzehnte nach der Einführung der Reformation im Herzogtum und überdauerte etwa hundert Jahre, indem sie erst zu preußischen Zeiten mit der Verbreitung der Kanzel-Altäre modifiziert wurde. Die Ausstattung, die



in den kleinen Dorfkirchen vom örtlichen Adel gestiftet wurde, bestand aus Holzgegenständen, die mit Malerei, Schnitzerei und Bildhauerei, zumeist in holländischen Formen, verziert waren.

Die Ausstattung der Kirche in Bahrenbusch/Brokęcino ist trotz der scheinbaren Einheitlichkeit nicht homogen. Neben den Elementen aus dem ersten Viertel des 17. Jh. befinden sich hier auch Gegenstände aus dem 20. Jh., als die Kirche renoviert und modernisiert wurde. Eine ursprüngliche Stiftung der von Hertzbergs – auf welche die Stil-Ähnlichkeit und die künstlerische Klasse hinweisen – sind: die Kanzel, der Altar und ein Teil der Emporen (auf beiden Altarseiten und an der westlichen Seite). Die Architektur des Altars, ursprünglich mit dem Kreuzigungs-Bild im Aufsatz (9) vertritt den Typ des manieristischen Retabels, bestehend aus Edikula und ornamental-figuralem Blendrahmen. Diese gegen Ende des 16. Jh begonnene Altarform überdauerte besonders in provinziellen Werkstätten bis zur Mitte des 18. Jh, wobei sie eine Reihe von Varianten herausbildete. Die sich folgenden Stil-Umwandlungen traten bei

diesen Altären in der Ornamentik der Blendrahmen am auffälligsten hervor. Das in der Kirche von Bahrenbusch/ Brokęcino verwendete Beschlagwerk- oder Rollwerk-Ornament wurde, trotz einer langen Erscheinungs-Zeit in der pommerschen Kirchenschnitzerei, nur verhältnismäßig kurzfristig allein angewandt. Mit der Verbreitung der Knorpel- und Muschelmotive seit dem zweiten Viertel des 17. Jh traten beide Dekorationstypen zusammen auf und bildeten ein für die pommersche Kunst signifikantes Konglomerat, ähnlich manchen niederländischen Formen. Den schlichten Altar von Bahrenbusch/ Brokęcino mit seinen einfachen Formen und schlichter Zeichnung der Ornamentik kann man wegen seiner Blendrahmen-Form in das 1. Viertel des 12. Jh platzieren. (?)

Diesem Objekt ähnliche formale Merkmale zeigt der Altar in der Kapelle des Ortes Dołgen/Dolgie, dessen Predella und Aufsatz mit Blendrahmen diesem fast identisch sind. Zwei andere dem Altar von Bahrenbusch/Brokęcino verwandte Altäre stammen aus den Kirchen in Zanow/Sianów bei Köslin/ Koszalin und Pinnow/Pniewo bei Neustettin/Szczecinek. Aus dieser Stadt kamen vielleicht die oder der Kunst-Handwerker der genannten Altäre. Es ist umso wahrscheinlicher, weil gegen das Jahr 1600 auch ein derartiger für die Neustettiner Sankt-Nikolai-Kirche vorgesehener Altar, entstanden ist.

Über die Person des Erbauers dieses im 19. Jh. vernichteten Altars in der uns unbekannten Altarform, Jakob Funcke aus Kolberg, der zugleich Schöpfer des Gemäldes »Kreuzigung« vom Hauptaltar der Schlosskirche in Stolp und vielleicht auch des Altars selbst war (10), kommen wir dem Objekt näher, das wegen der herzoglichen Stiftung die Funktion eines künstlerischen Musters erfüllen könnte. Der monumentale Stolper Altar hat zwar eine andere Form der Blendrahmen (mit dem Greifen-Motiv), aber seine architektonische Grundstruktur und der Typ der ornamentalen Dekoration sind mit der Altargruppe aus der Gegend von Neustettin/Szczecinek verwandt. Es ist daher zu vermuten, dass der Formen-Wanderweg wie folgt war: vom Altar von Stolp, der von Erdmute, der Ehefrau des Herzogs Johann Friedrich, gestiftet war, über den uns unbekannten Altar in Neustettin/Szczecinek, bis zu den bescheidenen Entwicklungen von Pinnow/Pniewo, Dolgen/Dołgie und Bahrenbusch/ Brokęcino. Auch die Kanzel von Bahrenbusch/Brokęcino, die – nach der noch in den 50er Jahren

lesbaren Inschrift auf der Balustrade – im Jahr 1603 entstand (11) – ist eine bescheidene Variante der typischen Konstruktion und Dekoration dieses Gegenstandes in (den) evangelischen Kirchen. Sie zeichnet sich durch die formale Einfachheit der einzelnen Teile aus: des Kanzel-Körpers auf dem Auflager, einem Baldachin und der Treppe mit der Pforte sowie durch die Dominanz der architektonischen Dekorationsmotive. Eine am stärksten ausgebaute Form erhielt der Körper mit den deutlich ausgesonderten Sockel- und Balustraden-Partien sowie mit einer rhythmischen Teilung des Mittelteils in Arkadenfüllungen mit malerischen Darstellungen der vier Evangelisten. Die Art der Betrachtung von einzelnen Körperelementen und insbesondere eine starke Kontrastierung der flachen und plastischen Formen (»schwere« Kristallbosse, ein »leichter« Bogen der Archivolten und wieder ein großer, plastischer Akanthus-Kragstein an ihrem Abschluss) und die Art ihrer Verwendung (Stützen für die Bekrönung der Füllung) verleihen der Kanzel manieristische Stil-Merkmale. Es fällt aber schwer, in den schlichten, unbeholfenen und ziemlich stark zerstörten figuralen Gemälden, die die Körper- und Pfortenfüllungen ausfüllen, Stil-Merkmale zu finden.





Es sei jedoch die Anbringung der Pastoren-Portraits an den Pfortentüren mindestens in den erhaltenen Objekten zu betonen.

In Pommern war es, seit dem Altar von Cranach, in protestantischen Kirchen Sitte, Bildnisse von großen Reformatoren wie Luther oder Melanchthon anzubringen. Neben ihnen erschien oft das Portrait Bugenhagens, des »Reformators von Pommerns«. Die Portraits an Bahrenbusch/Brokęcinos Kanzel stellen zweifellos die örtlichen Prediger dar, die aus Mangel an Inschriften und wegen karger, historischer Angaben über die Kirche unmöglich zu identifizieren sind (12). Ein drittes Element der Kirchen-Ausstattung aus dem 17. Jh sind die Emporen mit einfachen Formen – auf der südlichen Seite mit gemalter Pflanzendekoration verziert und auf der nördlichen Seite zweigeschossig, mit Arkaden-Füllungen. Es scheint, dass sich auch in diesen Füllungen figurale Darstellungen, deren schwache Umrisse noch durch spätere Farbschichten durchdringen, einstmals befunden haben.

Das heutige Aussehen des Inneren der Kirche in Bahrenbusch/Brokęcino verdankt den Renovierungsarbeiten viel, die am Anfang unseres Jahrhunderts durchgeführt wurden. Die Absicht der Ausführenden des 20. Jh war die Ergänzung der ursprünglichen Ausstattung mit Stilisierungen und Imitationen der Formen des 17. Jh. Daher erhielt der mit der bestehenden Empore verbundene Orgelschrank die Muschel-Dekorationen, die ein Schnitz-Ornament in flacher Form imitieren. Die Geländer der Kanzel und der westlichen Empore wurden mit einfachen, gemalten Pflanzenranken verziert, und dem Deckengemälde wurde die Mustergestalt der im Rahmen erfassten Akanthus-Ranken und Rosetten verliehen. Trotz Einführung der in der ursprünglichen Ausstattung der Kirche nicht auftretenden, sondern aus späterer Epoche stammenden oder sich auf diese beziehenden Ornamentik, wurde der Effekt der Einheitlichkeit des Innern auf provinzielle, fast volkstümliche Art erreicht.

Diese Art behielt die Kirche bis heute, was den historischen Wert des Gebäudes und seiner Ausstattung ausmacht. Die reformierte Religion suchte lange nach den für sie geeigneten Ausdrucksformen in der Kunst. Neben der Adaptation mittelalterlicher Einrichtungs-Gegenstände, wie z.B. gotischer Altäre, oder vereinzelter herzoglicher Stiftungen, sind gerade die kleinen, einfachen dörflichen Kirchen mit ihrer Schnitz-Ausstattung ein Glied der langsam nach religiöser Eigenheit suchenden Kunst des protestantischen Pommerns um die Wende des 16. zum 17. Jh.



Anmerkungen

1. In diesem Artikel wurden folgende Arbeiten über die Geschichte des Neustettiner Landes verwendet – ich gebe diese in chronolgischer Reihenfolge an:
1. A. Zehlin, Der Neustettiner Kreis (in) Baltische Studien, A. F. T. XXXVI (1886), S. 154: K. Tümpel, Neustettin in 6 Jahrhunderten, Neustettin 1910; E. Wille, Zur Besiedlung des Newen-Stettiner Landes, Neustettin 1938; Z. Boras, Das Neustettiner Land unter der Gewalt der Greifen vom Anfang des 13. Jh bis zur Mitte des 17. Jh (in) Die Geschichte des Neustettiner Landes, Sammelarbeit, Redaktion von A. Czarnik, Poznań 1971, S. 63 – 94; Der Kreis Neustettin, herausgegeb. H. Rogge, F. Stelter, Würzburg 1972.
1a. 1471–1523 regiert Bogislaw X., der bedeutendste pommersche Herzog, d. Üb.
2. Die Forscher sind sich nicht einig über das genaue Datum der Lokalisierung von Brokęciono – Zehlin gibt allgemein die 2. Hälfte des 16. Jh, Tümpel das Jahr 1546 an, Wille das Jahr 1560.
3. E. Wille, op. cit., S.8358 –61.
4. J. Kohte, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungbezirks Köslin, Bd. III, Die Kreise Schivelbein, Dramburg, Neustettin, Bublitz und Rummelsburg, Stettin 1934, S. 65–67.
5. Der Kreis Neustettin, op. cit. S. 128 –129.
6. Die Kerzenständer werden sowohl als Vorkriegs- als auch als Nachkriegsinventar der historischen Denkmäler des Neustettiner Kreises registriert (J. Kohte, op. cit.; J. A. Czerepiński, Der Katalog der historischen Denkmäler, Lublin 1959, S. 4 in den Sammlungen des Regionalen Museums in Szczecinek). Die Gegenstände sind Mitte der 70er Jahre verloren gegangen.
7. Der ursprüngliche Lüftungsflügel, auf dem neben dem Datum »1661« auch das zweite Datum »1803« sichtbar ist, ist mit der Renovierung der Kirche verbunden. Er befindet sich gegenwärtig in den Sammlungen des Regionalen Museums in Szczecinek.
8. Alle Informationen über die Renovierung im 20. Jahrhundert aufgrund der Archivmaterialien: Bau und Reparatur der Kirche in Brokęcino 1854-1920, Eintragung, WAP Poznań, Regierungsbezirk in Piła, Zeichen 10151.
9. Das Gemälde »Kreuzigung« heute in den Sammlungen des Regionalen Museums in Szczecinek. Im Aufsatz des Altars befindet sich das gegenwärtige Gemälde, das den Heiligen Kasimir darstellt (wegen des katholischen Glaubens der Kirche).
10. J. Kothe, op. cit. S. 86: Z. Szultka, Malerei, Bildhauerei und Kunstgewerbe von Stolp 16.–17. Jh.; Hinterpommersche Materialien Bd. XX (1974), S. 354.
11. Die Aufschrift ist heute unsichtbar, notiert im Katalog von J. A. Czerepiński. Kohte las das Datum an der Kanzel als 16)3)5 ab, ohne dass er der Ziffer 3 sicher war. Vergl. J. A. Czerpiński, op. cit. J. Kohte op. cit. Die formellen Merkmale des historischen Denkmals weisen auf das 1. Viertel des 17. Jh als seine Entstehungszeit hin.
12. Vielleicht ist eine der Gestalten an der Kanzeltür Paulus Klotz, der mit der Familie Hertzberg befreundete erste luthersche Pastor von Neustettin, verstorben im Jahr 1561.

Meine Kindheit in Lübgust und die Flucht

Prof. Dr. Dietrich Severin, Berlin

Antwort von Prof. Dr. Dietrich Severin:

Ich habe in der letzten Zeit mehr fach nit Frau Gussow telefoniert und korrespondiert. Wir sind uns nun einig.
Frau Gussow hat in allem, was Sie Ihnen mitgeteilt hat, recht. Darüber hinaus haben wir Folgendes festgestellt:
Es gab, angrenzend an Storkow Busch, noch ein kleines Anhängsel, nämlich Storkow B. Dieses war ein Vorwerk von Lübgust.

1. Fortsetzung

Die Franzosen hatten es in Lübgust nach meiner Erinnerung ausgesprochen gut. Die französischen Offiziere mussten nicht mitarbeiten. Sie taten das aber freiwillig und übernahmen wichtige, verantwortungsvolle Tätigkeiten, nachdem die Mehrzahl der deutschen Männer im Krieg war.

Die Franzosen wurden nicht bewacht. Sie konnten sich in der Gefangenschaft frei bewegen. In ihrer Freizeit sammelten sie Schnecken, um sich von ihrem eigenen Koch ihr Lieblingsgericht bereiten zu lassen. Es muss viele Schnecken in den Lübguster Wiesen gegeben haben, denn mit der Zeit entstand in einer Ecke des Hofes ein richtiger Berg aus leeren Schneckenhäusern.

Sehr eindrucksvoll war das Franzosenklo für uns Kinder. Dieses Holzhäuschen lag außerhalb ihres Wohnbereichs. Das Sitzen ermöglichte ein Brett, in das mehrere Löcher nebeneinander angebracht waren. Das Gemachte fiel in einen darunter stehenden länglichen Kasten. Wenn er voll war, wurden zwei Pferde davor gespannt, um ihn über den Hof hinter das Dorf zu ziehen und ihn am Fuß eines riesigen Kompostberges zu entleeren. Das Ganze wurde dann dünnschichtig mit Erde abgedeckt. Diesen Kompostberg entdeckten wir Kinder als einen idealen Spielplatz. Von der Sonderlieferung wussten wir nichts, als wir vom oberen Bergrand nach unten sprangen. Bis zu den Knien steckten wir in den französischen Exkrementen. Der Gestank beglei-

tete mich bis in die Waschküche. Vor allem deswegen ist mir die Geschichte wohl im Gedächtnis geblieben.

Ganz anders als den Franzosen erging es den russischen Kriegsgefangenen. Da sie nach der Ideologie der Nationalsozialisten einer minderwertigen Rasse angehörten, wurden sie von den Nazis entsprechend menschenunwürdig behandelt. Die ersten Russen kamen in den letzten beiden Kriegsjahren nach Lübgust. Sie waren durchgefroren und ausgehungert. Um sie aufzuwärmen und zu Kräfte kommen zu lassen, brachte sie mein Vater für eine Woche in der warmen Brennerei unter und sorgte dafür, dass sie ordentlich zu essen bekamen. Davon erfuhr der Ortsgruppenleiter, der politische Büttel des NS-Regimes. Er drohte meinem Vater, ihn deswegen ins Gefängnis zu bringen, denn es war offiziell verboten, freundlich gegenüber diesen Gefangenen zu sein. Dieser herrische Mann besuchte ab und zu unser Dorf. In seiner braunen Uniform mit der Hakenkreuzbinde am Arm verbreitete er eine unangenehme Atmosphäre, die selbst ich als Kind spüren konnte. Dass er ein elender, feiger Nazi war, sollte sich später herausstellen, als die Rote Armee vor der Tür stand. Davon später.

Die russischen Kriegsgefangenen wurden, getrennt von den französischen, in Marienhöhe untergebracht und von einem nicht mehr kriegstauglichen Soldaten bewacht, einem Sadisten, der die abgemagerten Gefangenen durch herrische Befehle quälte. Mir hat er mein schönes Taschenmesser, das ich ihm geliehen hatte, nicht mehr zurück gegeben. Dafür habe ich mich wohl unbewusst gerächt, als er mich eines Tages mit dem Fahrrad in das benachbarte Gramenz mitgenommen hatte. Es war ein schöner Sommertag in Jahr 1944. Ich saß vorne auf der Querstange seines Fahrrades. Plötzlich zog sich mein einer Fuß in die Speichen des Vorderrades. Das Rad blockierte. Beide fielen wir kopfüber in den weichen Straßengraben.

Ein anderes Erlebnis im gleichen Sommer ist mir in Erinnerung. Die kahl geschorenen russischen Gefangenen saßen auf der Hofmauer, als wir mittags aus der Schule kamen. Sie besaßen kein Geschirr sondern mussten ihr Essen in einem großen grünen Blatt, ähnlich einem Rhabarberblatt, aufnehmen. Unter ihnen war ein Professor aus Moskau, ein kleiner sehr intelligent aussehender Mann namens Iwan, der die deutsche Sprache bestens beherrschte. Während unserer Unterhaltung

sagte er: »Der Krieg ist bald zuende. Die Deutschen werden ihn verlieren«. Natürlich habe ich ihm nicht geglaubt, denn wir Kinder waren vom Sieg Deutschlands überzeugt. Von diesem Gespräch habe ich niemanden erzählt, selbst meinen Eltern nicht, denn so viel wusste ich damals schon, dass es für den betreffenden Russen schrecklich geworden wäre, wenn z. B. der Wachmann von diesem Ausspruch erfahren hätte. Die Prophezeiungen dieses sympathischen russischen Kriegsgefangenen erfüllten sich bald. Bereits im Herbst 1944 kamen die ersten Trecks aus Ostpreußen durch unser Dorf. Das Gut versorgte ihre Pferde. Diese Flüchtlinge waren die Glücklichen unter den Unglücklichen, denn sie konnten ihre Heimat frühzeitig verlassen und ohne Behinderungen zu ihren selbstgewählten Bestimmungsorten jenseits der Oder gelangen. Je weiter der Herbst und der Winter fortschritten, umso zahlreicher waren die durchfahrenden Trecks, und umso langsamer war ihr Fortkommen, denn nun hatte auf den Hauptstraßen das Militär die erste Priorität.

Nie habe ich damals daran gedacht, dass auch wir nur wenige Monate später fliehen müssten. An unsere russischen Kriegsgefangenen habe ich mich später als Erwachsener wieder erinnert, als ich erfahren hatte, dass Stalin die in deutsche Gefangenschaft geratenen russischen Soldaten nach Kriegsende nicht zu ihren Familien entlassen sondern in Arbeitslager gesteckt hat, wo es ihnen im eigenen Land ähnlich ergangen ist wie den deutschen Kriegsgefangenen in Russland. Sie wurden bestraft, weil sie nicht bis zum letzten Blutstropfen gekämpft haben. Was ist wohl aus dem lieben Moskauer Professor geworden? Vielleicht hatte er es in der deutschen Gefangenschaft sogar besser als dann später im russischen Straflager. Vielleicht hat man ihn aber auch, wie so viele andere russische Intellektuelle, nach seiner Heimkunft sofort umgebracht.

Neben den französischen und russischen lebten auch einige polnische Kriegsgefangene im Dorf, die nicht auf dem Gut sondern bei den Bauern arbeiteten. Einige von ihnen haben nach dem Einmarsch der Roten Armee ihre Rache an den verbliebenen Deutschen ausgelassen, andere haben die Deutschen vor Übergriffen der Russen beschützt. Einer der Polen hat sich zum Herrn des Gasthauses Röpke gemacht und sich dort mit unseren Möbeln eingerichtet, wie ich Jahre später von Lübgus-



tern erfahren habe, die auf ihrer Flucht von den Russen eingeholt und zurückgeschickt wurden. Die Rückkehrer mussten unter den Polen hart arbeiten, bis sie ein Jahr später von heute auf morgen nach Rest-Deutschland ausgewiesen wurden, ohne das Notwendigste mitnehmen zu dürfen.

Die Lübguster Dorfstraße war nach alter Pommerscher Art mit Feldsteinen gepflastert. In der Mitte des Dorfes lagen die beiden großen Gutshöfe, die durch die Straße getrennt waren. Der Haupthof mit der großen Waage in seiner Mitte war seitlich eingerahmt von einer großen Scheune, den Pferde- und Schweineställen, der Stellmacherei und den Unterkünften der Franzosen, vorne begrenzt durch eine Backsteinmauer, während das Schloss und der große schöne Schosspark das Kopfende bildeten. Den zweiten Hof teilten sich der großen Schafstall, der Kuhstall sowie eine weitere riesige Scheune, in der das Stroh für die Tiere gelagert wurde. Zwischen beiden Höfen lagen die Brennerei, die

Schlosserei, unser Hühnerhof, unser Garten und unser Haus.

Das Schloss bestand aus vielen, teilweise sehr vornehmen Zimmern. Die vielen Stufen der breiten Freitreppe führten direkt in den Schlosssaal. Neben den von Rohrs hatten es sich im Schloss die Mäuse gemütlich eingerichtet. Als die Plage übergroß wurde, heuerte man mich als Kammerjäger an. Für jede gefangene Maus bekam ich einen Groschen. Mit zehn Mausefallen begann ich meinen Dienst. Ich hatte Zugang zu allen Räumen und konnte selbst bestimmen, wo ich die Fallen stellte. Die Schlossküche lieferte mir den Schinken für die Köder. Täglich machte ich meine Runde und brachte die Beute zur Mamsell, das war die Schlossköchin. Sie hatte die Zahl der gefangenen Mäuse zu notieren, ekelte sich aber davor, und so durfte ich später die Buchführung selbst übernehmen. Der Verdienst war gut, die Herrschaft war sehr zufrieden mit meiner Arbeit.

Fortsetzung folgt

termine termine termine termine termine

Rheinisches Ratzebuhrer-Treffen in Widdig am Mittwoch, den 19. März 2014, in den Rheinterrassen in Widdig (liegt zwischen Bonn und Köln direkt am Rhein), 10–17 Uhr, Auskunft: 02 21-69 87 85

Heimatreise nach Neustettin/Szczecinek mit der Firma Radmer-Reisen vom 30. April bis 5. Mai 2014. (Siehe auch Seite 69)

Pommerntage im Pommern-Zentrum in Travemünde vom 16. bis 18. Mai 2014

Himmelfahrts-Treffen der Groß und Klein Küdder ab Mittwoch, den 28. Mai 2014, Auftakt im Wennhof in Scharbeutz, Auskunft: 0 45 03-77 09 32 (Karin Stange)

termine termine termine termine termine

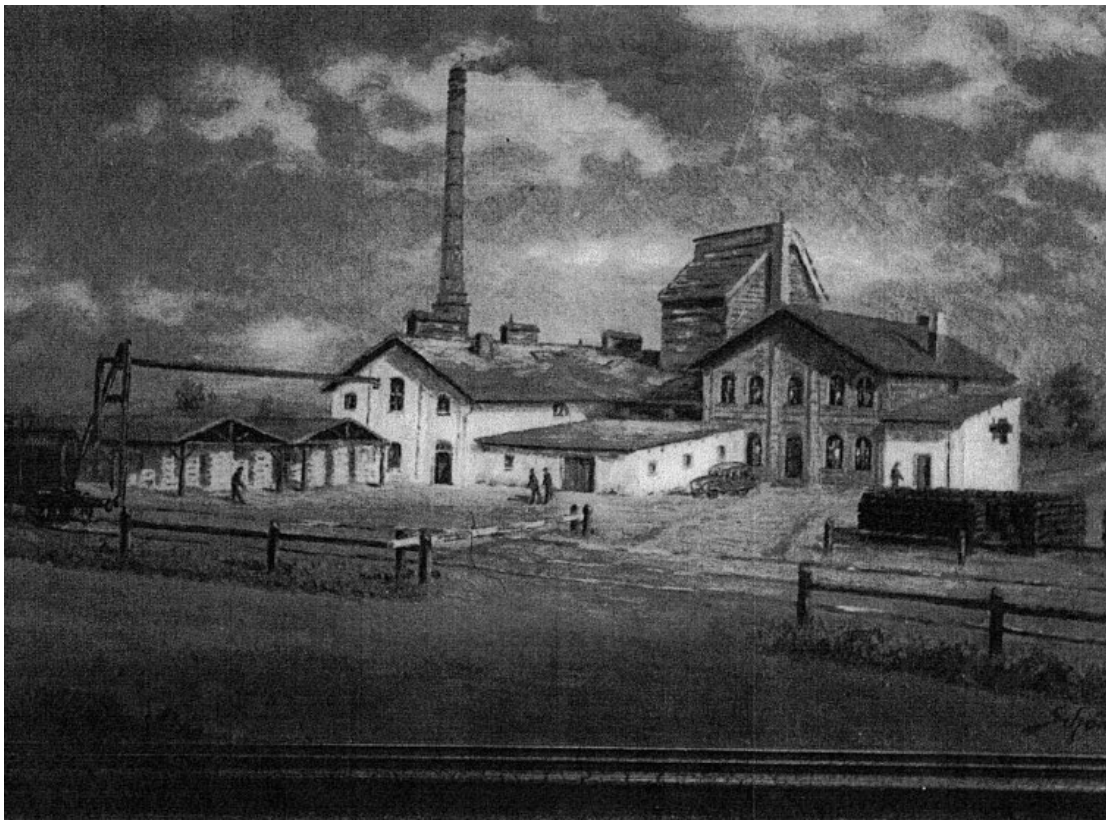
Die Neustettiner Dynastie Schreiber

2. Fortsetzung

KURT SCHREIBER

wurde am 5. Oktober 1890 als einziger Sohn des Civil-Ingenieurs Robert Schreiber in Neustettin/Pommern geboren. Er war verheiratet mit Eva Neitzke, Tochter des Besitzers der Rittergüter Neu-Valm und Klein Hertzberg. Kurt Schreiber absolvierte die Baugewerkenschule in Stettin mit dem Abschluss-Zeugnis eines Tiefbau-Ingenieurs. 1912 war er als technischer Leiter bei dem Bau der Bober-Talsperre in Schlesien tätig. In dieser Funktion war er bei der Einweihung der Talsperre durch Kaiser Wilhelm desmant. 1913 war Kurt Schreiber als Bauleiter bei dem Bau der Torpedobootwerft in Wilhelmshaven tätig und leitete 1914 den Bau der Kanalisation der Stadt Prenzlau. Als Sanitäts-Unteroffizier an der Westfront nahm er am ersten Weltkrieg von 1915 bis zum Ende teil. Danach arbeitete er im väterlichen Betrieb in seiner Heimatstadt Neustettin. Nach dem Tod seines Vaters widmete er sich besonders der Ziegelei hinter dem Stadtwald, der Produktion von Zement-Dachziegeln und besonders dem 1899 errichteten Kalksandsteinwerk, das er modernisierte und das 1935 zum leistungsstärksten Kalksandsteinwerk in Ostpommern wurde. Während dieser Zeit entwickelte Kurt Schreiber als Tiefbau-Ingenieur auch den Bitukasadstein, den er patentieren ließ. Es handelte sich dabei um einen sehr heiß getrockneten Kalksandstein-Rohling, der unter Vakuum mit Bitumen getränkt wurde. Die in Magerbeton verlegten Bitukasadsteine bewähren sich auf Ortsdurchgangsstraßen, Militär-Flugplätzen und hochbelasteten städtischen Straßen. Während des letzten Krieges wurden dann in den Härtekesseln keine Kalksandsteine hergestellt, sondern es wurden Seile für Grundminen für die Kriegsmarine gegen Rost mit Teer bzw. Bitumen imprägniert. Nach Krieg und Flucht betrieb Kurt Schreiber in der Nähe von Rendsburg bis zu seinem Tod 1969 wieder ein Kalksandsteinwerk.





Nr. 76, Zweites Blatt **Norddeutsche Presse Neustettin** Sonnabend, den 30. März 1935

Aus Kalk und Sand werden Steine

Besuch in der Neustettiner Hartziegelfabrik – Täglich 15 – 20 000 Stück
Mensch und Maschine formen das Material zum Bauen

Mit dem Frühjahr beginnt auch wieder die Bautätigkeit in Neustettin, in diesem Jahre im verstärkten Maße! Lastautos und Wagen aller Art sieht man deshalb schon jetzt, mit Ziegelsteinen beladen, durch die Straßen rollen. Überall vor den Baustellen stehen die Wagen, rasch werden die Steine abgeladen und aufeinander geschichtet. Die roten und auch die weißen Steine, Kalksandsteine genannt, werden in Massen gebraucht, denn aus ihnen setzt sich ja ein Haus zusammen, und ohne sie wäre ein Bau nicht möglich.

Wir in Neustettin haben schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts eine Fabrik, die die Herstellung von Kalksandsteinen im Großen betreibt: die

Neustettiner Hartziegelfabrik
am Bahnhof!
Dorthin begeben wir uns, um einen Einblick zu erhalten in den Produktionsprozeß von Kalksandsteinen, die früher zum Unterschied von den aus Lehm gebrannten Ziegelsteinen den Namen **Hartziegel** trugen.
Etwa 14 000 Steine täglich werden dort augenblicklich hergestellt – und bei voller Ausnutzung des Betriebes und der Arbeitszeit sind es gar 21 000 Stück. Diese Anzahl wird man erreichen, sobald die Bauaufträge vergeben sind und der Baubetrieb seinem Höhepunkt zutreibt. Etwa 20 Arbeiter haben dort Lohn und Brot, alles bestens eingearbeitete, schon langjährig beschäftigte Kräfte, die inmitten des Maschinenlärms der großen Produktionshalle, die sich unmittelbar neben der Spiritusmonopolstelle befindet, vor ratternden, sausenden

Maschinen, Rädern und Treibriemen
stehen und von denen jeder seine Funktion zu versehen hat. Hier in der Halle, in der Menschen und Dinge von Kalk- und Sandstaub ›umnebelt‹ sind, werden aus Kalk und Sand diese weißen, glatten Steine hergestellt, die einen Hohlraum von etwa 15 % aufweisen, also genügend porös sind. In einem Sonderraum der Halle, in der eine Unmasse von Riemenscheiben in Bewegung ist und deren Luft erfüllt ist von dem Lärm und dem Tosen der schaffenden Maschinen, wird der
Zarnglaffer Kalk (Vereinigung Nordostdeutscher Kalk- und Mergelwerke Stettin) in wuchtigen Brocken aus den Eisenbahnwagen abgeladen. In einem wohldurchdachten Verarbeitungsprozeß wird aus dem rohen Kalk, nahezu alles in einem Arbeitsgang, der verwendungsfähige, erhärtete Stein hergestellt, der um so viel billiger als der gebrannte Ziegel ist und diesem dennoch in nichts nachsteht.

So entsteht der Kalksandstein
Der Arbeitsgang ist kurz folgender: Die Kalkbrocken werden in einer Mahlmaschine zerkleinert und in einem Flügelmischer mit Sand gemischt, durch einen Elevator (Becherwerk) in einen der beiden Silos (12 Meter tief) gehoben, wo er erst einmal 24 Stunden zu lagern hat. Dann wandert er, durch zwei weitere Elevatoren befördert, über eine Siebanlage (die die Schmutz-



Nr. 76 Zweites Blatt. · Norddeutsche Presse Neustettin · Sonnabend, den 30. März 1935

Stadt Neustettin

Der Ranzen und die Zuckertüte . . .

n. Ja wirklich, nun steht das „Unglück" dicht vor der Tür! Bereits am Montag, am Tage des Aprilscherzes, beginnt das erste Schuljahr für unsere Jüngsten, laut Bekanntmachung der Neustettiner Schulleiter. Unsere Kleinen stoben schon ganz und gar im Zeichen dieses einschneidenden, bedeutungsvollen Ereignisses, und die Mütter und Väter nicht minder! Donnerwetter, was ist da alles zu bedenken! Vor allem muß ein Schulranzen besorgt werden, ein sehr

Aus Kalk und Sand werden Steine . . .

Besuch in der Neustettiner Hartziegelfabrik — Täglich 15—20 000 Stück

Mensch und Maschine formen das Material zum Bauen

t. Mit dem Frühjahr beginnt auch wieder die Bautätigkeit in Neustettin, in diesem Jahre im verstärkten Maße! Lastautos und Wagen aller Art sieht man deshalb schon jetzt, mit Ziegelsteinen beladen, durch die Straßen rollen. Ueberall vor den Baustellen stehen die Wagen, rasch werden die Steine abgeladen und aufeinander geschichtet. Die roten und auch die weißen Steine, Kalksandsteine genannt, werden in Massen ge-

Bauaufträge vergeben sind und der Baubetrieb seinem Höhepunkt zutreibt. Etwa 20 Arbeiter haben dort Lohn und Brot, alles bestens eingearbeitete, schon langjährig beschäftigte Kräfte, die inmitten des Maschinenlärms der großen Produktionshalle, die sich unmittelbar neben der Spiritusmonopolstelle befindet, vor ratternden, sausenden

Maschinen, Rädern und Treibriemen

einem Vakuum stehen. Das flüssige Bitum wird eingelassen! Nachdem der äußere Atmosphärendruck auf das Bitum eingewirkt hat, durchsetzt der Formling vollständig mit Bitum, sodaß jeder Hohlraum ausgefüllt ist. Die Steine erhalten die bekannte schwarze Färbung. Sie haben sich sozusagen schwarz geärgert! Die Bitukalsteine (Bitum-Kalk-Sandsteine) dienen ausschließlich der

teile und Steine auszuscheiden hat) auf ein Transportband, das das Mischgut in einen Kollergang bringt, eine Vorrichtung, die das Ganze noch einmal innig mischt und durchknetet. Vom Kollergang rutscht das Mischgut dann in die große Drehtisch-Presse, die die Steine in wuchtigem, raschem Arbeitsprozeß sauber geschnittten herausbringt, etwa 2 400 Steine stündlich. Das sieht so aus, als ob Kinder beim

»Backe-backe-Kuchen«-Spiel

die Sandformen von ihrem Sandkuchen abnehmen, so dass die Herrlichkeit sich nun unseren Blicken darbietet. Wie auf einem Präsentierteller werden die Steine, die vorerst natürlich noch zerbröckeln, wenn man sie hart anstößt, von der Presse dargeboten. Zwei Arbeiter nehmen die Steine und bauen sie auf bereitstehenden Loren auf, wie abgemessen, mit erstaunlicher Sicherheit, die nur jahrelange Praxis erzeugen kann. Die Lore rollt die Ladung – etwa 1000 Steine kommen dort drauf – auf Schmalspurschienen in die Härtekessel, von denen es drei gibt. Wenn acht solche Wagen mit Steinen in den langen, runden, einen Durchmesser von zwei Metern aufweisenden Kesseln stehen, wird der Verschlußdeckel vorgeschoben. Dann ist der Kessel geschlossen, und nun kann dort

Dampf eingelassen

werden, der auf die Steine zwölf Stunden einwirkt und die Aufgabe hat, die Kieselsäure zur chemischen Verbindung mit dem Kalk zu veranlassen. So entsteht die Härte. In solch einem Kessel herrschen zwölf Atmosphären Druck und etwa 170 °Grad Celsius. Ein Deckel hat eine Belastung von 2512 Tonnen auszuhalten, das entspräche 200 Eisenbahnwaggons! Aber die Kessel sind gut gesichert; es kann gar nichts passieren. Wenn man dicht bei ihnen steht, so hört man nichts anderes als ein leises Rauschen.

Zur Veranschaulichung des Gan-

zen sei bemerkt, daß das Material, welches etwa für ***ein Haus der Stadtrandsiedlung*** benötigt wird, in dieser Fabrik in einem halben Tage hergestellt wird!
Die oft zitierten ***Bitukasadsteine*** entstehen ähnlich, nur gelangen die Kalksandsteine von der Presse aus in eine Trockenkammer, wo sie erst einmal 24 Stunden ausgetrocknet werden. Von hier aus kommen sie nach nebenan in den Imprägnierkessel, wo die Steine unter einem Vakuum stehen. Das flüssige Bitumen wird eingelassen! Nachdem der äußere Atmosphärendruck auf das Bitumen eingewirkt hat, durchzieht der Formling sich vollständig mit Bitumen, so dass jeder Hohlraum ausgefüllt ist. Die Steine erhalten die bekannte schwarze Färbung. Die Bitukasadsteine (Bitumen-Kalk-Sandsteine) dienen ausschließlich der

Straßenpflasterung

und sind ungleich dichter und weniger porös als die bloßen Kalksandsteine. Die Bismarckstraße z.B. wurde kürzlich mit Bitukasadsteinen gepflastert – und die verbreiterte Blücherstraße soll ebenfalls so gepflastert werden.
Seit 1899 steht die Fabrik hier an dieser Stelle. Seit 1899 auch bezieht man den Sand von dem sich unmittelbar anschließenden Ziegenberg. Der ist schon mehr als zur Hälfte abgetragen – und Betriebsleiter Schreiber meint, in drei Jahren wäre der Berg hier verschwunden! Drei Kubikmeter Sand werden für 1 000 Steine verbraucht, das sind etwa 18 000 Kubikmeter jährlich! Während die Arbeiter den Sand unaufhörlich und rasch in die Loren schaufeln, klettern wir auf den

»halbierten« Ziegenberg

hinauf und schauen nun wie in ein Tal hinab, bei wundervoller Fernsicht. Gar nicht einmal weit grüßt schon der Stadtwald, und hinten sieht man die Häuschen der Stadtrandsiedlung.
Auch in diesem Betrieb – wie in dem Baugewerbe überhaupt – ist die Wirtschaftsankurbelung stark zu spüren.

Es geht aufwärts!

Ein Beispiel nur. Im Jahr des Tiefstandes, 1932, stellte man jährlich nicht mehr als 200 000 Steine her, eine Produktion, die man bei vollem Betrieb in ganzen zehn Tagen bewältigen könnte. Heute hingegen sind es 4 Millionen jährlich. In diesen nüchternen Zahlen kommt wohl am besten der ungeure Aufschwung des Baugewerbes zum Ausdruck. *W. P.*

Kurt Schreiber

Soeben erhalten wir die Nachricht, dass Kurt Schreiber am 11. Juli 1969 unerwartet im 79. Lebensjahr entschlafen ist. Mit ihm ist wieder eine profilierte Persönlichkeit von uns gegangen. Als Inhaber der Neustettiner Kalksandstein- und Bitukasad-Werke war er über die Stadt und den Kreis Neustettin hinaus bekannt. Nicht nur in der Stadt Neustettin waren viele Straßen mit den nach seinen Patenten entwickelten Schreiberschen Bitukasadsteinen ausgebaut worden, sondern auch in vielen anderen Städten und Gemeinden.

Aber auch im öffentlichen Leben setzte sich Kurt Schreiber mit seiner ganzen Person ein. Als ehrenamtlicher Stadtrat war er eine ganze Reihe von Jahren in der Stadtverwaltung Neustettin tätig. Seine vornehme Zurückhaltung und seine unbestechliche Offenheit sicherten ihm nach allen Seiten einen großen Freundeskreis. Dass er nebenher ein großer Förderer des Motorsports war, sollte nicht unerwähnt bleiben.

Seine größten Verdienste um den Heimatkreis Neustettin erwarb sich Kurt Schreiber unmittelbar nach der Vertreibung. Er war es, der mit Unterstützung seiner Söhne Ulrich und Friedrich Schreiber die Initiative ergriff, um die durch die Flucht und Vertreibungsmaßnahmen weit verstreuten Landsleute unseres Heimatkreises wieder zu sammeln. Die von ihm und später von seinen Söhnen, insbesondere Ulrich Schreiber, herausgegebenen Anschriftenblätter, aus denen dann das Monatsblättchen »Mein Neustettiner Land« hervorging, wirkten sich segensreich aus und bilden heute wertvolles Archivmaterial.

Kurt Schreiber, am 5. Oktober 1890 in Neustettin geboren, gab aber auch nach 1945 nicht auf. Mit der ihm eigenen Schaffenskraft baute er in Borgstedt bei Rendsburg auf der Rader Insel eine Kalksandsteinfabrik und ein Betonwerk auf.

Kurt Schreiber, um den wir mit den Angehörigen trauern, darf eines ehrenden Gedenkens gewiss sein! H.K.B.

BAUSTOFFWERKE **K. SCHREIBER KG**
KALKSANDSTEINFABRIK RADER INSEL

Auf der Nordseite des Nord-Ostesee-Kanals, jedoch zur Audorfer Gemarkung gehörend, liegt das Kalksandsteinwerk der Baustoffwerke K. Schreiber KG.

Die Fabrik wurde im Jahre 1900 gebaut und ist somit nur ein Jahr später in Betrieb genommen worden als das Werk des 1899 in Neustettin/Pommern gegründeten Stammhauses.

Das heutige Unternehmen begann seine Arbeit unter der Leitung des Bauingenieurs Kurt Schreiber im Jahre 1948. Wenige Jahre später erwarb der Betrieb die gesamten Anlagen und das für die Kalksandsteinproduktion notwendige und auf der Rader Insel anstehende Sandvorkommen.

Das Unternehmen wurde ständig modernisiert: 1953 wurde die erste in Schleswig-Holstein arbeitende vollautomatische Presse zur Herstellung von Kalksandstein-Lochsteinen aufgestellt. Zwei weitere Pressen kamen im Laufe der Jahre hinzu. Modernste Sandabbau-, Sandtransport- sowie vollautomatische Aufbereitungs- und Mischanlagen gewährleisten die Herstellung von hochqualifizierten Kalksandsteinen in vier verschiedenen Formaten. Ein Teil der Produktion wird heute schon mit werkseigenen Spezialfahrzeugen an die Baustelle gebracht und dort mittels Kran abgesetzt.

Die Beschäftigtenzahl der Firma K. Schreiber KG beträgt 30 Mitarbeiter. Der überwiegende Teil der Beschäftigten ist schon mehr als 15 Jahre der Firma verbunden. 15 Werkswohnungen sorgen für die Unterbringung eines wesentlichen Teils der Belegschaft.

> Es ist nicht genug zu wissen,
> man muss es auch anwenden,
> es ist nicht genug zu wollen,
> man muss es auch tun.
>
> JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Die Landmaschinenfabrik Brandenburg in Neustettin

(Kurzfassung eines Vortrags beim Historiker-Treffen in Szczecinek, am 13. September 2013)

Szczecinek (Neustettin) ist ein wichtiger Wirtschaftsfaktor in der Wojewodschaft Pomorze Zachodnie (Westpommern) geworden. Der bedeutendste Betrieb ist die österreichische Firma Kronospan mit ihrer Holzverarbeitung geworden (Spanplattenfabrik) – leider mit erheblichen Umweltbelastungen.

In deutscher Zeit bis 1945 gab es einige größere Betriebe, die den Bürgern von Neustettin Arbeit und Brot gaben. Dies waren u. a. die Bierbrauerei Riemer, mehrere Maschinenfabriken, die Kalksandstein- und Zementfabrik Schreiber, eine Gemüsekonservenfabrik, mehrere Bauunternehmen und die Landmaschinenfabrik Gebrüder Brandenburg.

Diese hatte zeitweise über 200 Beschäftigte. Sie produzierte landwirtschaftliche Maschinen, die weit über die pommerschen Grenzen hinaus geliefert wurden.

Das Betriebsgelände, das zwischen der Bahnhofstraße (ul. 28 Lutego), dem Kirschweg (ul. Wiśniowa) und der Industriestraße (ul. Przemysłowa) lag, umfasste neben der Eisengießerei, einem Sägewerk, wo Holz aus Neustettiner Wäldern verarbeitet wurde, auch eine Schlosserei, eine Lackiererei und eine Stellmacherei.

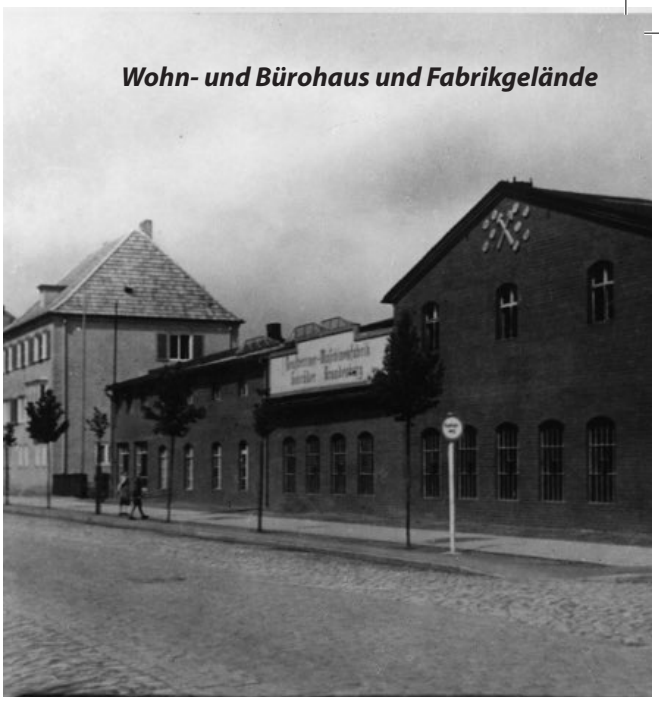
Die Produkte waren neben einfachen Rübenschneidern auch Dreschmaschinen und insbesondere Kartoffelvielfachgeräte. Diese konnten zum Pflanzenzudecken und für Hack- und Erntefunktionen umgerüstet werden. Davon wurden jährlich über 1000 Stück produziert und mit Güterzügen verschickt. Die Qualität war so gut, dass sie nach dem Krieg von polnischen Bauern noch über Jahrzehnte in der pommerschen Landwirtschaft eingesetzt wurden, wie berichtet wird.

Der Betrieb der Landmaschinenfabrik existiert seit 1945 in Neustettin/Szczecinek nicht mehr. Die Fläche wird heute überwiegend für den Einzelhandel verschiedener Produkte genutzt.

Dr. Winfried Brandenburg, St. Ingbert



Ehepaar Brandenburg



Wohn- und Bürohaus und Fabrikgelände



Dreschmaschinen

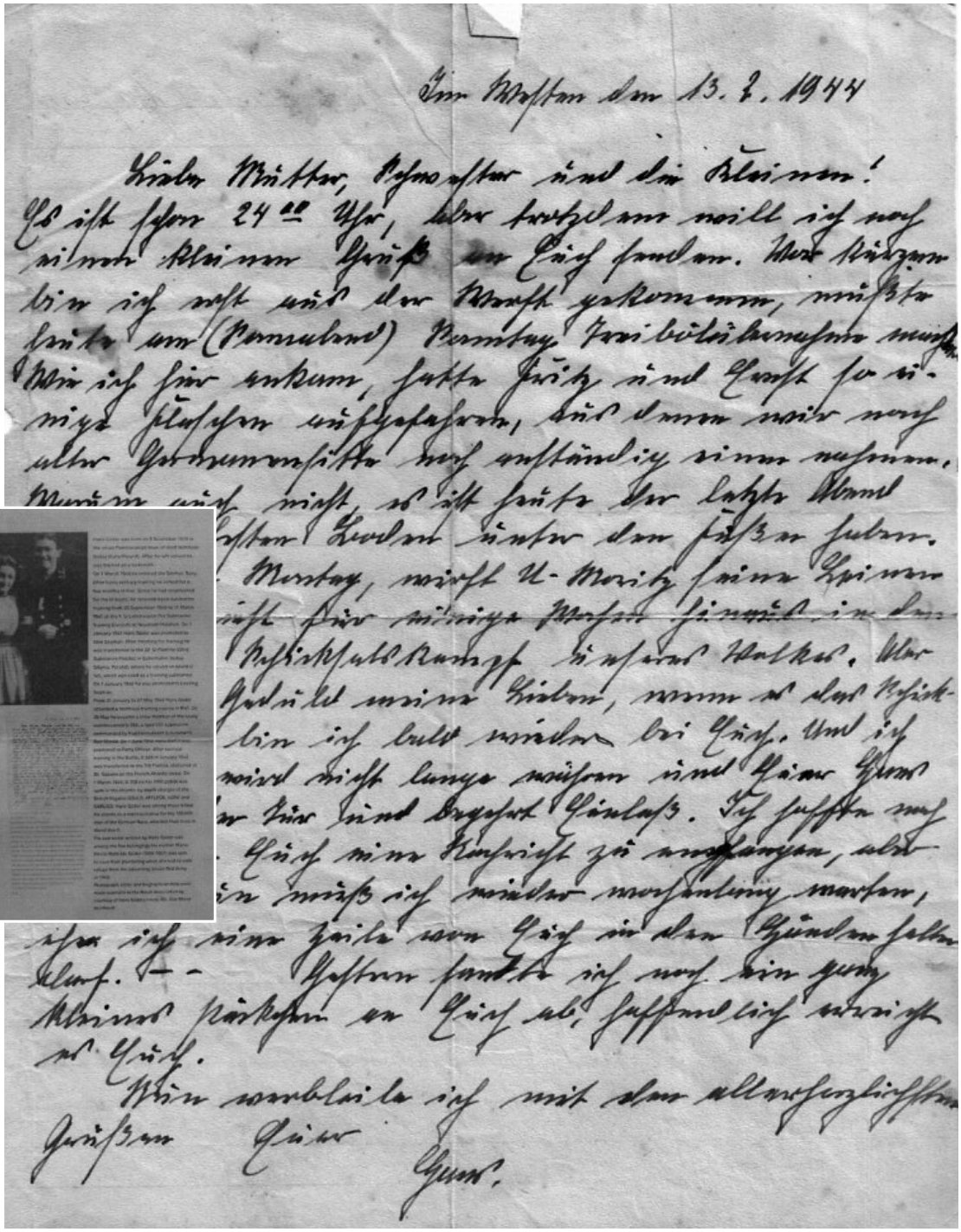


Holzlagerplatz



(Kartoffel)-Vielfachgeräte

Hans Göder – Lebenslauf 1919 –1944



Im Westen den 13. 2. 1944

Liebe Mutter, Schwester und die Kleinen!
Es ist schon 24 00 Uhr, aber trotzdem will ich noch einen kleinen Gruß an Euch senden. Vor Stunden bin ich erst aus der Wache gekommen, mußte heute am (Samstag) Samstag Freibadreinigung machen. Wie ich sehe, hatte Fritz und Ernst so viel Spaß gehabt, daß denn mir noch alter Gewohnheit nicht anständig einen nehmen. Wünsche nicht, es ist heute der letzte Abend [illegible] Leben unter den Füßen haben. Montag, wird U-Boots seine Spinne [illegible] für einige Wochen hinaus in den [illegible] Kampf hinaus Atlantik. Aber [illegible] meine Lieben, wenn es dort Pfingsten bin ich bald wieder bei Euch. Und ich werde nicht lange warten und Euer Gruß [illegible] hier sind Urlaub gesperrt. Ich schicke mir Euch einen Kuchen zu schicken, aber [illegible] muß ich wieder vorsichtig machen, [illegible] ich eine Zeile von Euch in den Händen halte. — Gestern sandte ich noch ein ganz kleines Päckchen an Euch ab, hoffentlich erhaltet [illegible] Euch.
Nun verbleibe ich mit den allerherzlichsten Grüßen Euer Hans.

Im Westen, den 13. 2.1944

Liebe Mutter, Schwester und die Kleinen!

Es ist schon 24 Uhr, aber trotzdem will ich noch einen kleinen Gruß an Euch senden. Vor kurzem bin ich erst aus der Werft gekommen, mußte heute (am Sonnabend) auf Sonntag Treibölüber- nahme machen.Wie ich hier ankam, hatten Fritz und Ernst so einige Flaschen aufgefahren, aus denen wir nach alter Germanensitte noch anständig einen nahmen. Warum auch nicht, es ist heute der letzte Abend, wo wir festen Boden unter den Füßen haben. Morgen am Montag, wirft U-Moritz seine Leinen los und zieht für einige Wochen hinaus in den schwersten Schicksalskampf unseres Volkes. Aber habt nur Geduld meine Lieben, wenn es das Schicksal will, bin ich bald wieder bei Euch. Und ich glaube, es wird nicht lange währen und Euer Hans steht vor der Tür und begehrt Einlaß. Ich hoffte, noch heute von Euch eine Nachricht zu empfangen, aber leider. Nun muß ich wieder wochenlang warten, ehe ich eine Zeile von Euch in den Händen halten darf. - - - Gestern sandte ich noch ein ganz kleines Päckchen an Euch ab, hoffentlich erreicht es Euch.

Nun verbleibe ich mit den allerherzlichsten Grüßen Euer Hans.

RÜCKSEITE:

Ernst und Fritz lassen Euch herzlich grüßen.

Hans Göder wurde am 8. November 1919 in Groß Wittfelde geboren. Der Ort mit etwa 500 Einwohnern liegt zwischen Neustettin und Baldenburg und gehörte bis 1945 zum Kreis Schlochau in der Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen.

Seit 1945 ist der Ort polnisch und trägt den Namen Biała; seit 1999 gehört er zum Powiat Szczecinek (Kreis Neustettin). Nach dem Schulabschluss machte Hans Göder eine Lehre als Schlosser.

Am 1. März 1949 trat Hans Göder in die Kriegsmarine ein. Nach der dreimonatigen Grundausbildung in der 7. Schiffs-Stammabteilung in Stralsund diente er ab dem 1. Juli 1940 in der Kanal-Überwachungsstelle in Kiel-Holtenau.

Hans Göder meldete sich freiwillig zur U-Boot-Waffe. Vom 30. September 1940 bis zum 11. März 1941 absolvierte er den U-Boot-Ausbildungslehrgang in der 1. U-Lehr-Division in Neustadt/ Holstein. Am 1. Januar 1941 wurde Hans Göder zum Maschinenge-

◀ *Dies waren seine letzten Zeilen, denn am 1.März 1944 wurde U-Moritz = U 358 versenkt. Dass seine Mutter den letzten Brief ihres einzigen Sohnes trotz Vertreibung aus Neustettin mit einhergehenden Plünderungen der wenigen verbliebenen Habseligkeiten retten konnte, bezeugt, wie wichtig ihr die letzten Zeilen ihres Sohnes waren.*

freiten befördert. Nach Abschluss der Ausbildung wurde er nach Gotenhafen (heute Gdynia) zur 22. U-Flottille versetzt, wo er bis zum 30. Januar 1942 auf dem Schul-U-Boot U 145 diente. Am 1. Januar 1942 erfolgte seine Beförderung zum Maschinenobergefreiten.

Vom 31. Januar bis zum 27. Mai 1942 besuchte Hans Göder in Kiel einen Maschinenmaaten-Lehrgang. Ab dem 30. Mai gehörte er zur Besatzung von U 358, einem neu in Dienst gestellten U-Boot des Typs VIIc. Kommandant war Kapitän-leutnant Rolf Manke. Am 1. Juni 1942 wurde Hans Göder zum Maschinenmaaten, d.h. zum Unteroffizier befördert. Nach der Frontausbildung in der Ostsee wurde das Boot Anfang 1942 nach St. Nazaire an der französischen Atlantikküste verlegt, wo es zur 7. U-Flottille gehörte.

Am 1. März 1944 wurde U 358 auf seiner fünften Feindfahrt durch Wasserbomben der britischen Fregatten GOULD, AFFLECK, CORE und GARLIES versenkt. Unter den Toten war auch Hans Göder. Sein Schicksal steht stellvertretend für die 120 000 Gefallenen der Kriegsmarine im Zweiten Weltkrieg.

Der letzte Feldpostbrief von Hans Göder gehörte zu den wenigen Habseligkeiten, die seine Mutter, Maria Emilie Göder (1889–1967), bei der Vertreibung aus Pommern mit einhergehenden Plünderungen retten konnte.

»Wenn Onkel Hans zu Besuch kam, war meine Freude einfach riesig. Zur Begrüßung schmiss er mich, die dabei laut kreischte und lachte, wiederholt hoch in die Luft und fing mich wieder auf, bis meine Mutter ihn bat: „Jetzt ist es aber genug, Hans!«

Er war ein musikalischer Mensch, sang und pfiff er doch gerne, und ihm machte es ausgesprochenen Spaß (mir natürlich auch) das Lied: »Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern ...« zu singen. »Keine Angst, keine Angst Rosmarie« wandelte er ab in »Keine Angst, keine Angst Ev-Marie«, was mir natürlich viel besser gefiel.

Allerdings erlebte ich ihn auch still, wenn er in sich gekehrt grübelnd auf dem Sofa lag. Sicher waren seine Gedanken dann bei diesem entsetzlichen Krieg und was noch werden soll. Jedenfalls schickte er mich dann mit den Worten: »Bitte geh mir aus dem Kinken.« weg.

Bild, Brief und biographische Informationen wurden dem Deutschen Marinebund in Laboe freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Frau Eva-Maria Reinhardt, der Nichte von Hans Göder, Leverkusen, früher Neustettin.

A b s c h r i f t

Bericht über den Bootsverlust von U 358

Ich habe insgesamt fünf Fahrten mit U 358 gemacht. Auf der fünften Fahrt wurde das Boot am 1.3.1944 in den Ausläufern der Biscaya von dem englischen Zerstörer ›Afflock‹ versenkt. Totaler Bootsverlust.

Unsere Besatzung bestand beim Auslaufen und noch zum Zeitpunkt der Versenkung aus 51 Mann. Lediglich zwei Kameraden – Bauer und Wagner – machten die erste Fahrt auf diesem Boot mit. Alle übrigen Kameraden waren schon vorher mitgefahren.

Unser Boot wurde in der Abenddämmerung zerstört. Ich selbst wurde unverwundet von den Besatzungsmitgliedern der ›Afflock‹ aufgefischt. Es ist unmöglich, dass irgendein Kamerad von U 358 gerettet worden ist. Ich hätte ihn sonst an Bord der ›Afflock‹ gesehen. Von einer anderen Einheit kann niemand aufgefischt worden sein, da sonst kein Schiff am Ort war. Bei dem damals herrschenden starken Seegang kann sich auch niemand lediglich mit der Schwimmweste die Nacht hindurch über Wasser gehalten haben. Im übrigen hat der englische Zerstörer das Meer nach allen Seiten hin nach etwaigen Überlebenden abgeleuchtet. Ich bin in Gibraltar an Land gesetzt worden.

Wie die einzelnen Kameraden zu Tode gekommen sind, kann ich nicht sagen. Die allermeisten sind im Boot geblieben, nur wenige nach draußen gekommen. Ich halte es für ausgeschlossen, dass außer mir noch Überlebende sind.

Ich habe nur einige Kameraden in der Erinnerung:
Bootskommandant war Kaptl. Rolf Manke. Er ist auf der Brücke gefallen.
Oberlt. Wiebe, 2.W.O.Ltn. Heinz, 3.W.O.Obstrm. Stadler,
1. WO (Name entfallen), Obersch.: Staebler und Nolting,
Maate: Simmel, Szyllawi, Zimmermann, Fruehauf, Teich,
Hirschl, Müller.
Ferner: Paul Neumann aus Dortmund, Adolf Schroeder
aus Hagen/Westf. und Willi Dressler aus Hamm.

gez. Alfons Eckert, z. Zt. in englischer Gefangenschaft

Heimatadresse der Mutter:
Frau Anna Eckert, (21 a) Münster/Westf., Ewaldisstraße 17

Wiedersehen mit der Heimat
Sommer 2003

Mein Junge, ich sage Dir von Herzen Dank,
dass du mit mir warst in meinem, deinem Heimatland!
Wir hatten eine gemeinsame, schöne Zeit
und vergaßen ein wenig die Trauer, das Leid.
Viel Geduld hast du mit mir gehabt
und voll Interesse nach der heimatlichen Vergangenheit gefragt.
Ich konnte dir soviel sagen von den glücklichen Kindertagen,
von der großen Flucht voll Angst, Tod und Not
und dass man uns vertrieben hat aus dem Heimatort.

Niemand störte unseren Gedankengang,
als wir die Stätten der Erinnerung gingen entlang.
Still und idyllisch lag vor uns der Dorfsee,
die mir vertraute Kirche grüßte von der Höh'!
Der Vilmsee berührte mich neu, wie einst als Kind.
Ruhe und Frieden man in der Unberührtheit der Natur dort find'.
Du fuhrst mit mir hin, wo die Wiege des Vaters einst stand.
Von dem großen, stolzen Gut nur noch ein paar Steine
am Wegesrand man fand.
Der reiche Ackerboden, einst so voll im Gedeih'n,
so weit das Auge konnte schau'n.
Nun liegt er fast brach dort, man glaubt es kaum.
Schmerzliche Bilder waren mit einem Mal da
und manche Erinnerung ganz nah!
In mein Herz, meine Seele hat sich tief eingebrannt
das Weh' um das schöne, verlor'ne Heimatland:
Wie waren die Tage mit dir, mein Junge,
so herrlich im Pommernland!

Hannelore Danz,
Friedrich-Rech-Straße 193 a, 56566 Neuwied
früher Sparsee



HEIMATKREISAUSSCHUSS NEUSTETTIN

VORSITZENDER UND HEIMATKREISBEARBEITER:
Dr. Siegfried Raddatz,
Jakob-Böhme-Str. 21,
51065 Köln/Buchheim,
Tel. 02 21-69 87 85
e-mail: raddatz-siegfried@t-online.de

STELLVERTRETENDE VORSITZENDE:
Ilse Waldow,
Knarrberg 79, 06846 Dessau,
Tel. 03 40-61 06 21

KASSENWARTE:
Ilse Waldow und Willi Ahrends
Adresse wie oben

I M P R E S S U M

HERAUSGEBER:
Heimatkreisausschuss Neustettin

REDAKTION:
Dr. Siegfried Raddatz,
Anschrift siehe oben
Webseite: www.neustettin.de

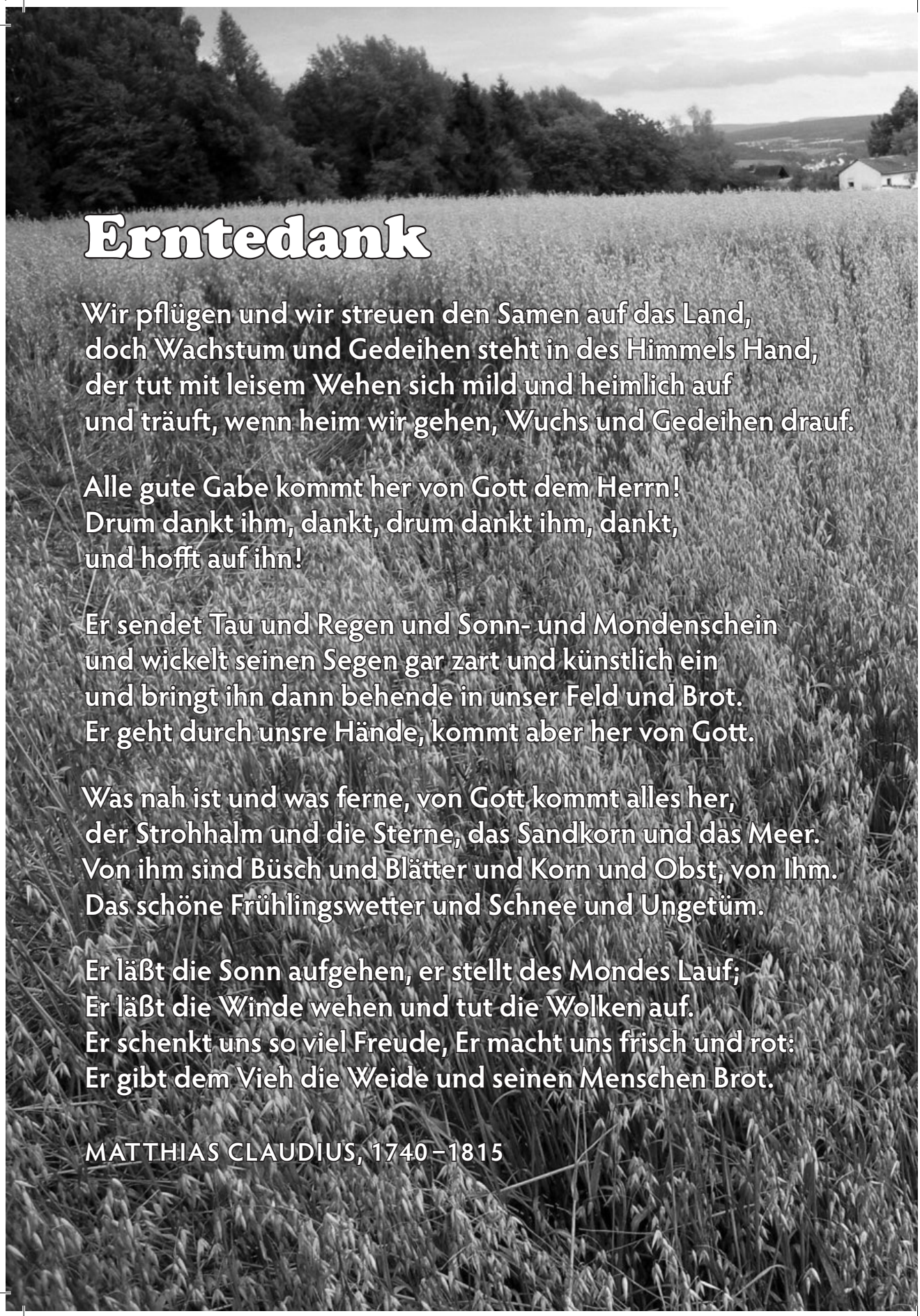
Zur Überweisung Ihrer Spende, um die wir recht herzlich bitten, benutzen Sie bitte den beiliegenden Überweisungsträger. Er liegt im Umschlag neben dem Heft, nicht im Heft.

HKA Neustettin,
Postbank Kto. Nr 649 757 100,
BLZ 100 100 10

INHALT HEFT2 / 2013

1 Liebe Landsleute!
8 Weihnachtswünsche
9 Winterfreuden in Neustettin
12 Der Engel
19 Aktuelle Bücher
20 Wir gratulieren
27 Nachruf Otto Traugott Below
29 »Kleine Heimat« im großen Europa
32 Neustettin/Szczecinek – Heimat in Europa
40 Erlebtes bewahren
41 Eröffnung des renovierten Schlosses in Szczecine
49 Besuche nach der Historiker-Konferenz
53 Adressen ehem. Bewohner
53 Praktische Hinweise für eine Reise in die alte Heimat
54 Patenschafts- und Heimattreffen Kreis Neustettin in Eutin
55 Gefangenenpost
56 Rede in Eutin
63 Heimat, Predigt Pfarrer Bonse
65 Die Pommernglocke kehrt zurück
69 Radmer, Heimatreise 2014
70 Von Nachbarn und anderen lieben Leuten
74 Die Kirche in Broklcino/Bahrenbusch
84 Meine Kindheit in Lübgust und die Flucht
88 Termine
89 Die Dynastie Schreiber
96 Die Landmaschinenfabrik Brandenburg in Neustettin
98 Hans Göder – Lebenslauf
102 Wiedersehen mit der Heimat

Bildnachweise: Archiv (71), O. Below (27), P. Bonse (63), W. Brandenburg (97), J. Gasiul (3, 29, 41), J. Klemann (54, 56, 62, 65), U. Pommerenk (5), M. Roth (7), R. Sabrowski (66, 68), F. Schreiber (89, 90), D. Severin (87), alle anderen Bilder S. Raddatz



Erntedank

Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land,
doch Wachstum und Gedeihen steht in des Himmels Hand,
der tut mit leisem Wehen sich mild und heimlich auf
und träuft, wenn heim wir gehen, Wuchs und Gedeihen drauf.

Alle gute Gabe kommt her von Gott dem Herrn!
Drum dankt ihm, dankt, drum dankt ihm, dankt,
und hofft auf ihn!

Er sendet Tau und Regen und Sonn- und Mondenschein
und wickelt seinen Segen gar zart und künstlich ein
und bringt ihn dann behende in unser Feld und Brot.
Er geht durch unsre Hände, kommt aber her von Gott.

Was nah ist und was ferne, von Gott kommt alles her,
der Strohhalm und die Sterne, das Sandkorn und das Meer.
Von ihm sind Büsch und Blätter und Korn und Obst, von Ihm.
Das schöne Frühlingswetter und Schnee und Ungetüm.

Er läßt die Sonn aufgehen, er stellt des Mondes Lauf;
Er läßt die Winde wehen und tut die Wolken auf.
Er schenkt uns so viel Freude, Er macht uns frisch und rot:
Er gibt dem Vieh die Weide und seinen Menschen Brot.

MATTHIAS CLAUDIUS, 1740–1815


SKA



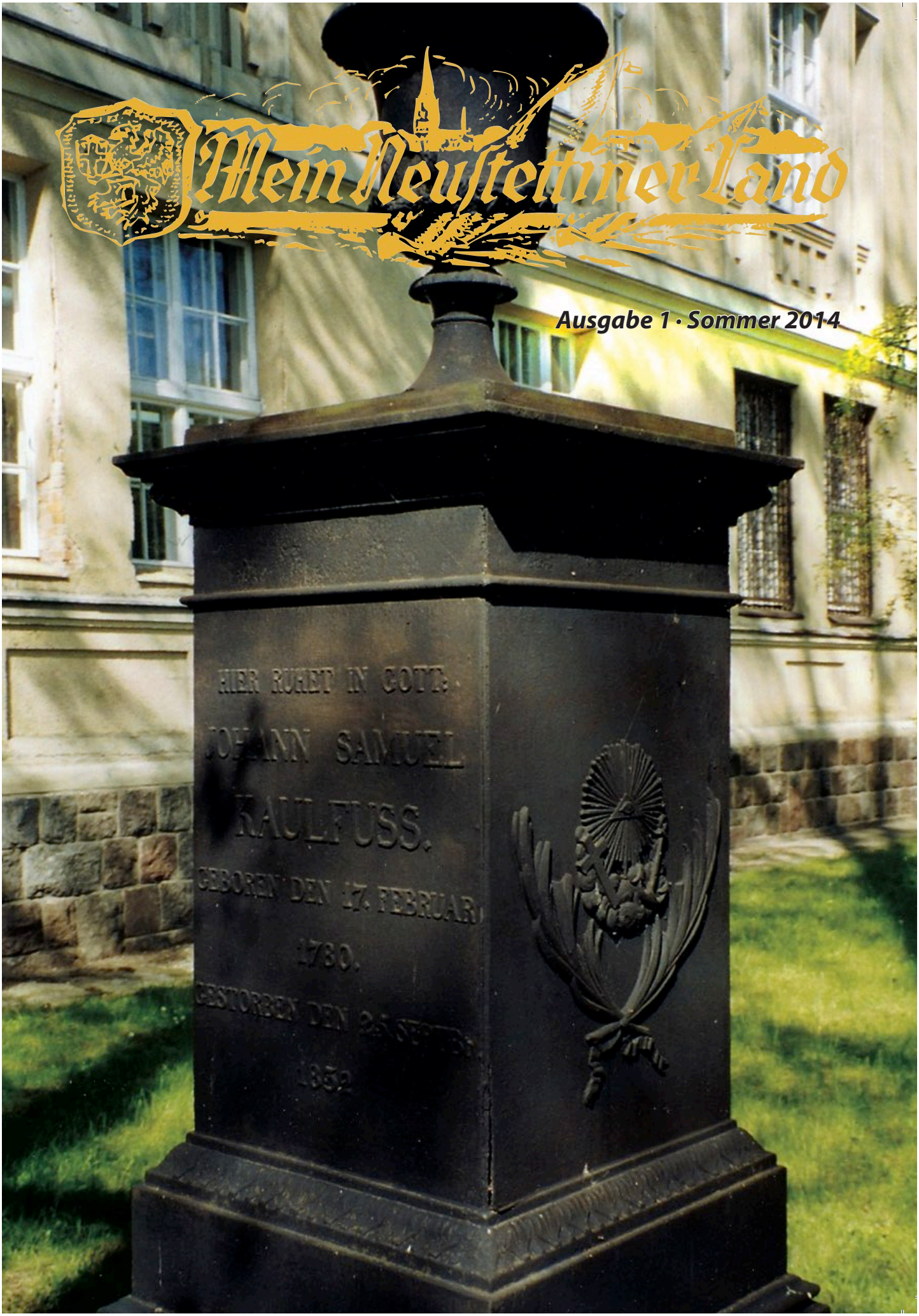




Erntedankfest
Marienthron/Świątki
15. September 2013

Mein Neustettiner Land

Ausgabe 1 · Sommer 2014





Kirche in Stepen/Stępień

Liebe Landsleute!

Willi Ahrends (84) ist tot! Ganz plötzlich verstarb er am Sonntag, den 20. Mai 2014. Als er morgens die Küche betrat – seine Frau Ilse Waldow (82) hatte schon den Frühstückstisch gedeckt – strauchelte er, fiel hin und schlug mit dem Kopf gegen die Herdkante. Er war bewusstlos, die Wunde blutete stark. Schon nach zehn Minuten war ein Notarzt zur Stelle, aber man konnte ihn nicht wiederbeleben.

Ein Schock! Ilse war total verzweifelt. Für kurze Zeit zog sie zu ihrer Tochter, denn in ihrem Haus in Dessau-Roßlau wollte sie nicht bleiben. Mittlerweile hat sie eine schöne Wohnung in einem Heim mit ›Betreutem Wohnen‹.

Während Willi Ahrends von Rügen stammte, ist Ilse Waldow in Augustenhof bei Grünewald geboren worden. Beide erlebten die DDR bis 1989. Danach suchten sie Kontakt zu den Pommern. Gleich nach der Wiederbelebung des Heimatkreises Neustettin übernahm Ilse die Kassenführung, und Willi half ihr dabei. Dies ist eine wichtige, verantwortliche Arbeit, die sehr viel Umsicht und Genauigkeit und sehr viel Zeit erfordert. Immer stimmte alles, immer wurden die HKA-Kollegen bestens informiert, so dass wir beiden Dank und große Anerkennung schuldig sind.

Ilse Waldow hat sich bereit erklärt, als stellvertretende Vorsitzende das Amt der Kassenwartin weiterzuführen, wobei ihre Tochter Heidrun Steinig sie unterstützen wird. Ihr Willi wird ihr sehr fehlen.

Die Beisetzung der Urne soll am 21. Juni 2014 in Dessau-Roßlau stattfinden. Wir werden seiner gedenken und noch oft an ihn erinnert werden und uns fragen: »Wie hätte er es gemacht?«

Auf dem Titelbild dieser Ausgabe sehen Sie eine Fotografie des schönen Denkmals für **Johannes Samuel Kaulfuss.** Es steht auf der Seeseite des Gebäudes der ehemaligen Fürstin-Hedwig-Schule.

Zeit und Witterung haben es marode werden lassen. Die Kanten des Quaders stehen bis zu einem Zentimeter auseinander. Eine Renovierung ist dringend vonnöten!

In einer Gemeinschaftsaktion von Stadt und Kreis Szczecinek. den ehemaligen Fürstin-Hedwig-Schülern und den Neustettinern aus Stadt und Kreis soll es gründlich saniert werden. Eine Expertise (von Wiesław Adamski aus Szczecinek) liegt schon seit Oktober

2012 vor. Die Arbeitskosten (ex Transport) benannte er mit 30 000 Złoty (etwa 7 500 Euro).

Aber wie es bei Gemeinschaftsprojekten oft geschieht, man kommt nicht auf einen gemeinsamen Nenner. Zur Zeit scheint der Beginn der Arbeiten von der Genehmigung des Konservators abzuhängen. Von ihm kam aber schon der Einwand, 30 000 Złoty seien zu wenig.

Trotz dieses Aufschubs hoffe ich, dass mit den Arbeiten noch in diesem Sommer begonnen werden kann.

Wer war nun dieser Johannes Samuel Kaulfuss?

Er wurde 1780 in Poznań geboren, dem späteren Posen, Hauptstadt der preußischen, zweisprachigen Provinz gleichen Namens. 1824 wird er als Schulleiter an die renommierte Fürstin-Hedwig-Schule (gegründet 1640) in Neustettin versetzt.

War die Schule bei seiner Ankunft mit lediglich 66 Schülern von der Schließung bedroht, so gab es bei seinem Tod schon wieder 205 Schüler. Kaulfuss kümmerte sich sehr um die polnische Sprache (»Über den Geist der polnischen Sprache. Eine Einleitung in die polnische Literaturgeschichte«) und trug nachhaltig zum gegenseitigen Verständnis von Deutschen und Polen bei (Polen existierte nach den polnischen Teilungen und dem Wiener Kongress praktisch nicht mehr).

Nach seinem Tod 1832 stifteten die ehemaligen Schüler des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums ihm ein Denkmal mit der Inschrift ›SEIN GUTES GING AUF ANDERE ÜBER‹. Dieses Denkmal stand früher bei der Nikolaikirche und kam nach dem Krieg an den heutigen Platz. Es wird von Polen wie Deutschen gleichermaßen hochgeschätzt!

Des Weltkriegs (seit dem 2. nennt man ihn den 1.) soll in diesem und im nächsten Heft gedacht werden. Einhundert Jahre sind seit dem Beginn vergangen. Während im Winterheft die Chronologie aufgezeigt werden wird, werde ich in diesem Heft darüber berichten, wie die Kriegszeit von 1914 bis 1918 in Neustettin erlebt wurde. Eine Grundlage hierfür schafft das Buch ›Neustettin im Weltkrieg‹, das der Pfarrer Robert Cartsburg geschrieben hat im ›Auftrag des Magistrats‹ und das von der Norddeutschen Presse 1917 herausgegeben wurde.

Für uns heute ist es verblüffend, mit welch einer Begeisterung die Neustettiner (und nicht nur die Bürger dort!) den Kriegsbeginn

begrüßten. Fröhlich und mit Blumen und Musik verabschiedete man die Soldaten am Bahnhof, und auch ihre Gesichter zeigen meist ein Lächeln.

Zunächst folgte einem Sieg ein anderer, und die Freude und auch Stolz darauf waren größer als die Trauer über Verwundete oder Gefallene. Erst nach und nach – und natürlich individuell unterschiedlich – änderte sich die Stimmung. Die Siege gehörten zum Alltag, aber nach und nach fragte man sich, wann der entscheidende Endsieg komme. Hatte man den Krieg fast wie eine Kaffeefahrt begonnen und geglaubt, dass er schnell und natürlich siegreich beendet würde, so wandelte sich die Stimmung. Der Bürger wurde nachdenklich, nicht zuletzt auch wegen der Versorgungslage. Der Krieg wurde zu einer ›Frage des Magens‹, wie der Autor es nannte.

Während die Menschen in den Großstädten schon darbten, ging es den Neustettinern meist nicht schlecht. Jeder hatte Freunde oder Bekannte in den Dörfern ringsum, die schon mal Kartoffeln, eine Seite Speck oder Eier gaben/verkauften.

Entscheidend für die spätere Niederlage war der Kriegseintritt der USA. Und dann ging alles ganz schnell. Hatte man noch die eigene Überlegenheit und Siegesgewissheit im Kopf, so wurde man schon mit dem 14-Punkte-Plan Wilsons für einen Waffenstillstand konfrontiert. Nicht die ernste Situation erkennend, lehnte man die Annahme ab, man fand das als anmaßend.

> Jeden Augenblick
> des Lebens,
> den günstigsten
> so wie den ungünstigsten,
> zum bestmöglichsten
> zu machen,
> darin besteht die Kunst
> des Lebens.
>
> G. C. LICHTENBERG

Was dann in Versailles von den Siegermächten beschlossen und den Verlierern diktiert wurde, war weitaus schmerzlicher. Schon damals wiesen weit schauende Leute darauf hin, dass dieses Diktat Ausgangspunkt für einen Folgekrieg werden könne. Und so kam es dann ja auch!

Parallel dazu fand in Berlin die Revolution statt. Der Kaiser trat zurück und ging ins Exil. Einer Regierung folgte die andere, die politische Lage war äußerst instabil.

In Neustettin erhielt man diese

Informationen nur scheibchenweise – fast ausschließlich über die Norddeutsche Presse. Ehe man sich versah, gab es auch in Neustettin Arbeiter- und Soldatenräte. Und so manch einer fragte: Warum überhaupt dieser Krieg? Oder: Haben wir dafür gekämpft, haben dafür so viele Soldaten in einem grausamen Krieg ihr Leben lassen müssen?

Eine neue Zeit hatte begonnen!

Heute (12. Juni 2014) beginnt in Brasilien die **Fußball-Weltmeisterschaft (WM),** ein hoffentlich sehr fröhliches Ereignis, das auch darauf hinweisen kann, dass es in Brasilien noch sehr viel zu verbessern gibt. Mögen es wieder heitere Spiele werden, bei denen die beste Mannschaft gewinnt.

Sollte dies – auch mit Glück – die deutsche Mannschaft sein, so wollen wir uns darüber freuen!

Kürzlich hörte ich sagen, der Fußball sei eine Ersatzreligion geworden. Die Kirchen sind leer, die Stadien voll. Und in der Tat gibt es Parallelen: Messen und Gottesdienste werden von den Spielen der Bundesliga ersetzt, die großen Kirchenfeste durch EM, WM oder die Champions League, und Heilige hat man auch schon, mögen sie Maradona, Beckenbauer, Ronaldo oder Pepe Guardiola heißen.

Immerhin hat man viele Fußball-Großereignisse mit einem moralischen Korrektiv versehen: ›RESPECT‹. Wenn dies nicht eine flüchtige Formel ist, sondern zu Nachdenklichkeit und zu einer veränderten Meinung führt, dann ist das ein großer Gewinn!

Zum Schluss möchte ich auf ein für uns sehr wichtiges, wenngleich wohl betrübliches Thema zu sprechen kommen, auf unser **Heimatmuseum Kreis Neustettin** in unserer Patenstadt Eutin.

Was 1992 so hoffnungsvoll begann (Ulrich Schreiber!), könnte im nächsten Jahr enden. Wir ehemaligen Neustettiner können das Museum aus eigener Kraft nicht (be-)halten. Nachlassende Spenden und sinkende Besucherzahlen sprechen eine deutliche Sprache.

Deshalb appelliere ich hiermit an Sie, vor einer eventuellen Schließung unser Museum wieder einmal zu besuchen zu Ihrer (und Frau Kennels!) Freude.

Ich wünsche Ihnen einen schönen, abwechslungsreichen Sommer – möglichst ohne Unwetter!

(Und doch kann sich so manch einer von uns an die dramatischen, schweren Sommergewitter in Pommern erinnern!)

Ihr Siegfried Raddatz

Ansprache zum Neujahrsempfang der Stadt Eutin am 12. Januar 2014

PROPST MATTHIAS WIECHMANN

Lieber Herr Dieter Holst!
lieber Herr Klaus-Dieter Schulz –
Bürgervorsteher und
Bürgermeister unserer Stadt!
Lieber Herr Georg-Wilhelm
Prinz zu Waldeck!
Liebe Eutinerinnen und Eutiner!
Liebe Gäste!

Auch bei Ihnen in den Wohnungen und Häusern, im Rathaus und in den Geschäften werden jetzt der Tannenbaum abgeschmückt und entsorgt sein und der Weihnachtsschmuck wieder sorgfältig in den Kartons für die kommende Festzeit verpackt!

Ich weiß nicht, wie es Ihnen damit ergeht. Mich hat dieser Moment des Weges in den Keller – mit den Kartons unterm Arm – immer etwas wehmütig gestimmt – bis, ja, bis ich es mir angewöhnt habe, immer ein Teil des weihnachtlichen Schmuckes stehen oder liegen zu lassen: eine nur halb abgebrannte rote Kerze, eine Krippenfigur oder einen Strohstern. Ich weiß von etlichen unter Ihnen, die es auch so halten.

BERTOLT BRECHT

Vergnügungen

Der erste Blick aus dem Fenster
am Morgen
Das wiedergefundene alte Buch
Begeisterte Gesichter
Schnee, der Wechsel der Jahreszeiten
Die Zeitung
Der Hund
Die Dialektik
Duschen, Schwimmen
Alte Musik
Bequeme Schuhe
Begreifen
Neue Musik
Schreiben, Pflanzen
Reisen,
Singen
Freundlich sein

Ich habe an diesem Jahresanfang diesen kleinen Engel vor der Dunkelheit im Karton bewahrt! Ein Engel, der mich und heute auch Sie noch lange, noch möglichst weit in dieses angebrochene neue Jahr hinein, im Licht des Geschehens der Christnacht halten soll. Weil ich meine: das wäre das Beste, was uns passieren könnte! Das Beste für uns persönlich wie für unsere Stadt! Für das Leben:

Wenn Weihnachten Fortsetzung fände im nun schon wieder einsetzenden Alltag unseres Lebens mit seiner Unruhe, seinen Herausforderungen und Belastungen! Weihnachten soll weitergehen im unserem Leben!

Ja, das wünsche ich einer jeden und einem jeden von uns und unserer Stadt im ganzen!

Das wünsche ich persönlich und auch für unsere Kirchen sowie die christlichen Gemeinschaften, die uns ökumenisch verbunden sind.

Dass Weihnachten sich in den Wochen und Monaten dieses neuen Jahres durchhalten und leben lasse!

Nicht immer und ständig, was überfordern wäre; aber immer öfter und beherzter: Weihnachten leben; das, was es bedeutet:

Frieden auf Erden!

Leben in ganzer Fülle für alle!

Lebenssättigung mit Segen und Glück; mit göttlicher und menschlicher Nähe!

Ja, Nähe, lieber Bürgergemeinde und Christengemeinde, – das ist für mich der Extrakt aus der Christnacht; Elixier für ein persönlich glückliches und gemeinschaftlich humanes Leben. Wer sehnt sich nicht danach, – nach Nähe! Wie viel Seufzen ist darum in unserer Welt!

»Gott nahe zu sein, ist mein Glück«, bekennt ein Wort der Bibel, das als Losung über diesem Jahr 2014 steht.

Ich weiß, das klingt fromm! Für viele von uns vielleicht zu fromm, zu fremd, als dass sie sich darin wiederfinden könnten.

Aber das möge ja gerade als Botschaft der Christnacht noch in uns nachklingen – durchs neue Jahr hindurch!

Gott kennt unsere Sehnsucht nach Nähe! Und hat sich uns darum so nahe gebracht, wie es näher nicht geht! Ist in dem Kind von Bethlehem selbst Mensch geworden. Das ist Gottes Segen, unser Glück! Denn seitdem gilt: fast wie eine Gleichung: Gott nahe zu sein ist: Menschen nahe zu sein; Nähe – ein Segen und ein Glück!

Das also, was wir uns von Silvester an, von der Schwelle vom alten zum neuen Jahr herunter bis hierher, bis in diese Stunde des Neujahrsempfang hinein so gerne und oft gewünscht haben und wünschen: ein gesegnetes, ein glückliches Neues Jahr. Die Erfahrung also von NÄHE!

So wünsche ich Ihnen für unsere Kirchen in Ostholstein und unsere Gemeinden vor Ort jeweils ganz persönlich, liebe Eutinerinnen und Eutiner, einen Engel des

Segens an Ihre Seite auf dem Weg durch die Zeiten Ihres Jahres; also mindestens einen Menschen als Geschenk des Himmels, der Ihnen nahe bleibt mit himmlischer Geduld und Gelassenheit, wenn Sie sich getrieben fühlen!

Der Ihre Seele sättigt mit Humor, tröstender Freude und Unternehmungsgeist, wenn Sie sich lebenshungrig fühlen.

Der Sie versteht – auch ohne Worte; mit Ihnen redet, wenn Sie gute Worte brauchen! Ich wünsche Ihnen also, was die Lyrikerin Mascha Kaléko als Sentenz für ihr eigenes Leben einmal so festgehalten hat: »Man braucht nur eine Insel im weiten Meer. Man braucht nur einen Menschen; den aber braucht man sehr.« und Glück wünsche ich unserer Stadt. Das sind für mich Menschen, die anderen Menschen nahe zu kommen bereit sind.

Die dazu auch Grenzen der gesellschaftlichen Milieus und der sich auch bei uns in der Kleinstadt schon ausbildenden Parallelwelten überwinden.

Glück für die Stadt sind Menschen, die sich nicht scheuen, dorthin zu sehen und zu gehen, wo sie gebraucht werden. Die für einen Geist, eine Atmosphäre der Menschlichkeit sorgen, in der Berührungsängste überwunden werden.

In dieser Hinsicht kann sich unsere Stadt glücklich schätzen, schon viele solcher Menschen in ihren Mauern zu haben, die aus Menschenfreundlichkeit hingehen, hingucken und die Hände rühren.

Wie wäre es wohl um den Frieden in unserer Stadt, um die materielle und seelische Lebenssättigung einer immer noch steigenden Anzahl von Mitbürgerinnen und -bürgern Eutins bestellt ohne die Frauen und Männer der Eutiner Tafel, des kirchlichen Mittagstisches und Sozialdienstes, der Betreuungsvereine, der Serviceclubs, des Kinderschutzbundes und vieler sozialer Dienste und Einrichtungen mehr?

Ja, dieses Glück, Menschen in ihren Toren zu haben, die anderen Menschen nahe kommen, hat unsere Stadt Eutin schon! Und sie verdiente davon noch mehr!

Wie unsere Gesellschaft insgesamt. Noch mehr weihnachtlich bewegte Menschen, die ihren bisher vielleicht eher auf rein wirtschaftliche und politische Motive ausgerichteten Blickwinkel zu weiten bereit werden und mit danach schauen und sorgen, was wir für den Erhalt unserer Menschlichkeit brauchen.

Für mich zählt dazu: Raum und Zeit zur Ruhe und zur andächtigen Stille; zum vom sonstigen Trubel freigehaltenen würdevollen Gedenken unserer verstorbenen Menschen an den dafür eingerichteten und geschützten stillen Feiertagen!

Das Weihnachtsgeschäft hat sein Recht und seine Zeiten im Dezember wie das respektvolle Erinnern und Gedenken und Trauern um unsere Toten im November.

Eine Gesellschaft, die, wie zuletzt auch in Ostholstein erlebt, eine Vermischung zulässt, entgrenzt die Zeit, verhindert Lebensnähe und büßt somit an Humanität ein.

Die aber soll doch zunehmen! Und damit das Glück, das es bedeutet, einander nahe zu sein. Und Verständnis füreinander zu haben. Und Respekt füreinander aufzubringen. Und Toleranz und Nächstenliebe zu üben!

Noch einmal: etwas Besseres können wir uns doch gar nicht vornehmen als dass auf diese Weise Weihnachten weitergeht – an möglichst vielen Tagen auch dieses Jahres 2014!

Mut und Kraft und Phantasie dazu aus Gottes Segen, also weihnachtlich zu leben, – nicht immer, aber immer öfter und anhaltender, das wünscht sich selber und Ihnen – von dieser Seite aus zum letzten Mal –

Ihr Propst Wiechmann.





HEIMATKREISAUSSCHUSS NEUSTETTIN

VORSITZENDER UND HEIMATKREISBEARBEITER:
Dr. Siegfried Raddatz,
Jakob-Böhme-Str. 21,
51065 Köln/Buchheim,
Tel. 02 21-69 87 85
e-mail: raddatz-siegfried@t-online.de

STELLVERTRETENDE VORSITZENDE:
Ilse Waldow,
Knarrberg 79, 06846 Dessau,
Tel. 03 40-61 06 21

KASSENWARTE:
Ilse Waldow und Willi Ahrends
Adresse wie oben

IMPRESSUM

HERAUSGEBER:
Heimatkreisausschuss Neustettin

REDAKTION:
Dr. Siegfried Raddatz,
Anschrift siehe oben
Webseite: www.neustettin.de

Zur Überweisung Ihrer Spende, um die wir recht herzlich bitten, benutzen Sie bitte den beiliegenden Überweisungsträger. Er liegt im Umschlag neben dem Heft, nicht im Heft.

HKA Neustettin,
Postbank Kto. Nr 649 757 100,
BLZ 100 100 10

INHALT HEFT 1 / 2014

1 Liebe Landsleute!
5 Ansprache zum Neujahrsempfang der Stadt Eutin, Januar 2014 Probst Matthias Wiechmann
10 Wir gratulieren
14 Todesanzeigen
19 Mein Pommern
20 Der Pommer / Danz im Kraug
21 Erster Weltkrieg
22 Neustettin im Weltkrieg
29 Polnische Landschaft
30 Reichskristallnacht – Reichpogromnacht
33 Die Verfolgung der Juden in Tempelburg
35 Fragen zum Heimatrecht
39 Aktuelle Bücher
40 Porträt Martin Bahlmann
48 Vom Schulwesen in Priebkow
50 Erlebtes bewahren
60 Taufengel in Pommern
62 Leben mit Tieren
70 Gefangenenpost
71 Brief von Ursula Rosenow
76 Rund um den Streitzigsee
79 Was der Streitzigsee für Neustettin war
80 Mein Neustettiner Land
81 Die Dynastie Schreiber
87 Konzert als Versöhnungsbeitrag
90 Termine
91 Erste Holzpantinen im Erdbunker gefertigt
95 Von Nachbarn und anderen lieben Leuten
101 Meine Kindheit in Lübgust und die Flucht
108 Gedicht, Kurt Tucholsky

Bildnachweise: Archiv: Umschlag 1, 2 Archiv J. Horn: 23,25,32,72, 73, 75 B. Becher Carus 61 J. Gasiul 31 S. Geske 91– 94 Heimatmuseum Euttin 102, 105, 107 W. Mertins 62 –65 U. Rosenow 71 M. Schmidt 29 U. Schreiber 81– 83 H. v. Sahlen 85 U. Thiel 52 – 57 D. Westphal 30 alle anderen Bilder S. Raddatz

Die Seiten

10 bis 18

sind im Internet leider nicht verfügbar!

MEIN POMMERN

Jüngst hört ich, wie von meinem Heimatlande, von meinem Pommern, man verächtlich sprach.
Ein hässlich Land, arm, voll Sumpf und Sande, und Pommerns Volk, den anderen noch weit nach.
Das sagte ich: »Verzeiht, ich möchte fragen, habt Ihr mein Pommern denn schon recht gesehn?
Schon Rügen, wo der Stubnitz Höhen ragen und wo der Stubbenkammer Felsen stehn?
Seid von Stettin Ihr schon zum Strand gefahren und von Stettin hinauf den Oderstrom?
Saht Pommerns Seen Ihr, die spiegelklaren, und schrittet Ihr durch Pommerns Waldesdom?
Zogt Ihr entlang schon den Forellenbächen in unsrer Schweiz beim lieblichen Polzin?
Saht Ihr die körnerschweren Weizenflächen bei Pyritz, Rügenwalde und Demmin?
Habt Rügenwalder Spickbrust Ihr gegessen, Stralsunder Flundern und Kösliner Wurst?
Habt Ihr in Pommern irgendwo gesessen, mit Pommernbräu zu stillen Euren Durst?
Saht in Stettin Ihr schon die vielen Masten, wie sie geschäftig ziehen ihre Bahn
und Tag und Nacht nicht ruhen oder rasten?
Und saht Ihr schon den mächtigen ›Vulkan‹?
Und lerntet Ihr schon Pommerns Frauen kennen, so treu, so lieb, das Herz am rechten Fleck?
Und hörtet Ihr schon Pommerns Männer nennen, Ernst Moritz Arndt, Joachim Nettelbeck?
Und wisst Ihr, wie sich jetzt im Völkerringen die alte Pommerntreue neu bewährt?
Wie sie daheim in Pommern Opfer bringen, und wie da draußen kämpft das Pommernschwert?«
So fragte ich, und alle, alle schwiegen. Sie schwiegen, da mein Wort sie überwand.
Und dieses Wort soll jeden gleich besiegen, der Dich verachten will, mein Pommernland!

Von einer Grußkarte aus Labes in Pommern

Das Glück

Richard Zoozmann

Es huscht das Glück von Tür zu Tür,
klopft zaghaft an: »Wer öffnet mir?«
Der Frohe lärmt im frohen Kreis
und hört nicht, wie es klopft so leis'.
Der Trübe seufzt: »Ich lass' nicht ein,
nur neue Trübsal wird es sein.«
Der Reiche wähnt: »Es pocht die Not.«
Der Kranke bangt, es sei der Tod.
Schon will das Glück enteilen sacht,
denn nirgends wird ihm aufgemacht.
Der Klügste öffnet just die Tür.
Da lacht das Glück: Ich bleib' bei Dir!

Der Pommer

Ein Pommer kommt ins Himmelreich
und denkt, vor Gott sind alle gleich.
Doch Petrus schaut ihn an und spricht:
»Ein' Pommer im Himmel brauch' ich nicht.
Fahr' lieber Du hinab zur Erden,
damit die Menschen wie Pommern werden.«
Und Petrus spricht mit Blitz und Donner,
ein glücklicher Mensch ist nur ein Pommer.
Ein Pommer muss mal einen heben.
Sein Leben lang will er nur streben.
Das hat er immer so getan,
drum fängt er auf der Erd' gleich an.
Er ist zwar still, auch etwas schüchtern,
betrachten tut er alles nüchtern.
Drum baut er sich zuerst ein Haus
und schmückt es gleich von innen aus.
Nun fängt er wieder an zu sparen.
Er will 'ne Frau und Kinder haben,
damit die Menschen hier auf Erden,
wenn möglich alles Pommern werden.
Jetzt hat er alles gut bestellt,
den Pommer gibt's auf der ganzen Welt.
Ein jeder kann es ja doch sehen,
wo seine neuen Häuser stehen.
Der Pommer ist ein Pferdefreund,
den Petrus das besonders freut.
Als Dank dafür lässt er ihn fahren
gen Himmel zu den alten Ahnen.
Nun schaut herab vom Himmel er
auf sein geschaffen Pommern-Heer.
Im Himmel ist er nie allein,
denn Engel können nur Pommern sein!

H.J. Schumann

eingesandt von Günter Geske
aus Leverkusen, früher Lümzow

Danz im Kraug

De Moagd: Rasch de grote Hausflur schüre
un de Deig taom Backe süre,
Köf afmelke in de Ri
un denn is de Tiet vörbi.
Arbeet givt dat mehr als naug!
Flink tau:
Hüt is Danz im Kraug!

De Knecht: Runner mit dem Feure Hö,
Reuwe maohle för de Köh,
kalwt doch wol kein vör de Tiet,
ok de Sög is bol so wiet.
Arbeet giwt dat nehr as naug!
Flink tau:
Hüt is Danz im Kraug!

De Dochter: Nu arstmaol dat Ete koacke,
Heuhner ok taom Futtre locke,
Rüsche möte noch an't Kleed,
ne, wo doch de Tiet vergeht!
Arbeet giwt dat mehr as naug!
Flink tau:
Hüt is Danz im Kraug!

De Söhn: Ran! Bevör wi düchtig fiere,
möt wi noch dat Hackels schniere,
Haofer sichte för de Peer,
süss geht noch de Buer tau kehr.
Arbeet giwt dat mehr as naug!
Flink tau!
Hüt is Danz im Kraug!

De Buer: Wenn man de junge Lüür so süht,
mutt man sik doch wunnere hüt.
Weit woll, wat dorhinner steckt:
in miene Bein' dat ok noch treckt.
Morge giwt dat mehr as naug!
Laot sein:
Hüt is Danz im Kraug!

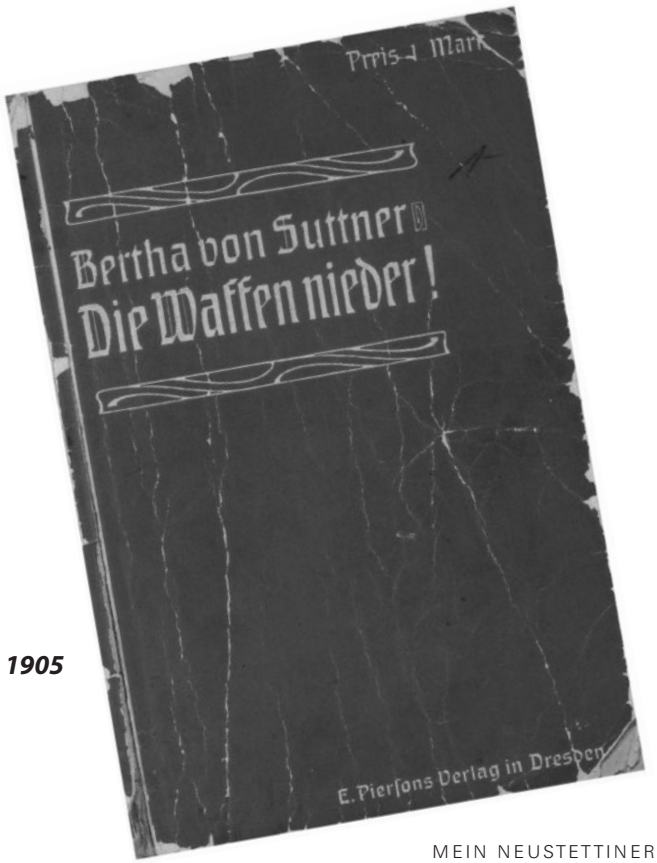
Aus Fritz Raeck, Pommersche Literatur

Erster Weltkrieg

WIKIPEDIA

Der Erste Weltkrieg wurde von 1914 bis 1918 in Europa, dem Nahen Osten, in Afrika, Ostasien und auf den Weltmeeren geführt und forderte rund 17 Millionen Menschenleben. Der Krieg begann nach dem Attentat von Sarajevo mit der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien am 28. Juli 1914 und endete mit dem Waffenstillstand von Compiègne am 11. November 1918, der einen Sieg der aus der Triple-Entente hervorgegangenen Kriegskoalition bedeutete.

Wesentliche Kriegsbeteiligte waren Deutschland, Österreich-Ungarn, das Osmanische Reich und Bulgarien einerseits sowie Frankreich, Großbritannien und das Britische Weltreich, Russland, Serbien, Belgien, Italien, Rumänien, Japan und die USA andererseits. 40 Staaten beteiligten sich am bis dahin umfassendsten Krieg der Geschichte, insgesamt standen annähernd 70 Millionen Menschen unter Waffen.



Roman von 1889
Friedensnobelpreis 1905

Neustettin im Weltkrieg

Kriegschronik der Stadt Neustettin von Pastor Robert Cartsburg

NORDDEUTSCHE PRESSE, FEBRUAR 1917

… sodann gilt es, für kommende Geschlechter die Erinnerung an die gewaltige Zeit festzuhalten zu ihrem Nutz und Frommen, damit sie für sich daraus lernen und Fehler vermeiden, wie sie vorgekommen sind.

… da die Zahl der aus unserer Stadt zu den Fahnen Einberufenen weit über 1000 hinausging.

Mit wie vielen Hoffnungen zogen wir in den Krieg! Darunter war auch die: Wenn erst der Krieg zu Ende ist – und lange kann es ja nicht dauern – dann wird alles so sein, wie es einstmals war.

Stimmungsbilder aus Neustettin bei Kriegsausbruch und während des Krieges

In Sarajewo (Bosnien), wo er zu militärischen Zwecken weilte, waren der Thronfolger Österreichs-Ungarns, Erzherzog Ferdinand und seine Gemahlin den Revolverschüssen eines serbischen Mordbuben am 28. Juni 1914 zum Opfer gefallen. Nach einer Frist erfolgte seitens der Donaumonarchie der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Serbien und die Eröffnung der Feindlichkeiten am 25. Juli 1914. Russland hatte schon am Tag zuvor erklärt, dass es den Serben beistehen wolle. Kaiser Wilhelm war am 27. Juli von einer Nordlandreise zurück nach Berlin gekommen. Auch die Bürger Neustettins gerieten in große Aufregung. Am Freitag, den 31. Juli, gab es am Bezirkskommando rote Anschläge:

Durch Kaiserliche Verordnung ist der Bezirk der Kreise Rügens, … und Neustettin Kriegszustand erklärt. Die vollziehende Gewalt geht an die Militärbefehlshaber über …

Veröffentlichungen und Mitteilungen über militärische Angelegenheiten sind verboten.
Stettin, den 31. Juli 1914

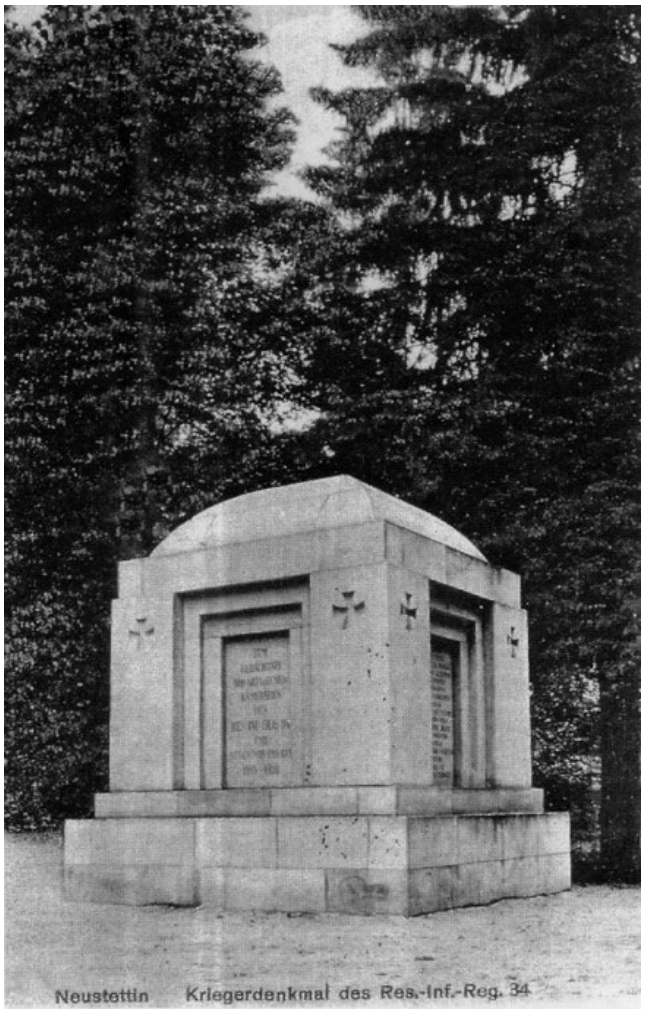
Sofort nach Bekanntwerden dieser Verordnung ist die König-

straße voller Menschen, die zu Fuß oder zu Rad zum Bezirkskommando eilen, um durch eigenen Augenschein sich von den Anschlägen zu überzeugen. Auf den Straßen bilden sich mehr noch als an den Tagen vorher Gruppen, die die Lage lebhaft besprechen. Vor der ›Norddeutschen Presse‹ stauen sich die Menschen, um die dort angeschlagenen Notizen, Bekanntmachungen und Telegramme zu lesen. Auf der Post wie auf dem Landratsamt arbeiten die Beamten in fieberhafter Tätigkeit, oft die Nächte hindurch.

So kommt der 1. August heran. Je weiter die Zeit vorrückt, desto erhöhter wird die Spannung, desto erregter die Ungeduld. Als um 4 Uhr nachmittags noch keine Nachricht da ist, ob Krieg oder Frieden (es war bekannt geworden, dass bis mittags die Entscheidung fallen sollte), beginnt eine leise Enttäuschung Platz zu greifen. Da – es ist eben 6 Uhr durch – kommt ein Radler die Königstraße entlang und gibt Kunde von der erfolgten

Mobilmachung.

An der Post hängt ein kleiner, unscheinbarer Zettel mit einer kurzen und doch so inhaltsschweren Nachricht: »Mobilmachung bekannt gegeben. Erster Mobilmachungstag: 2. August …



Am Tage darauf, Sonntag war's, war die Kirche überfüllt... Auf den Straßen wieder wie gestern wogende Begeisterung. In den Anlagen war der Verkehr am Sonntag nachmittag sehr gering; die Motorfahrt auf dem Streitzigsee ruhte vollständig …

Vom zweiten Mobilmachungstag, vom Montag, den 3. August ab, gewann unser Städtchen ein völlig verändertes Aussehen. Zu

Hunderten kamen die Einberufenen und wurden hier teils eingekleidet, teils zu Sammeltransporten zusammengestellt und mit der Bahn in andere Garnisonen befördert. Die Stadt wimmelte von Uniformen …

Um Ausschreitungen zu verhindern, war der Ausschank von Alkohol in jeglicher Form verboten …

Gleichzeitig mit der Aushebung von Mannschaften fand eine solche von Pferden statt. Auf dem Weinbergplatz wurden 1837 Pferde ausgemustert, während noch mehr den Besitzern blieben …

Mit Eintreten des Kriegszustandes trat auch das Sanitätswesen in Tätigkeit. Kehren wir zurück zu unserer Truppe, zu unseren 34ern. Sie waren zum Ausmarsch bereit. Am Freitag, den 7. August, abends ½ 9 Uhr geleitete eine unabsehbare Menschenmenge die 34er zur Bahn, die unter schmetternden Klängen und frohen Gesängen zum Städtchen hinaus marschierten …

Am Bahnhof stand ein ungeheuer langer Zug Richtung Osten, Richtung Russland. Die Wagen waren zum Teil mit frischem Grün geschmückt, auch mit Inschriften wie ›Eilgut nach Russland! Berliner Jungens‹, auch sah man: ›Jeder Schuss – ein Ruß. Jeder Stoß ein Frannzos‹ Die Stimmung der Leute war begeistert: Auf dem Bahnhof reichten sich Krieg und Frieden geschwisterlich die Hand …

Dass sofort die Feldpost ins Leben trat, ist selbstverständlich – alle Postkarten und Briefe der Feldzugsteilnehmer an ihre Angehörigen und die Sendung dieser an jene genossen Portofreiheit.

Einen großen Einfluß übte die Mobilmachung selbstverständlich auf den Handel und Geldverkehr aus. Um einer Bewucherung der Bevölkerung vorzubeugen, setzte das Garnisonskommando Höchstpreise fest …

Nach der Mobilmachung

Bald wurde auch uns der Ernst des Krieges deutlich vor die Augen gestellt. In den Zeitungen erschienen die Verlustlisten. Nachdem die großen Schlachten zur Befreiung Ostpreußens geschlagen waren, durchrollten auch unseren Bahnhof fortwährend Verwundetenzüge.

Am 24. August hielten auch die ersten Verwundeten – 150 waren es – bei uns ihren Einzug.

Auch andere Boten sandte der Krieg in unser Städtchen: Flüchtlinge aus Ostpreußen. Sie hatten vor den Russenhorden fliehen müssen, hatten Hab und Gut im Stich lassen müssen, und eine gan-

ze Reihe von ihnen hatte den Weg nach Neustettin gefunden.

Aber auch die Urheber der in Ostpreußen begangenen Greueltaten sollten wir mit eigenen Augen sehen. Am 9. Oktober passierten die ersten 30 russischen Kriegsgefangenen …

Schon bald nach Kriegsausbruch hielt tiefe Trauer Einzug in Neustettin. Am 15. August kam die erste Trauernachricht in unser Städtchen. Der Elektromonteur Mendritzki von den städtischen Gas- und Elektrizitätswerken – etwa 30 Jahre alt – fand am 8. (oder 10.) August 1914 den Tod durch Verbrühen auf einem Torpedoboot. Und wieviel Leid folgte diesem ersten!



Stimmungsbilder aus der Kriegszeit

Gleich von Kriegsbeginn an wurden wir, fast möchte ich sagen, verwöhnt durch Siegesnachrichten, die natürlich sofort die rechte Siegesfreude auslösten.

22. August 14: Als ich heute früh zur Norddeutschen Presse ging, prangte die Stadt, Rathaus und Landratsamt voran, in Flaggengala.

29. August 14: Als ich W. zur Schule brachte, sah der Superintendent aus seinem Fenster und teilte mir den Eingang eines Telegramms mit, wonach die englische Armee bei St. Quentin vernichtend geschlagen sei. Es sei schulfrei. W. ging doch noch zur Schule, wo den Kindern einige Mitteilungen über den Sieg gemacht wurden. Dann ein dreifaches Hurra und Heil dir im Siegerkranz! Überall Flaggen, freudig lachende Gesichter, dazu goldener Sonnenschein und blauer Himmel …

Es wird immer stiller und trüber

Leise beginnt ein Stimmungsumschwung einzutreten, ein Umschwung nicht gerade günstiger Art. Die Länge des Krieges, die vielen errungenen militärischen Vorteile, die häufigen Siegesnachrichten wirken abstumpfend. Die Leute beginnen, sich an den Kriegszustand zu gewöhnen und daher gleichgültig zu werden.

Die schlimmsten aller Feinde eines kriegführenden Volkes sind die Verzagtheit und Schlaffheit, die Unzufriedenheit und Unlust, kurz mit einem Wort: »Das Nichtsiegen-wollen.« Für viele war ja der Krieg mehr und mehr eine Magenfrage geworden. Die Rationierung der Lebensmittel, das Sich-Einschränken-Müssen und -Sollen war den Leuten unbequem geworden. Die Frontsoldaten kehrten vom Urlaub in der Heimat oft verbittert und niedergeschlagen zum Kampfplatz zurück, so dass ein Hauptmann von der Front an seine hier wohnende Frau schrieb: »Was fangt Ihr nur mit den Urlaubern an! Ehe sie nach Hause fahren, pfeifen und singen sie und sind fröhlich. Kehren sie an die Front zurück, so sind sie gar nicht wiederzuerkennen.«

Vertreter der Stadt, des Kreises und der Kirche leisteten Aufklärungsarbeit. Die Einberufung eines Ausschusses, der 36 Mitglieder zählte, wurde für den 3. Januar 1918 vorgenommen. Die Norddeutsche Presse schrieb darüber: »Der Vorsitzende Cartsburg hielt einen Vortrag über den Zweck der Versammlung. Es geht darum, Aufklärung zu verbreiten, dass unser deutsches Volk vor den endgültigen Entscheidungen des uns aufgezwungenen Krieges steht, die nächsten Monate aber noch schwere Aufgaben und weitere Entbehrungen bringen werden. Die Zukunft unserer Existenz hängt von einem deutschen siegreichen Frieden ab. Dazu ist die ›Mobilmachung‹ des gesamten deutschen Volkes notwendig, um die kommenden schweren Monate mit festem Willen zum Durchhalten zu überstehen. Hierbei sind selbstverständlich alle politischen und wirtschaftlichen Gegensätze auszuschalten …«

Der Ernst der Lage machte es nötig, noch einmal an die Öffentlichkeit zu appellieren, und etwa 1000 Neustettiner kamen am 20. Oktober 1918 zu einer weiteren ›vaterländischen Kundgebung‹. Aufgerufen von Bürgermeister Liske wurden ›Männer und Frauen, die ihr Herz noch für ihr Vaterland

auf dem rechten Fleck haben, die noch Kriegs- und Vaterlandstreue kennen und nicht gewillt sind, ihr geliebtes Vaterland unter der Faust eines Wilson (Präs. der USA von 1913 – 21) in Schmach und Schande erstarren zu lassen. Es gab starke Worte gegen den ›großen Heuchler‹ in Amerika, gegen seine letzte anmaßende Antwortnote und gegen die gegenwärtige Regierung in Berlin, die uns einem schmachvollen Verzichtfrieden zuführen will …

Hoffentlich werde der neuen Exzellenz in Berlin (Staatssekretär Erzberger), welcher sich vermaß, nach einer Unterredung mit dem englischen Premierminister Lloyd George, binnen zwei Stunden den Frieden abzuschließen, noch die Erleuchtung für sein unverständliches Handeln kommen.

»Der deutsche Reichstag in seiner jetzigen Zusammensetzung ist keine Vertretung der wirklichen Volksmeinung. Was können wir tun? Alle an die Angehörigen an der Front schreiben und sie zum Aushalten und Durchhalten auffordern, wie wir es selbst geloben, bis zum ehrenvollen Frieden.

Neustettin am Schluss des (1.) Weltkrieges

Der Krieg war zu Ende, der Waffenstillstand da. Die dummen Deutschen waren glücklich auf den Leim gekrochen, den der Heuchler Wilson ihm hingestrichen hatte. Der Kaiser hatte, belogen und betrogen, und in der Überzeugung, seinem Volk dadurch den Frieden schneller geben und sichern zu können, auf die Kaiserkrone, nicht aber auf die Königskrone von Preußen verzichtet und war nach Holland ins Exil gegangen …

Der Frieden ließ noch lange auf sich warten. Die Revolution kam und brachte den Bürgerkrieg, dem auch mehrere Neustettiner zum Opfer fielen. Soeben hatte bei uns (in Neustettin) am 8. November 1918 die Ersatzwahl zum Reichstag stattgefunden, bei welcher der bisherige Abgeordnete, Landrat a. D. von Bonin-Bahrenbusch wiedergewählt worden war.

8. November 1918: Der Morgen bringt eine Überraschung. Der gesamte Zugverkehr ist eingestellt, damit die Revolution, die – wie es heißt – in Berlin herrscht, sich nicht ins Land ausbreitet. Infolgedessen tritt auch Postsperre ein.

Zum Krieg die Revolution

9. November 1918: Der schwärzeste Tag der deutschen Geschichte. Ein Sonderblatt bringt am Spätnachmittag die Kunde von der Abdankung des Kaisers und Kronprinzen. Nun ist aber auch alles verloren. Pfui über die Totengrä-

Im Sommer

Dünnbesiedelt ist das Land,
Trotz riesigen Feldern und Maschinen
Liegen die Dörfer schläfrig
In Buchsbaumgärten: die Katzen
Trifft trifft selten ein Steinwurf.

Im August fallen die Sterne.
Im September bläst man die Jagd an.
Noch fliegt die Graugans, spaziert der Storch
durch unvergiftete Wiesen. Ach, die Wolken
Wie Berge fliegen sie über die Wälder.

Wenn man hier keine Zeitung hält
Ist die Welt in Ordnung.
In Pflaumenmuskesseln
Spiegelt sich schön das eigene Gesicht und
Feuerrot leuchten die Felder.

SARAH KIRSCH
geb. 1935

ber des deutschen Kaiserreiches von Bethmann-Hollweg an.
10. November 1918: Abends werden durch Sonderblatt die unerhört harten Waffenstillstandsbedingungen bekanntgegeben.

Das gibt doch manch einem einen Ruck. »Dafür haben wir nun gekämpft!« höre ich einen Soldaten sagen, Ja, es werden noch manchem die Augen aufgehen, wenn erst die Vernunft wieder Einkehr hält, die den Leuten gegen Ende des Krieges völlig abhanden gekommen war und erst recht seit den trüben Novembertagen völlig fehlte.

Ein Vergnügungstaumel hat die Leute ergriffen. »Brot und Vergnügen« ist jetzt die Losung.
12. November 1918: Den Verhältnissen Rechnung tragend hat sich am hiesigen Ort ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet, der vonseiten der Behörden anerkannt wird. Wir bitten die Bevölkerung, Ruhe zu bewahren und nichts zu unternehmen, was die Ruhe und Ordnung stören könnte. Der Arbeiter- und Soldatenrat verpflichtet sich, im Einverständnis mit den Behörden, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Es wird vom Bürgermeister und den Vertretern des Arbeiter- und Soldatenrates gebeten, in ihr Wirken volles Vertrauen zu setzen.

Die Straßen der Stadt zeigen sowohl am Sonnabend wie während des ganzen Sonntags das gewohnte Bild. Dank des schönen Herbstwetters waren gestern Promenaden und Wege der Stadtumgebung von lustwandelndem Zivil und Militär stärker als sonst begangen.

Ruhe und Aufrechterhaltung der Ordnung ist jetzt erste Bürgerpflicht.

Polnische Landschaft

Poetischer als Władysław Reymont zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat kaum jemand die polnische Landschaft beschrieben. In seinem Roman ›Die Bauern‹ heißt es:

»Über den verlassenen Fluren lag Stille, und eine berauschende Süße war in der vom Sonnendunst gedämpften Luft; im hohen blassen blauen Himmel lagen hier und da gewaltige Wolken verstreut, wie Schneewälle, die von Winden aufgeballt und zerfetzt waren. Darunter ruhte, so weit das Auge reichte, graues Ackerland, einer riesigen Schale gleich, die bläuliche Wälder einkerbten – einer Schale, durch die der Fluß, wie ein silbernes Gespinst im Sonnenlicht aufklingend, in Windungen zwischen Erlen und Uferweiden hervorblitzte, … Hin und wieder ergossen sich Rinnsale von Gold in das silbrige Grau – Lupinenfelder mit gelben, duftenden Blüten … schläfrig lagen die sandigen Wege da, und über ihnen strebten Reihen mächtiger Pappeln langsam die Höhe empor, den Wäldern entgegen.«

Aus »5mal Polen« von Lisaweta von Zitzewitz, Hamburg



Reichskristallnacht – Reichspogromnacht

Die Synagoge brennt

18 temat szczecinecki - co tydzień styczeń 2014 www.temat.net - codziennie

Szczecinek na starym zdjęciu (168)



Dieses Archivbild wird zum ersten Mal in der polnischen Presse veröffentlicht. Es wurde uns zur Verfügung gestellt von Dr.Siegfried Raddatz, dem Vorsitzenden des HKA Neustettin (HKA = Vereinigung der früheren Bewohner der Stadt und des Kreises Neustettin). Das Bild wurde im Januar dieses Jahres dem HKA zugeschickt von Herrn Dietrich Westphal aus Anklam. Im Begleitbrief betont Herr Westphal, dass eine Kopie des Bildes auch den polnischen Behörden in Szczecinek übermittelt werden soll.

Die ganze Dramatik des Ereignisses wurde auf diesem Foto eingefangen; es

Archiwalne zdjęcie publikowane jest po raz pierwszy w polskiej prasie. Zostało nam udostępnione przez dr. Siegfried`a Raddatz`a szefa HKA Neustettin (Związek Mieszkańców Powiatu Szczecineckiego) w Niemczech. Zdjęcie w styczniu tego roku do siedziby związku nadesłał Dietrich Westphal mieszkaniec Anklam. W swoim liście zaznaczył, że aby jego kopię przesłać, jak to ujął, polskiej admnistracji miasta.

Pełna dramatyzmu fotografia została wykonana najprawdopodobniej 10 listopada 1938 roku (jego nadawca datuje je na 11.09. 1938 r.), zaledwie kilka godzin po spaleniu szczecineckiej synagogi przez miejscowych bojówkarzy z NSDAP. Synagoga została sfotografowana od strony ul. Szkolnej. Z pogorzeliska unosi się jeszcze dym. Poprzez otwarte na oścież drzwi, widać ziejące pustką, wypalone wnętrze. Nad nawą nie ma już drewnianego dachu i bogato zdobionego sklepienia - zapewne podczas pożaru runęło na posadzkę. Ogień strawił również cebulaste hełmy na wieżach. Po dawnym zwieńczeniu pozostały tylko nietknięte przez żywioł kamienne lwy podtrzymujące tablice z Dekalogiem i menorą. Tej nocy nazwanej później nocą kryształową (Kristallnacht) zapłonęły synagogi na terenie całych ówczesnych Niemiec. Ulice i chodniki zsypane zostały odłamkami wybitych szyb i sklepowych witryn. Już o poranku roz-

wurde mit großer Wahrscheinlichkeit am 10. November 1938 aufgenommen, einige Stunden nach der Einäscherung der Neustettiner Synagoge durch örtliche Schlägertruppen der NSDAP. Das Foto wurde von der Schulstraße aus aufgenommen. Über der Brandstätte steigt noch der Rauch auf. Die Eingangstür steht sperrangelweit offen, darüber klaffen ausgebrannte Fenster. Über dem Mittelschiff sind schon das Holzdach und das reich verzierte Gewölbe nicht mehr zu sehen; alles ist durch das Feuer auf den Steinboden gestürzt. Das Feuer vernichtete die beiden Zwiebelhelme der Türme, ebenso die beiden steinernen Löwen, die sich aufrecht stehend auf den Dekalog (zehn Gebote) und die Menora (siebenarmiger Leuchter) stützten.

odłamkami wybitych szyb i sklepowych witryn. Już o poranku rozpoczął się rabunek żydowskich sklepów przy Preussische Strasse (ul. 9 Maja). Fotografia doskonale oddaje atmosferę ówczesnej ulicy. Pogorzelisku przygląda się całkiem spory tłum w tym kobiety z dziecięcymi wózkami. Pośród nich widać bawiące się dzieci. Być może ich obecność wynikała z tego, że tuż obok znajdowała się szkoła Fotograf zrobił zdjęcie stojąc w głębi ul. Szkolnej. Zdjęcie zostało wykonane z dystansu, jakby z wielką dyskrecją, ale i pewną nerwowością wynikającą ze stresu jaki autor przeżywał. Świadczy poruszony (nieostry) kadr. Być może fotografia nigdy nie było publikowana.



Obok wypalonych ścian synagogi po prawej widać nietknięty piętrowy dom. Jego właścicielem był rabin Voz, który od zakończenia I wojny światowej aż do 1933 roku pełnił nawet funkcję miejskiego radnego. Celem nocnych wydarzeń było wymuszenie na ludności pochodzenia żydowskiego emigracji i pozostawienia swego dobytku w kraju. W tym czasie wg urzędowych spisów mieszkało w mieście 124 Żydów. Kilka dni potem miejscowych Żydów zagnano do rozbiórki ocalałych z pożaru murów. W latach 1943-1944 resztki bóżnicy zostały rozebrane przez rosyjskich jeńców wojennych. Warto wspomnieć, że projektantem i zarazem budowniczym szczecineckiej synagogi był miejscowy przemysłowiec - właściciel cegielni (przy dz. ul. Waryńskiego) i hurtowni materiałów budowlanych Robert Schreiber. Synagogę wybudowano w 1883 roku. Powstała w miejscu wcześniejszej spalonej również nocą 18 lutego 1881 roku przez bojówkarzy podburzonych przez niejakiego Ernsta Henrici. W miejscu synagogi w latach 60. wybudowano internat Liceum Pedagogicznego – dzisiaj Zespołu Szkół im. Księcia Warcisława IV. Symbol miejscowej żydowskiej diaspory, jaką była synagoga ze względu na jej architekturę, był przed 1938 rokiem charakterystycznym elementem w ówczesnej miejskiej zabudowie. Z dawnego zagospodarowania do dzisiaj pozostały jedynie drzewa. (jg)

In dieser Nacht, später Kristallnacht genannt, wurden die Synagogen auf dem Gebiet des damaligen Deutschlands angezündet. Straßen



Preußische Straße

und Bürgersteige waren bedeckt mit Splittern von Fensterscheiben und Vitrinen, denn schon am Morgen danach begann der Ansturm auf die jüdischen Geschäfte, z.B. in der Preußischen Straße (ul.9 Maja, Straße des 9.Mai)

Das Foto gibt ausgezeichnet die damalige Atmosphäre wieder. Eine ziemlich große Menschenmenge schaut sich alles genau an, auch Frauen mit Kindern im Kinderwagen. Mittendrin spielen Kinder. Es kann sein, dass ihre Anwesenheit sich dadurch ergab, dass gleich nebenan die Friedrichschule stand, während sich der Fotograf weiter weg in der Schulstraße befand.

Das Foto ist sehr diskret aus der Distanz aufgenommen worden, aber sicherlich unter großer Anspannung. Die Zeugen wirken betroffen und stumm. Es ist wahrscheinlich, dass dieses Foto bisher nie publiziert wurde.

Neben der ausgebrannten Wand der Synagoge sieht man deutlich ein einstöckiges Haus. Sein Besitzer war der Rabbiner Carl Voß, der nach dem 1. Weltkrieg bis 1933 sogar die Funktion eines Stadtrates innehatte. Dieses nächtliche Ereignis war als Erpressung (Nötigung) der jüdischen Bevölkerung gedacht: sie sollten emigrieren unter Zurücklassung ihrer Habe. Zu dieser Zeit lebten nach amtlichen Listen 124 Juden in der Stadt.

In den Jahren 1943/4 wurden die Reste von russischen Gefangenen abgebrochen.

An dieser Stelle sei erwähnt, dass der Planer und zugleich Baumeister der Neustettiner Synagoge ein Industrieller aus der Stadt war. Er war Eigentümer einer Ziegelei hinter dem Bahnhof (heute ul. Waryńskiego) und einer Großhandlung für Baumaterial, Robert Schreiber. Die Synagoge war 1883 erbaut worden. Die vorherige Synagoge war in den Nächten um den 18. Februar 1881 durch Brand zerstört worden. Die Täter wurden von einem gewissen Ernst Henrici aufgewiegelt.

An die Stelle der zweiten Synagoge wurde in den 1960er Jahren das Internat des Pädagogischen Lyzeums gebaut, heute eine allgemeinbildende Schule, benannt nach dem Herzog Wartislaw/Warcisław IV (dem Gründer der Stadt Neustettin/Szczecinek)

Die Synagoge war ein Symbol der städtischen Juden in der Diaspora, gleichzeitig Heimstätte der jüdischen Gemeinde und bis zur Einäscherung 1938 ein charakteristisches Gebäude in der Stadt Neustettin. Zurück geblieben ist heute an dieser Stelle ein einziger Baum. *mgr. Jerzy Gasiul*

Die Verfolgung der Juden in Tempelburg

Die Pommersche Zeitung, Folge 46/13 – 16. November 2013

Da es sicherlich nicht mehr viele Zeitzeugen gibt, werde ich, Hildegard Müller, vom Anfang einer schlimmen Tragödie in unserer Stadt Tempelburg berichten.

Ich bin Jahrgang 1915, war also 18 Jahre alt, als der Spuk der Nationalsozialisten begann. Mir haben die Kampfgesänge und Parolen auch gefallen. Welchem jungen Menschen hätte das nicht gefallen? Ich war aber kein Mitglied einer dieser Vereinigungen. Vater warnte uns immer hinter vorgehaltener Hand. Er war aber selbst zwangsweise Mitglied der NSDAP, sonst wäre ihm die Lizenz als Steuerberater entzogen worden.

An der Ecke Kirchenstraße, Lange Straße oder Draheimer Straße befand sich ein Konfektionsgeschäft; der Inhaber war Herr Lewin. Ich ging gerne dort einkaufen. Sonntags konnte ich sogar den Hintereingang nehmen. Herr Lewin war immer freundlich. Er suchte mir, da ich wenig Geld besaß, besonders günstige Waren heraus.

Die Lewins hatten seinerzeit zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter im Schulalter. Bei einer Weihnachtsfeier saß die Tochter neben mir im Saal. Wir sangen das Lied: »Ihr Kinderlein kommet«, und sie sang es inbrünstig mit ihrer schönen Stimme. Eines Tages war die Familie Lewin verschwunden, ein anderer fremder Ladeninhaber war dort. Noch heute mache ich mir Gedanken und hoffe, dass sie es noch frühzeitig geschafft haben, sich abzusetzen.

Gegenüber der Kirche war der Pferdehändler Lewin; diese Familie habe ich nicht näher gekannt. Da wäre dann noch die Familie Minden in der Deutsch Kroner Straße, welche mir gut im Gedächtnis geblieben ist. Sie hatten eine erwachsene Tochter. Die Mindens hatten einen kleinen Tante-Emma-Laden. Man bekam dort alles, u. a. Knöpfe, Zwirn sowie Stoffe. Ich war öfter Kunde dort. Die Tochter heiratete damals einen gewissen Herrn Nathan. Die Nathans bekamen zwei kleine Töchter. Ich weiß das noch genau, denn ich arbeitete zu dieser Zeit bei den Dahlmanns. Frau Dahlmann war Hebamme. Herr Nathan kam am Abend, um sie abzuholen. Herr Nathan sagte, er gehe vor, damit sie nicht zusammen gesehen werden.

Die alte Frau Minden kam eines

Halte Dir jeden Tag
dreißig Minuten für Deine
Sorgen frei, und in dieser Zeit
mache ein Nickerchen.

ABRAHAM LINCOLN

Abends zu meiner Mutter und bot ihr einen Topf Rindertalg an, welchen Mutter ihr abkaufte. Die Mindens wollten sich schließlich absetzen und alles zu Geld machen. Es wurde später gemunkelt, sie seien an der Grenze erwischt und allesamt erschossen worden. Ob das stimmt, weiß ich nicht.

Dann war da noch ›der Doktor‹, ein alleinstehender, älterer Herr. Welchen Beruf er wirklich ausübte, weiß ich nicht, aber sein Spitzname war ›der Doktor‹. Der angebliche Doktor war immer in der Stadt anzutreffen. Er half hier und da für einen kleinen Lohn aus und verdiente sich so sein tägliches Brot. Ich hörte einmal, wie er mit Frau Hain über seine Ängste in dieser Zeit sprach. Frau Hain tröstete ihn, ihm würde niemand etwas antun. Aber auch der alte Herr war eines Tages verschwunden. Ich kann es heute noch nicht begreifen, was man den armen Mitbürgern damals angetan hat.

Ich war und bin viel auf Reisen. An jedem Ort habe ich das Bedürfnis und halte es für eine Ehrensache, den jüdischen Friedhof aufzusuchen und einen Stein auf ein Grab zu legen. Hier auf unserem Deggendorfer Friedhof ist auch ein kleiner, gesonderter Teil mit jüdischen Grabstellen. Bei einer Kaffeerunde stellte ich mal die Frage, wer weiß, wo hier der jüdische Friedhof sei. Keine meiner Kaffeeschwestern wusste es.

Das waren nun die wesentlichen Erlebnisse von damals. Ich denke an meine Landsleute und hoffe, dass sie auch mal an mich denken.

PS: Da fällt mir noch als Tempelburger Persönlichkeit der Zahnarzt Dr. Kuck ein. Die Frau von Dr. Kuck war Jüdin. Er musste sich deshalb scheiden lassen, sonst hätte er nicht praktizieren dürfen. Frau Kuck soll mit dem damals fünfjährigen Sohn, der in den Augen der Partei ja Halbjude war, nach Amerika ausgewandert sein. Dr. Kuck soll sich aber weiterhin um seine Familie gekümmert haben.

Das war ein kleiner Ausschnitt jüdischen Lebens um 1933 in Tempelburg. Viele werden es nicht mehr wissen. Es soll auch eine Warnung sein, nicht zu vergessen. Wir sind alle Menschen, gleich welchen Glaubens.

Hildegard Müller
Weidenstr. 1 A, 94469 Deggendorf

FRAGEN ZUM HEIMATRECHT

KARL BARTH

Vor dem Hintergrund der Weltlage wird angesichts der Fragen, die Karl Barth bereits 1961 zum Heimatrecht stellte, das ›Verständigungsgebot‹ zu einer Verständigungspflicht.

Die Heimat kann dem Menschen genommen werden oder sonst verlorengehen.
Etwas anderes ist der Verzicht, die Heimat, die man vorläufig hat, als solche zu erhalten – etwas anderes, eine Heimat, die man nicht mehr hat, wiederzugewinnen.

Beide Versuche können relativ erlaubt, ja geboten sein …

Bei beiden ist jedenfalls zu bedenken, dass, was man jetzt dankbar für seine Heimat hält, irgend einmal … die Heimat anderer gewesen ist, denen sie damals mit mehr oder weniger Billigkeit genommen wurde.

Im Fall der heutigen deutschen ›Heimatvertriebenen‹ würde ich auf der folgenden Linie folgender Fragen zu denken versuchen:

1. Welchen Anteil haben sie in ihrer früheren Heimat in den Jahren 1933 bis 1945 am Aufstieg und an der Durchführung des National-Sozialismus und also an den Ursache der ‘Völkerwanderung’ gehabt, in der sie jetzt sie verloren haben?
2. Sind sie heute (1960) wirklich immer noch ›Heimatvertriebene‹, oder haben sie – oder jedenfalls ihre Kinder – unterdessen nicht längst eine neue Heimat gefunden?
3. Was erwarten sie … positiv von einer Wiedergewinnung ihrer früheren Heimat?
4. Können sie den Anspruch auf ihre frühere Heimat verantworten?

a) gegenüber denen, denen sie unterdessen – auch ihnen ungefragt im Zug der allgemeinen ›Völkerwanderung‹ – neue Heimat geworden ist?

b) angesichts der heutigen Weltlage, in der die Durchsetzung ihres Anspruchs nach menschlichem Ermessen nur um den Preis eines allgemeinen, diesmal mit Atomwaffen auszufechtenden Kriegs möglich wäre.

Aus DIE REDE zum 8. Mai 1945 (von Richard von Weizsäcker), Atelea Verlag, Kassel, Herausgeber Rolf Grix und Wilhelm Knöll – Seite 147

Das Recht auf Heimat

KARL JASPERS

Nur in einer Überwindung nationalen Denkens und Empfindens könnte als schmale Hoffnung nach Karl Jaspers das Recht auf Heimat mit der Erhaltung des Friedens in Einklang gebracht werden.

Heimatrecht ist kein völkerrechtlicher Begriff. Aber wir rechnen es zu den Menschenrechten: Bevölkerungen dürfen nicht ausgesiedelt, nicht ihrer Heimat gegen ihren Willen beraubt werden …

Ein nicht geringer Teil der Heimatvertriebenen hat inzwischen aktiv teilgenommen am wirtschaftlichen Aufbau der Bundesrepublik, hat hier durch eigene Verdienste Anteil am Lebensstandard und hat faktisch eine zweite Heimat gefunden.

Das alles zu sagen ist hart und wirkt herzlos. Den Vertriebenen zu erklären, dass sie nie einen dem früheren ähnlichen Zustand deutscher Besiedlung der östlichen Gebiete erwarten können, zögert jede Regierung und jede Partei. Obgleich das Unheil zu den Folgen Hitlerdeutschlands gehört, trifft es doch den Vertriebenen und nicht in gleicher Weise alle Deutschen. Das ist ungerecht. Für alle aber ist es schlimm, falsche Hoffnungen zu erwecken und zu bewahren. Denn das ist Irreführung und muss weitere böse Folgen haben.

Die einzige schmale Hoffnung ist, dass unter veränderten politischen Bedingungen, die mit der Errichtung eines selbständigen freien Ostdeutschlands eintreten würden, ein dann befreundetes Polen die Heimkehr vertriebener Deutscher begrüßen könnte. Aufgrund von Abmachungen könnten deutsche Heimkehrer als loyale polnische Staatsbürger Schutz und Sicherheit durch gleiche Rechte genießen. Dasselbe ist der begründete Anspruch der dort verbliebenen, jetzt in Polen auf altem deutschen Boden lebenden Deutschen.

Wer mehr verspricht, der drängt, auch wenn er sagt ›auf friedlichem Wege‹, unbewusst auf den Weltkrieg zu, an dessen Ende alle diese Fragen überhaupt nicht mehr existieren würden.

Das Heimatgefühl mit dem umfassenden Nationalbewusstsein und dieses mit dem Nationalstaatsgedanken zu identifizieren, das hatte einen Sinn, als sich dies alles in glücklichen Fällen gegen-

seitig zu tragen vermochte. Jetzt bedeutet solche unklare Vermischung, dass die politischen Dinge nicht in ihren heute faktischen Proportionen gesehen werden.

Ein blinder Drang zur Wiedervereinigung (in den Grenzen von 1937) würde sich an die Stelle setzen des Willens zu einem vielleicht möglichen Wiedergewinn der politischen und persönlichen Freiheit aller Deutschen. Es ist gleichgültig, in welchen staatlichen Grenzen das geschieht.

Aus DIE REDE zum 8. Mai 1945 (von Richard von Weizsäcker), Atelea Verlag, Kassel, Herausgeber Rolf Grix und Wilhelm Knöll – Seite 151

Heimat ist die geliebte Flur
mit Wald und Fluss – aber nicht nur,

Heimat sind auch die Plätze und Straßen,
wo wir spielten und zusammensaßen.
Sie ist der Ort, wo ich hingehöre,
wo ich bleiben kann und niemand störe.

Heimat, das Lied, das die Mutter sang,
Heimat, vertrauter Glockenklang,
Heimat, das heißt zu Hause sein,
Heimat, sie speist Dich und hüllt Dich ein,

Heimat, ein Ort zum fröhlichen Tun,
Heimat, ein Platz um auszuruh'n,
Heimat, wo man meine Sprache spricht,
Heimat, das ist Dein liebes Gesicht,

Heimat, ja Heimat, da wäre ich gern,
Heimat, ach Heimat, wie bist Du so fern.

Ekkehard Künzell, ein Schrei aus der Kriegsgefangenschaft in Russland

Eine deutsche Erfahrung

LUISE RINSER

Die rein rechtliche Seite deutscher Staatsbürgerschaft ist im In- und Ausland vertraglich geregelt. Das persönliche Ansehen hängt vom individuellen Auftreten und den damit verbundenen Erfahrungen ab. Jeder Austausch von Reiseerinnerungen belegt unterschiedliche Beobachtungen.

Juni 1970. Erster Tag in Polen. Orbis-Hotel Europejski. Ich will Ansichtskarten kaufen. In einer Ecke der Halle ein kleiner Laden, die Verkäuferin eine alte Frau.

Den Typ kenne ich vom Berlin der dreißiger Jahre: das ist eine Oberschlesierin, vielleicht jüdisch, krauses schwarzgefärbtes Haar, große traurige Augen mit schweren Tränensäcken und schweren Lidern. Ich kann nicht polnisch, ich spreche sie englisch an, sie antwortet englisch. Dann sage ich auf deutsch: »Sie sprechen sicher deutsch.«

Da klappt ein Visier herunter, und sie antwortet in Berliner Deutsch: »Nein, ich spreche kein Wort deutsch.« Ich sage: »Ich verstehe. Aber ich war keine Faschistin, im Gegenteil, mir haben sie meinen Mann erschossen und mich eingesperrt. Seien Sie nicht allen Leuten böse, es gab bei uns den Widerstand, in dem viele starben.« Sie wendet sich ab und macht sich am Regal zu schaffen. Dann dreht sie sich mir wieder zu und sagt leise und furchtbar müde: »Ach, lassen Sie mich doch in Ruhe.«

Ihr Blick ist jetzt ohne Hass.

Aus DIE REDE zum 8. Mai 1945 (von Richard von Weizsäcker), Atelea-Verlag, Kassel,
Herausgeber Rolf Grix und Wilhelm Knöll – Seite 186

Der deutsche Niedergang

CHRISTIAN
GRAF VON KROCKOW
Ein Ausblick ins 21. Jahrhundert

S. 179 Wer die Umkehrbarkeit politischer Entscheidungen fordert, verlangt das Unmögliche, das im genauen Sinne Un- oder Übermenschliche. Die einschlägigen Argumente dienen in Wahrheit nur dazu, das Handeln zu lähmen. Sie wecken und rechtfertigen die Angst vor allem Neuen, das vom Bestehenden fortreißt. Diese Einsicht redet nicht dem Leichtsinn das Wort, sondern drängt zur Verantwortung für die Zukunft.

S. 199 Im nüchternen Vergleich zeigt sich unsere Zukunft als geradezu furchterrregend widersprüchlich. Auf der einen Seite wird die Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgeht, stets unbarmherziger immer mehr Menschen schon von den mittleren Jahrgängen an ausstoßen und in die Bedeutungslosigkeit verbannen; allenfalls den auserlesenen Wenigen, den Eliten, wird es vorbehalten sein, bis ins hohe Alter oder sogar lebenslänglich tätig zu bleiben. Auf der anderen Seite gehen wir schnell einer Zeit entgegen, in der die älteren und alten Jahrgänge die Mehrheit bilden. Wie human oder vielmehr wie inhuman stellt sich eigentlich eine Lebensordnung dar, die diesen Kontrast stillschweigend hinnimmt, so als gäbe es ihn nicht?

Freundschaft, das ist wie Heimat. ***KURT TUCHOLSKY***

Aktuelle Bücher

Kurt-Dieter Liske
»Das war das Ende von Neustettin«
Herausgeber: HKA Neustettin
Preis: 6 €

Jubiläumsausgabe
des HKA Neustettin
MNL-Festausgabe anläßlich der 50jährigen Patenschaft
Preis: 12 €

Beide Bücher sind erhältlich beim Heimatkreisausschuss und im Heimatmuseum in Eutin.

Siegfried Zech
Bittere Früchte
Herausgeber: HKA Neustettin
Reprint, Preis 5 €

Uwe Thiel, Harry Neumann
Priebkow – ein Rittergut in Hinterpommern
Selbstverlag 2010, Festeinband,
600 Seiten, 459 Abbildungen,
51 Kartenausschnitte,
Preis 48 €, zzgl. Versandkosten.
Bezug über Uwe Thiel,
Hirtenweg 1, 17159 Dargun

Christa Himmele
Juchow
Geschichte des Landgutes und der Familie Dennig
Preis: 35 €
Bezug über Ch. Himmele
Janowo 8, Pl 78-404 Szscecinek

Heinz Buchholz
»Iwan, das Panjepferd – Eine Kindheit zwischen Krieg und Frieden«,
u. a. Soltnitz
ISBN: 3-00-014157-X,
Preis: 19,90 €
ISBN: 978-3-00-024513-8
als Taschenbuch 8,95 €

Günter Damaske
»Ich war einer von Hitlers Kindern«
Kindheit und Jugend
in Neustettin,
Soldat im hohen Norden
ISBN: 3-8311-4367-6
Preis: 19,80 Euro

Günter Damaske
Aufbruch Ost, Band I
Jg. 1924, Kindheit und Jugend in Neustettin
ISBN: 3-8334-4965-9
Preis: 16,80 Euro

Heinz Jonas
Neustettin, Bilder einer deutschen Stadt
Reproduktion alter
Ansichtskarten
ISBN: 3-88042-885-9
Preis: 20 €

Bernd W. Neubauer
»Du bist doch kein Kind mehr«
ISBN: 978-38482-2819-5
Preis: 15,90 €

Die Bücher sind im Buchhandel erhältlich, oft als Book on Demand!

PORTRÄT MARTIN BAHLMANN

Vorbemerkung: Es ist nicht einfach, einen Menschen zu porträtieren, der zwar mein Vater war, den ich jedoch nur als Kind erlebte. Ich möchte versuchen, meinen Vater in schriftlichen Zeugnissen zu erkennen, ihn aus der Sicht des Sohnes und vor allem in den Jahren seines pfarramtlichen und seelsorgerischen Dienstes zu sehen. Dass ich dabei immer richtig empfunden und gedeutet habe, möchte ich hoffen.

Martin Bahlmann war der letzte evangelische Pfarrer und Inhaber der Pfarrstelle Bärwalde im Kirchenkreis Neustettin. Er wurde am 7. April 1904 in Pyritz geboren und war das einzige Kind des Kaufmanns Emil Bahlmann und dessen Ehefrau Elisabeth geborene Friebe. Der junge Martin wuchs in einer vom christlichen Glauben geprägten Familie auf.

Von 1910 bis 1922 besuchte er die Knabenschule und danach das Gymnasium in Pyritz. Er studierte in Marburg (April 1922 – März 1924) und Greifswald (Mai 1924 – September 1925) Theologie. Das 1. Theologische Examen vor dem Evangelischen Konsistorium in Stettin besteht Bahlmann im März 1926.

Es folgt der Besuch des Predigerseminars in den Kückenmühler Anstalten in Stettin, verbunden mit der praktischen Ausbildung im Vikariat in der Gemeinde der Anstalten und des Pfarrbezirks St. Lukas in Stettin-Grünhof.

Nachdem Bahlmann Mitte März 1928 in Stettin sein 2. Theologisches Examen bestanden hatte, wurde er am 29. April 1928 in der Neuen Nikolaikirche in Neustettin zum Hilfsprediger in Bärwalde ordiniert. Unmittelbar danach mußte er zur Aushilfe nach Bärwalde. Denn Oberpfarrer Otto Wollermann (seit 16. Dezember 1902 in Bärwalde) wird im Mai aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand versetzt und durch Superintendent Horn verabschiedet. Am 16. Dezember 1928, dem 3. Sonntag im Advent, berufen die beiden Patrone, Rittergutsbesitzer Müller-Altvalm und Rittergutsbesitzer Biagosch-Neuvalm, den Hilfsprediger Bahlmann in Bärwalde, Kirchenkreis Neustettin, zum Pastor in Bärwalde … Wann die Einführung in die Pfarrstelle erfolgte, konnte ich nicht feststellen. Bis zum Einzug in das Pfarrhaus in der Polziner Straße 43 wohnte Bahlmann bei der Witwe Rektor Schulz im Haus Markt 150 (1945

wurde dieses Haus das Pfarrhaus des ersten katholischen Pfarrers in Barwice).

Am 15. April 1929 werden Martin Bahlmann und Hildegard Holsten, geboren am 16. April 1909 als Tochter des Pyritzer Gymnasialdirektors Geheimrat Prof. Dr. Robert Holsten und seiner Frau Käthe geb. Colditz, in der Stettiner Schloßkirche getraut. Bald danach erfolgt der Einzug des Pastoren-Ehepaars in das Bärwalder Pfarrhaus Polziner Straße 43!

Im Oktober 1992 durfte ich beim Treffen ehemaliger Bärwalder in Malente den Gottesdienst halten, in dem einige Konfirmanden meines Vaters ihre Goldene Konfirmation feierten. Frau Ilse Schmöckel schrieb mir danach, dass mein Vater bei ihrer Trauung in Bärwalde über ihren Trauspruch eine wunderbare Predigt … gehalten habe. War er ein guter Prediger und Seelsorger? Täuschte hier die Erinnerung? Ich fand in verschiedenen Protokollen Hinweise auf den Prediger Bahlmann, dass er herzanfassende Worte fand, und bei einer anderen Gelegenheit in seiner temperamentvollen Art mit seiner anpackenden Festpredigt die Herzen seiner Zuhörer begeisterte. Das hört sich heute ein wenig schwülstig an. Durch unsere Mutter weiß ich, dass ihr Mann für



um 1930

seine Predigten viel Zeit verwandte und sie intensiv memorierte. Er lernte seine Predigt nicht auswendig, aber er verinnerlichte seine niedergeschriebenen Gedanken so, dass er der Gemeinde frei aus sich heraus sagen konnte, was er vorher verinnerlicht hatte. Deshalb konnte er lebensnah und anschaulich predigen, deshalb konnte er seine Zuhörer begeistern.

Eine andere Goldene Konfirmandin sagte mir damals: So einen Pastor haben wir nie wieder erlebt. Läßt sich dieses Urteil in etwa bestätigen? Am 18. September 1933 wurde die Leichenhalle auf dem Bärwalder Friedhof eingeweiht.

Der Berichterstatter der Bärwalder Zeitung führt den Bau der Leichenhalle zurück auf die Initiative unseres verehrten, schon in wenigen Jahren hiesigen Wirkens bei allen Gliedern seines Betreuungskreises sich großer Zuneigung erfreuenden Ortsgeistlichen Pastor Bahlmann.

Als Soldat in Griechenland führt Bahlmann ab August 1944 Tagebuch. Darin beschreibt er seine im September 1943 gehegten Empfindungen: So schied ich also mit geteilten Gefühlen … von meiner Gemeinde, die mir gerade in diesen Tagen des Abschieds manche Beweise treuer Anhänglichkeit zeigte.

Unsere Eltern haben nie in Gegenwart von uns Kindern gemeindliche, politische oder andere Probleme und Fragen erörtert. Wir erlebten unsere Eltern als uns liebend zugewandte Eltern. Um an den Problemen der Zeit Anteil nehmen zu können, waren wir Kinder gewiß noch zu klein. Andererseits wollten uns unsere Eltern vermutlich nicht mit den damals aktuellen Ereignissen belasten.

Die Jahre des Pfarrerlebens meines Vaters waren vom verstärkten Einfluß der Nationalsozialisten auf die inneren Strukturen des kirchlichen Lebens geprägt. Die Evangelische Kirche war bedroht von dem Gegenüber der Bekennenden Kirche (BK) und der Deutschen Christen (DC). 1934 bei den Wahlen zum Gemeindekirchenrat gingen in Bärwalde die Deutschen Christen als Sieger hervor. Wieweit das Auswirkungen auf die Gemeindearbeit und das kirchlichen Leben hatte, darüber habe ich keine Aussagen gefunden. Bekannt ist, dass Superintendent Horn und Pastor Strecker-Wusterhanse sich zur BK bekannten und von den Nazis sehr angefeindet wurden.

Nur einmal ist in meines Vaters Tagebuchaufzeichnungen etwas zu diesem Thema zu finden. Aus Griechenland berichtet er von einem Treffen mit anderen Pastoren (am 24. August 1944) beim Kriegspfarrer Leßmann … Im Anschluss an die Verlesung eines vernünftigen und mitten in aller heutigen politischen und kirchlichen scheinbaren Ausweglosigkeit doch zuversichtlich geschriebenen Briefes eines sächsischen B.K.Pfarrers entspann sich eine lebhafte Aussprache … Der Bericht über diesen Abend endet dann mit den Worten: In innerlich ruhiger Stimmung ging ich nach Hause. Vielleicht war mein Vater kein Mitglied der BK, aber Sympathien für die DC hegte er auf keinen Fall. Wie er sich in seinen Briefen aus Griechenland und in seinem Tagebuch zu seinem Glau-



Evang. Pfarrhaus

ben bekennt, da ist nichts, was ihn in die Nähe des Gedankenguts der DC stellen könnte.

Wie stand mein Vater, wie standen meine Eltern zur Verfolgung der Juden? Ich glaube schon, dass meine Eltern über deren Verfolgung Bescheid wußten. Dass es KZs gab, auch das muss ihnen bekannt gewesen sein. Denn die Pastoren innerhalb des Kirchenkreises vertrauten einander und erzählten, was ihnen selber zugetragen wurde. Vielleicht hatten sie kein konkretes Wissen, was in den KZs wirklich geschah, und dass in ihnen tausende Juden vergast und ermordet wurden. Als in der Kristallnacht im November 1938 die um 1880 in der Buthstraße erbaute Synagoge niedergebrannt worden war, durften wir Kinder erst nach einigen Tagen die erkaltete Ruine der Synagoge aufsuchen. Machten unsere Eltern uns Kindern damit deutlich, dass sie die Schändung der Synagoge auf keinen Fall guthießen?

Eine andere positive Erinnerung ist, dass wir Geschwister mit dem am 10. September 1933 geborenen jüdischen Jungen Hermann Lewinsky befreundet sein durften. Eltern und Sohn Lewinsky wohnten uns schräg gegenüber in der Polziner Straße 33. Meine beiden

älteren Schwestern erinnern sich daran, dass Hermann bei unseren Kindergeburtstagen dabei war. Eines Tages hielt vor dem Haus in der Polziner Straße 33 ein Möbelwagen. Es hieß, Lewinskys würden fortziehen. Erst vor wenigen Jahren erfuhr ich, dass Hermann und seine Mutter von Berlin aus am 12. Januar 1943 nach Auschwitz deportiert wurden. Es ist sicher, dass Hermann noch Anfang der 1940er Jahre zu uns ins Haus kommen durfte. Lewinskys müssen spätestens 1942 Bärwalde verlassen haben. Wie viele andere Juden waren sie wahrscheinlich nach Berlin gezogen, um von dort aus ihre Auswanderung besser betreiben zu können.

Ich weiß, dass im Amtszimmer meines Vaters, dem offiziellen Raum im Pfarrhaus, ein kleines Hitlerbild hing. Daraus zu schließen, mein Vater wäre ein Anhänger dieses Mannes und seiner Weltanschauung gewesen, wäre falsch. Das war in den Jahren seit der Machtergreifung Hitlers so, dass in allen Räumen, die in irgendeiner Weise als offiziell angesehen werden konnten, ein Hitlerbild hängen musste. Für die uns nachgefolgte Generation ist das vielleicht unverständlich. Natürlich wurde auch uns Kindern gegenüber nicht über Hitler gesprochen, weder positiv noch negativ. Ich muss also die schriftlichen Quellen befragen und versuchen, sie zu deuten.

Seit 1922 sprachen die Nationalsozialisten von ihrem Führer Adolf Hitler. Nach wenigen Jahren hatte sich der Führer-Begriff verselbständigt und jedermann wusste, wer gemeint war, wenn vom Führer die Rede war. Am 17. Mai 1931 fand in Neustettin ein Kirchentag des Kirchenkreises statt. Über diesen Tag schrieb mein Vater für das Gemeindeblatt für den Kirchenkreis Neustettin einen Bericht. Machte er sich über den Führer und den Führerbegriff lustig oder wollte er ihn entwerten, auf jeden Fall wagte er folgende Formulierungen: Im Mittelpunkt stand die Predigt des Führers des Kirchenkreises …, des Superintendenten Horn. Im weiteren Verlauf des Tages hielt der Direktor des Deutschen Bundes, Herr Winkler, einen Vortrag und wird von meinem Vater als Führer des deutschen Bundes bezeichnet. Ich erkenne darin einen eindeutigen Hinweis meines Vaters auf den total anderen Führer, dem er sein Leben anvertrauen wollte und zu dem er sich bekannte.

Die Äußerungen zum Attentat auf Hitler sind sehr zurückhaltend und doch ganz eindeutig ohne jeglichen Hinweis auf die von den Nazis verhassten Attentäter. Am

22. Juli 1944 schrieb er aus Griechenland an unsere Mutter: Auch Ihr werdet in diesen Tagen durch die Ereignisse in der Heimat stark aufgeregt sein. Auch wir sind hier draußen selbstverständlich auch dadurch sehr bewegt, hoffen aber doch, dass alles ein gutes Ende nehmen wird. Kein Bedauern für Hitler, nichts von Vorsehung und Gottes Fügung, dass der Führer seinem Volk erhalten blieb. Mein Vater musste ja damit rechnen, dass die Feldpostbriefe unmittelbar nach dem misslungenen Attentat besonders kontrolliert wurden. In seinem Tagebuch ist unter dem 4. August ein kurzer Vermerk zu finden: Am 20. 7. war eine Offiziersrevolte in der Heimat mit ihren Folgen. Die Folgen waren die Hinrichtungen der am Attentat Beteiligten und der Mitwisser. Ich kann nichts von einer Verherrlichung des Führers in den Briefen und im Tagebuch meines Vaters finden.

Praktisch hat mein Vater nur 15 Jahre seinen Dienst in der Bärwalder Gemeinde tun können. Am 5. September 1943 erhielt auch er seinen Stellungsbefehl. Nach der Ausbildung wird er am 23. Dezember 1943 in die Einheit Feldkommandantur 1208 unter dem Befehlshaber Griechenland versetzt. Er wird bis zum Rückzug der deutschen Truppen aus Griechenland (Herbst 1944) in der Kommandantur in Agrinion (zweitgrößte Stadt in der Region Westgriechenland) seinen Dienst tun.



1945 in Griechenland

Im August 1944 beginnt Bahlmann seine Tagebuchaufzeichnungen und blickt zurück auf den September 1943: Mit seiner Einberufung hatte er gerechnet, waren doch vor ihm mehrere Pastoren aus dem Kirchenkreis Neustettin und den benachbarten Kirchenkreisen zur Wehrmacht einberufen worden. Und viele Bärwalder Männer waren nicht mehr zu Hause. Allein im Mai 1940 waren acht Bärwalder im Alter zwischen

23 und 30 Jahren gefallen. Wie fühlt man sich als Pastor, an dem der Krieg vorbeizugehen scheint? Bevorzugt zu sein gegenüber anderen Männern in der Gemeinde? Seinem Tagebuch vertraut er an, andererseits war ich nicht so ganz unfroh über meine Einberufung, denn es war auch nicht schön, gegen Ende des 4. Kriegsjahres in meinen Jahren noch zu Hause zu sein, obwohl es für mich ein Trost war, dass auch noch andere, besonders der O.G.L. (Ortsgruppenleiter) Drews, immer noch da waren. Es belastete meinen Vater, u. U. eine Sonderbehandlung erfahren zu müssen.

Die Zeit in Agrinion lässt mich meinen Vater auch in einem noch anderen Licht sehen! Es gefällt ihm, Ansehen und Beachtung zu genießen und mit Freude anzunehmen. Mehrmals wird der Divisionspfarrer abgezogen und Bahlmann muss ihn vertreten. Es sind zahlreiche Beerdigungen, die er übernehmen muss. Da empfindet er Freude, wenn ihm, dem einfachen Soldaten, nach einer Beerdigung der anwesende General von Ludwiger die Hand gibt. Gerne berichtet er seiner Frau: Ich wollte in einem Gemüseladen mir eine Zwiebel kaufen. Es bediente mich ein etwa 14 Jahre altes junges Mädchen, die ich meiner Ansicht nach nie gesehen hatte. Sie drückte mir gleich 3 Zwiebeln in die Hand und wollte kein Geld dafür haben. In dem Laden lagen auch schöne Gurken. Als sie sah, dass mein Blick darüber hinging, suchte sie mir zwei wunderschöne heraus und wollte auch keine Bezahlung dafür. Als ich erfreut fragte, warum das alles, sagte sie mir, dass ich doch ein ›papas‹ sei. ›Papas‹ ist der griechische Ausdruck für Pfarrer. Sie kannte mich also genau, und es war ihr eine Freude, mir etwas schenken zu können.

Als Bahlmann eines Morgens mit dem Rad in Agrinion unterwegs war, geriet er in eine Militärkontrolle, der er sein Soldbuch und seine Erkennungsmarke zu zeigen hatte. Doch da sah mich der Offizier an und sagte: »Sie sind doch Pfarrer. Ich kenne Sie doch von Beerdigungen her!« Er ließ mich sofort weiterfahren, ohne überhaupt in mein Soldbuch hineinzusehen.

Am 7. September 1944 wird der Standort Agrinion von der Wehrmacht aufgegeben. Es ist ein gefahrvoller und schwieriger Rückzug durch das von Partisanen beherrschte Gebiet, bis Bahlmann mit seiner Einheit endlich am 19. Dezember in Agram (Zagreb) ankommt. Hier wird die Einheit aufgelöst. Die Soldaten können

entscheiden, ob sie in Agram bleiben wollen oder bereit sind, nach 14 Tagen Urlaub an die Ostfront zu gehen. Da Bahlmann noch nie Urlaub hatte, entscheidet er sich für die zweite Möglichkeit. Er hat sich in Stettin zur weiteren militärischen Verwendung zu melden. Dorthin darf er mit einer Umweg-Fahrkarte über Bärwalde fahren. Am 18. Januar kommt mein Vater abends in Bärwalde an. Am 20. Januar fährt er nach Stettin und hofft auf seinen Urlaub. Statt Urlaub zu erhalten, wird er, wahrscheinlich am 24. Januar, bei den schweren Kämpfen im Raum Schneidemühl/Deutsch-Krone eingesetzt. Von diesem Einsatz ist mein Vater nicht zurückgekehrt.

Dietrich Bahlmann

Schenken

GERHARD SCHÖNE

Spar deinen Wein nicht auf für morgen.
Sind Freunde da, so schenke ein!
Leg was du hast in ihre Mitte.
Durchs Schenken wird man reich allein.

Spar nicht mit deinen guten Worten.
Wo man was totschweigt, schweige nicht.
Und wo nur leeres Stroh gedroschen,
da hat dein gutes Wort Gewicht!

Spar deine Liebe nicht am Tage
für paar Minuten in der Nacht.
Hol sie aus ihrer Dunkelkammer,
dann zeigt sie ihre Blütenpracht.

Spar deinen Mut nicht auf für später,
wenn du mal »was ganz Großes« bist.
Dein kleiner Mut hilft allen weiter,
weil täglich Mut vonnöten ist.

Spar deinen Wein nicht auf für morgen.
Sind Freunde da, so schenke ein!
Leg was du hast in ihre Mitte.
Durchs Schenken wird man reich allein.

Vom Schulwesen in Alt Priebkow

Uwe Thiel aus Dargun

(Beispiel aus dem Manuskript des voraussichtlich Ende 2014/Anfang 2015 erscheinenden Buches über die ländlichen Volksschulen des Kreises Neustettin und ihre Lehrer. Aus Platzgründen sind die Quellen nicht aufgeführt.)

Die älteste Nachricht, dass in Priebkow unterrichtet wurde, ist aus dem Jahre 1742 überliefert. Am 14. Juni des genannten Jahres berichtete Pastor Martin Gottlieb Hohenhausen, dass Priebkow den Winter über einen Schulmeister hält. Dieser hat an Gehalt nur das Schulgeld bekommen. Über dessen Höhe erfahren wir jedoch nichts. Auch 1777 wird in Priebkow ein Schulmeister genannt. Die ersten bescheidenen Unterrichtsanfänge reichen also mindestens bis in das Jahr 1742 zurück.

Der erste namentlich bekannte Lehrer war *Ernst Schramm mindestens von 1805/06 bis 1852*

Über seine Ausbildung gibt es keinerlei Informationen. Da es jedoch zu dieser Zeit so gut wie keine Lehrerausbildung gab, wird er wohl Handwerker gewesen sein. Er war bis zum 30. April 1851 als alleiniger Lehrer in Priebkow tätig. Seit 1. Mai 1851 hatte er bis Mai 1852 seinen Schwiegersohn als Hilfslehrer zur Seite. Bis dann zum Winterhalbjahr 1852/53 ein neuer Lehrer kam, musste er wieder allein unterrichten

Sein Schwiegersohn war *August Ferdinand Streeck, 1. Mai 1851 bis Mai 1852.*

Er wurde am 22. März 1826 als dritter Sohn des Halbbauern Caspar Wilhelm Streeck in Groß Schwarzsee geboren. Nach der Einsegnung im Jahre 1840 wurde er auf die Ausbildung zum Lehrer von dem Lehrer Mauß in Groß Schwarzsee, vom Prediger Wilß in Pöhlen sowie im Orgelspiel vom Lehrer Lange in Lubow vorbereitet. Im Januar 1845 und 1846 absolvierte August Streeck die Aufnahmeprüfung am Seminar in Köslin. Er wurde zwar für fähig befunden, konnte wegen der großen Zahl älterer Aspiranten jedoch nicht für die Aufnahme berücksichtigt wer-

den. Nachdem der Lehrer Schulz in Pöhlen Ende März 1847 erkrankte und bald darauf starb, verwaltete er bis November die dortige Küster- und Schullehrerstelle. Im November 1847 ging er ein drittes Mal zur Prüfung nach Köslin und wurde endlich in das Seminar aufgenommen. Bis zum Eintritt im April 1848 war er zunächst als Hilfslehrer bei dem Lehrer Gelhaar in Zicker tätig. Er besuchte bis Ostern 1850 den zweijährigen Seminarkurs in Köslin, den er am 23. März 1850 mit dem Prüfungszeugnis Nr. II beendete.

Im Anschluss an die Seminarausbildung war er bis zum Antritt seiner Stelle in Priebkow als Hauslehrer in Annafeld bei Flatow in Westpreußen tätig. Am 12. September 1851 heiratete er die Tochter des Lehrers Schramm.

Er musste im Mai 1852 aus dem Amt ausscheiden, da seine Frau nur 5 Monate nach der Eheschließung von einem Kind entbunden wurde. Diese Tatsache wurde vom Pastor als Unzucht ausgelegt und stieß auch beim Superintendenten Zahn in Neustettin auf dessen Missfallen.

Da der Lehrer Streeck nur als Hilfslehrer seines Schwiegervaters interimistisch angestellt war, war Ernst Schramm mindestens bis zur Suspendierung seines Schwiegersohnes im Amt. Über diesen Zeitpunkt hinaus unterrichtete Ernst Schramm wahrscheinlich bis der nächste Lehrer kam.

Dieser Lehrer war *Johann Friedrich Radtke Ende 1852 bis 1879.*

Er wurde am 30.1.1814 zu Zülkenhagen bei Bärwalde als Sohn des Lehrers Gottlieb Radtke geboren und wuchs in Stepen bei Bublitz auf. In der Winterschulzeit 1829/30 versah er interimistisch die Schule nebst dem Küsterdienst in Casimirshof bei Bublitz, und vom 1. Mai bis zum Ende desselben Jahres unterrichtete er die Kinder des dortigen Predigers Dittmar. Im Anschluss daran war er zwei Jahre als Hauslehrer bei dem Herrn Landschafts-Deputierten von Dorpowski auf Dolgen tätig, späterhin 1¼ Jahr bei dem Gutspächter Herrn Pieper zu Molstow bei Schivelbein. Vom 5. bis 7.10.1837 absolvierte er in Köslin die Lehrerprüfung für Küster- und Schulstellen und erhielt das Zeugnis No. III. Am 8. Mai 1838 wurde er als Küster und Lehrer in Siedkow bei Belgard angestellt. Vom 27. bis 28. 6.1839 unterzog er sich einer zweiten Prüfung in Köslin und erhielt das Zeugnis No. II. Am 9. Oktober 1840 wurde er von Herrn Prediger Meinhof aus Gramenz nach Flakenheide gerufen und zog noch im selben Monat



Erlebtes bewahren

Der Verlust der Heimat war 1945 von Leid und Tragödien begleitet. Vielgestaltig war auch das persönliche Erleben unserer Mitbürger aus der Stadt und dem Kreis Neustettin. Wir wollen dies der Nachwelt und für eine mögliche wissenschaftliche Aufarbeitung erhalten.
Wenn Sie Ihr persönliches Erleben für sich oder Ihre Kinder aufgeschrieben haben, bieten wir im Heimatmuseum Kreis Neustettin/Pommern in Eutin die Gelegenheit zur geordneten Sammlung an. Schicken Sie uns Ihre Aufzeichnungen in Kopie zu. Schicken Sie uns bitte auch Namen, Namenslisten, Pläne und Skizzen von Dörfern, Abbauten und Einzelgehöften.Wir werden sie gerne in unser Museum aufnehmen.

Dr. Siegfried Raddatz

Heimatmuseum des Kreises Neustettin in Pommern
Schlossplatz 1 · 23701 Eutin

Postadresse:
Dr. Siegfried Raddatz, Jakob-Böhme-Straße 21, 51065 Köln,
Telefon 02 21-69 87 85, e-mail: raddatz-siegfried@t-online.de

dorthin, nachdem er in Siedkow 2 ½ Jahre Küster und Lehrer war. In Flakenheide unterrichtete er zwölf Jahre. Mit Beginn des Winterhalbjahres 1852/53 hat Lehrer Radtke das Schulamt in Priebkow, wie es damals üblich war, zunächst provisorisch oder interimistisch angetreten. Im November 1855 wurde er definitiv in Priebkow angestellt. In den 1850er Jahren erhielt er 25 – 30 Rtl. jährliches Schulgeld. Außerdem erhielt er Feuerungsmaterial von 6 ¾ Klafter hartem Holz. Von dem baren Gehalt hatte er dem Emeritus Schramm $^1/_3$ abzugeben, im Jahre 1859 sogar die Hälfte. Zu diesem Zeitpunkt hatte er 8, im Jahre 1860 9 Kinder.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass Lehrer Radtke in Priebkow einen kirchlichen Gesangverein gründete und von 1874 bis Ende 1877 Stellvertreter des Standesbeamten war.

Im Jahre 1879 ist dem zu Michaelis aus dem Seminar zu Cöslin entlassenen *Seminarabiturienten Paul Wegner, 1879 – ?* die Lehrerstelle in Priebkow mit Beginn des Winterhalbjahres provisorisch übertragen worden. Er war in Bedlin, Synode Stolp, am 25. 7. 1857 geboren und wurde am 11. Oktober 1876 in das Kösliner Lehrerseminar aufgenommen. Zu dieser Zeit war sein Vater Lehrer in Boissin, Synode Belgard. Bis wann Paul Wegner in Priebkow unterrichtete, ist nicht bekannt.

Auf ihn folgte *Franz Michael Friedrich Vegelahn, 1880 bis 1922.*

Er war am 29. September 1849 als Sohn des Kutschers Michael Vegelahn in Saleske, Kreis Schlawe, geboren. Die Vorbildung erhielt er ein halbes Jahr lang bei Küster Pommerening und Pastor Christoph Ludwig Schulz in Marsow. Anschließend war er Schul- und Hauslehrer. Wo er diese Tätigkeit ausübte, läßt sich nicht angeben. Von 1868 bis 1871 belegte er einen dreijährigen Kursus am Lehrerseminar in Bütow. Die Prüfung absolvierte er am 16. September 1871 mit dem Zeugnis Nr. III (genügend). Bevor er nach Priebkow kam, war er mindestens seit September 1874 in Buchhorst, Kreis Belgard, als Lehrer tätig. Von 1877 an unterrichtete er in Hohenwardin, ebenfalls im Kreis Belgard gelegen. Spätestens seit Mai 1880 war Franz Vegelahn als Lehrer in Priebkow tätig. Er hat bis 1922 in Priebkow unterrichtet und noch seinen Nachfolger, Lehrer Zimmermann, »angelernt«. Franz Vegelahn erhielt im Jahre 1902 ein jährliches Grundgehalt von 900 und eine Alterszulage von 100 Mark. Im Grundgehalt war allerdings der Wert des Schullandes

mit 57 Mark enthalten. Außerdem hatte er freie Wohnung, deren Wert mit 120 Mark angegeben wurde. Für die Reichstagswahl 1911 war Franz Vegelahn Wahlvorsteher des Wahlbezirks Alt Priebkow, zu dem Parchlin Gut, Alt Priebkow Gemeinde und Gut sowie Neu Priebkow Gut gehörten. Von 1915 bis 1922 fungierte er als stellvertretender Standesbeamter. Dieses Amt legte er im September/Oktober 1922 nieder, da er mit seiner Frau nach Köslin verzog, wo sein 1880 in Priebkow geborener Sohn als Lehrer tätig war. Dort starb er am 23. September 1924, sechs Tage vor Vollendung seines 75. Lebensjahres. Er war in erster Ehe mit Henriette, geb. Piske verheiratet, in 2. Ehe mit Auguste Emilie Therese geborene Jahnke, die er im Jahre 1875 geheiratet hat.

Der nächste und zugleich letzte 1. Lehrer war *Arthur Herwarth Berthold Zimmermann, 1922 bis 4. März 1945.*

Arthur Zimmermann wurde am 26. 4. 1880 als Sohn des Besitzers Hermann Zimmermann und seiner Ehefrau Mathilde Zimmermann geborene Manthei in dem Dorf Brotzen im Kreis Dt. Krone geboren. Um sich für die Aufnahme in ein Lehrer-Seminar vorzubereiten, trat er am dritten Oktober 1894 in die Präparanden-Anstalt zu



Schüler von Priebkow mit Lehrer Arthur Zimmermann, um 1920

Pr. Friedland ein. Nach dreijähriger Vorbereitungszeit unterzog er sich 1897 der Aufnahme-Prüfung für das Seminar in Preußisch Friedland. Die 1. Lehrerprüfung legte er dort am 22. August 1900 ab, die 2. am 18. April 1904 ebenfalls dort. Zu dieser Zeit war Arthur Zimmermann als 2. Lehrer in Suchau, Kreis Schwetz (Westpreußen) angestellt.

Arthur Zimmermann begann seine Tätigkeit in Priebkow am 1. Januar 1922. Er war mit Minna geborene Loose verheiratet. Sie gab Unterricht in Handarbeit.

Bei der Gemeindewahl Ende 1924 wurde Arthur Zimmermann zum Gemeindevorsteher gewählt und am 8. Dezember desselben Jahres in dieser Funktion bestätigt. 1929 erfolgte seine Wiederwahl. Er übte diese Funktion bis zum 17. Januar 1936 aus. 1928 und 1930 wurde er im Schulaufsichtsbezirk Neustettin I, zu dem Priebkow gehörte, als Mitglied in den Kreislehrerrat gewählt. In Priebkow unterrichtete Arthur Zimmermann bis zum Einmarsch der Sowjets, von denen er am 4. März 1945 erschlagen wurde.

Interessant ist, dass die 1. Lehrer sehr lange in Priebkow unterrichtet haben. Ernst Schramm übte mindestens 46 Jahre das Lehramt aus. Friedrich Radtke unterrichtete 27 Jahre an unserer Schule. Franz Vegelahn konnte auf 42 Berufsjahre in Priebkow zurückblicken und Arthur Zimmermann war 23 Jahre an der Priebkower Schule tätig.

Die 2. Lehrer

Der erste bekannte 2. Lehrer war *von 1923 bis 1926* und *vom 1. Februar 1929, wahrscheinlich bis Ende 1929 Georg Streitz.*

Er wurde am 14. Januar 1899 in Kallies, Kreis Dramburg geboren, wo sein Vater, Wilhelm Streitz, als Ackerbürger lebte. Ostern 1913 wurde er in die Präparandenanstalt in Dramburg aufgenommen, von der er Ostern 1916 abging. Die Aufnahmeprüfung an das Lehrerseminar in Dramburg absolvierte er am 13. März 1916. Im Juli 1923 wurde Georg Streitz in Priebkow einstweilig als 2. Lehrer angestellt. Ab September/Oktober 1926 war er vorübergehend in Bärwalde-Abbau und in Mossin tätig. Zum 1. Februar 1929 kam er wieder nach Priebkow. Bis wann er hier unterrichtete, entzieht sich unserer Kenntnis.

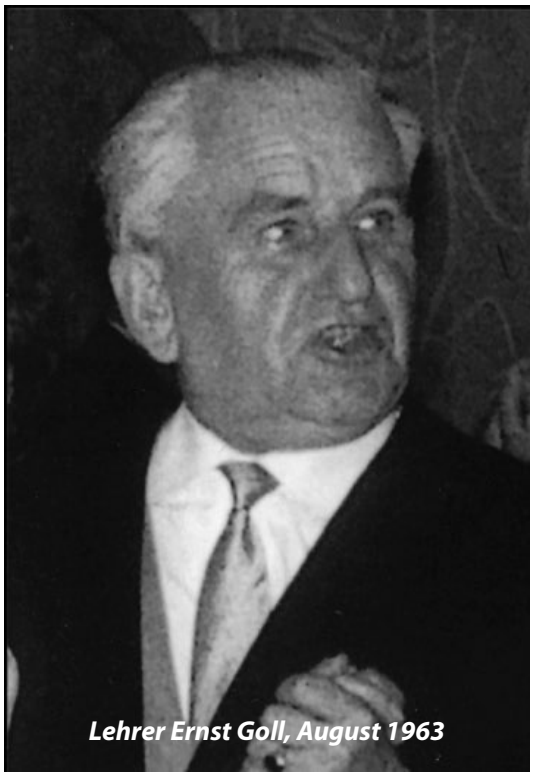
Ihm folgte während seiner Abwesenheit *vom 3. 3. 1926 – 31. 1. 1929 Herbert Wilhelm Hermann Knepel.*

Herbert Knepel wurde am 23. Januar 1897 in Swinemünde als

Sohn eines Ober-Bahnassistenten geboren. Er besuchte von Michaelis 1914 bis Ostern 1915 die Präparandenanstalt in Dramburg. Die Aufnahmeprüfung an das Lehrerseminar in Dramburg absolvierte er am 8. März 1915. Anschließend leistete er in Pölitz bis Michaelis 1915 und danach bis zum 3. März 1916 in Dramburg seinen Militärdienst. Die Ausbildung am Lehrerseminar in Dramburg beendete er am 19. März 1920 mit der 1. Lehrerprüfung. Seit dem 3. März 1926, nachdem er seine 2. Lehrerprüfung in Alt Priebkow abgelegt hatte, wurde Herbert Wilhelm Hermann Knepel endgültig im Schuldienst als 2. Lehrer angestellt. Er unterrichtete fast drei Jahre in Priebkow. Zum 1. Februar 1929 wurde er nach Mossin, ebenfalls im Kreis Neustettin, versetzt.

Anfang 1930 wurde Adolf Krause endgültig als 2. Lehrer in Priebkow angestellt, im gleichen Jahr jedoch, wohl ab Oktober, nach Groß Born versetzt.

Am 19.10.1931 legte der *Schulamtsbewerber Hans Otto Albert Minx* seine 2. Lehrerprüfung in Alt Priebkow ab. Die erste Prüfung absolvierte er am 28.03.1924 in Köslin. Da seit der Versetzung von Adolf Krause bis Ernst Goll die 2. Stelle antrat, diese unbesetzt war, ist es wahrscheinlich,



Lehrer Ernst Goll, August 1963

dass Hans Minx zumindest einige Monate in Priebkow tätig war. Er wurde am 2.11.1902 geboren. Seit dem 1.4.1932 unterrichtete Hans Minx in Schöneichen im Kreis Stolp (PKfL).

Vom 1. Oktober 1931 bis zum 31. Dezember 1936 war Ernst Albert August Goll als 2. Lehrer in Priebkow tätig. Er wurde am 2.August 1899 in Pielburg geboren. Sein Vater, Gustav Goll, war in Pielburg Postbote und mit Auguste Loock verheiratet. Am 28. September 1927 heiratete Ernst Goll die am 7. November 1900 in Glowitz, Kreis Stolp, geborene Buchhalterin

Martha Emilie Johanna Sell. Die Ausbildung absolvierte Ernst Goll an der Präparandenanstalt und vom Januar 1919 bis zum 30. Juni 1921 am Lehrerseminar in Köslin. Am 1. Juli 1921 hatte er dort seine 1. Lehrerprüfung abgelegt, die 2. Prüfung absolvierte er am 27. Februar 1930 an der Volksschule in Kleintuchen, Kreis Bütow. Er unterrichtete vom 1. Oktober 1931 bis zum 31. Dezember 1936 in Alt Priebkow. Ab dem 1. Januar 1937 war er bis zur Flucht Lehrer in Dimkuhlen, Kreis Belgard. Nach der Vertreibung, Ostern 1946, war er in Tornesch, Kreis Pinneberg, als Lehrer tätig, wo er am 5. Juli 1969 starb.

Der letzte 2. Lehrer in Priebkow war vom *1. Januar 1937 bis zum 27. Oktober 1938 der Schulamtsbewerber Paul Bratz.*

Er wurde am 27. Oktober 1912 geboren und war nur etwas länger als ein Jahr in Priebkow tätig. Bereits zum 1. Februar 1938 wurde er an die Schule von Wallachsee, ebenfalls Kreis Neustettin, versetzt.

Die 2. Lehrer wohnten meistens zur Miete im Dorf. Lehrer Bratz wohnte beispielsweise bei Willi Nitz. Ernst Goll hatte von Priebkow kommend auf dem ersten Hof rechter Hand in Bärwalde eine Unterkunft.

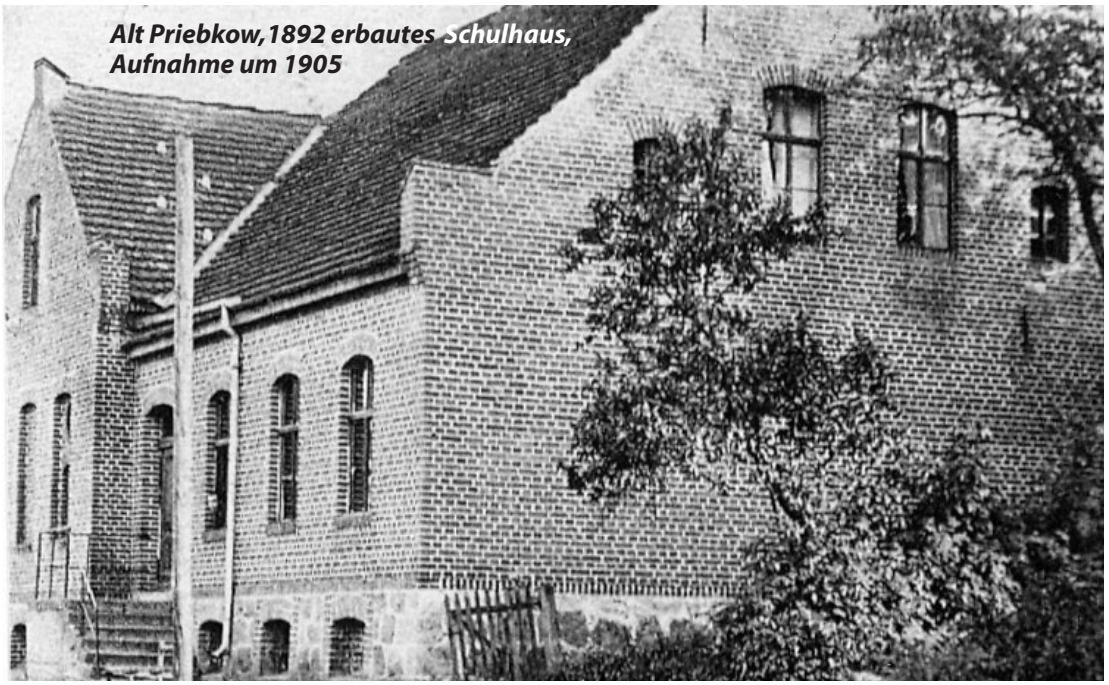
Nachdem Lehrer Bratz nach Wallachsee versetzt worden war, unterrichtete Lehrer Zimmermann als alleiniger Lehrer.

Das Schulgebäude

Die erste gesicherte Nachricht über das Vorhandensein eines Schulgebäudes geht in das Jahr 1853 zurück. Aus den Akten geht jedoch hervor, dass es bereits früher ein Schulhaus gegeben hat, seit wann, ist jedoch unbekannt.

Bereits die Gemarkungskarte aus dem Jahre 1861, die u. a. auf der Grundlage einer Karte von 1857 entstand, weist das Schulgrundstück auf dem Flurstück aus, auf dem sich die ›neue‹ Schule auch heute noch befindet. So ist wohl mit größter Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass sich mindestens das 1853 erbaute Schulhaus bereits an gleicher Stelle befand.

Das ›neue‹ und heute noch existierende Schulhaus wurde 1892 in massiver Rotklinker-Bauweise mit Hartdach errichtet. In diesem Gebäude befand sich auch die Dienstwohnung für den 1. Lehrer, die drei beheizbare Zimmer hatte. Wirtschaftsgebäude (Stallungen) gehörten ebenso zum Schulgrundstück wie etwa 6,9 ha Dienstland. Auf Grund des 44jährigen Besitzes erfolgte die Eigentumseintragung der Schulgemeinde in das Grund-



Alt Priebkow, 1892 erbautes Schulhaus, Aufnahme um 1905

buch am 25. Juni 1902. Das bedeutet, dass die Gemeinde seit 1858 Besitzer des Grundstücks und der Schule war.

Heute wird das Schulgebäude, an dem äußerlich kaum bauliche Veränderungen vorgenommen worden sind, als Wohnhaus genutzt und ist innen entsprechend um- und ausgebaut. Allerdings ist das Gebäude 2007/08 verputzt worden.

Da das Schulgebäude nur einen Klassenraum hatte, war in einem gegenüberliegenden Bauernhaus – es gehörte Karl Bülow – ein Raum angemietet und als Unterrichtsraum eingerichtet worden. Es ist nicht bekannt, seit wann.

Dieser Unterrichtsraum nahm vom Anger aus gesehen die gesamte rechte Hausseite ein. Man betrat das Haus durch die Haupteingangstür und befand sich zunächst auf dem Flur. Von dort gelangte man durch eine sich gleich zur rechten Hand befindlichen Tür in den Klassenraum.

So hatte jede Klassenstufe einen eigenen Raum. Die Klassen 1 bis 4 wurden in dem angemieteten Raum, die Klassen 5 bis 8 in dem neuen Schulgebäude unterrichtet. Der angemietete Klassenraum wurde nur so lange genutzt, so lange ein zweiter Lehrer an der Schule tätig war. Das bedeutete, dass mit der Versetzung von Lehrer Bratz nach Wallachsee ab dem 1. Februar 1938 nur noch im Schulhaus



Schulhaus im Jahre 2009

unterrichtet wurde, da Lehrer Zimmermann seit diesem Zeitpunkt alleiniger Lehrer war. Seit dieser Zeit begann der Unterricht morgens früh mit der Klassenstufe 5 – 8. Ab der 3. Stunde – ca. 10.00 Uhr – wurde die Klassenstufe 1 – 4 unterrichtet. Wenn es der Fall war, dass alle 8 Jahrgänge zusammen Unterricht hatten, widmete sich der Lehrer in der Hauptsache den unteren Jahrgängen, während die Jahrgänge 5 bis 8 mit Lesen oder dem Schreiben von Klassenarbeiten u. ä. Dingen beschäftigt wurden.

Der Schulhof befand sich auf dem kleinen Dorfanger, von der Schule aus gesehen, rechts neben dem Dorfteich.

Nach den Weihnachtsferien fand in Priebkow kein Unterricht mehr statt. Die Schule diente nun



Zwischen den Bäumen das Gebäude, in dem ein Raum für Unterrichtszwecke angemietet war

als Unterkunft für Flüchtlinge, zunächst aus Ostpreußen, später auch aus weiter östlich gelegenen Kreisen Pommerns.

Die Schüler

1846 besuchten nur die Kinder aus Alt Priebkow die Schule. Die Kinder aus Neu Priebkow und der Hasselmühle gingen gastweise zur Schule nach Koprieben. Im Jahre 1852 besuchten auch die Neu Priebkower Kinder die Schule von Alt Priebkow. Ob das seitdem ständig so war oder erst seit 1892, seitdem die ›neue‹ Schule existierte, ist nicht bekannt. Fest steht allerdings, dass die Neu Priebkower Kinder seit 1903 in Priebkow eingeschult waren. Die Kinder der Hasselmühle gingen nach Neu Koprieben in die dort seit 1901 bestehende Schule. In welche Schule zu der Zeit die Kinder der Jungfermühle gingen, ist nicht bekannt. Sicher ist, dass auch die Kinder dieser Mühle in den 1930er und 1940er Jahren nach Neu Koprieben eingeschult waren.

Für das Jahr 1774 sind 16–20 Schulkinder verzeichnet. Fast 80 Jahre später, im Jahre 1852, besuchten etwa 80 Kinder die Schule. 1902 gingen 72 Kinder in die Priebkower Schule. 1928 waren es 28 Knaben und 33 Mädchen, also 61 schulpflichtige Kinder. 1932 wurden 76 Kinder unterrichtet. Davon waren 39 Knaben und 37 Mädchen.

Im Jahre 1928 und 1932 wurde die Priebkower Schule als zweistufig bezeichnet. Das bedeutete, dass jeweils vier Jahrgänge in einer Klasseenstufe (Klasse) zusammengefasst waren. Welche Einteilung früher bestand, wissen wir nicht.

Schulaufsichts- oder Inspektionsbezirke

Bis zum Inkrafttreten (am 1. Oktober 1919) des Gesetzes vom 18. 7.1819 über die Aufhebung der Ortsschulinspektion wurde die Aufsicht über die Schulen von der Kirche wahrgenommen. Der Pastor war der zuständige Orts- oder Lokalschulinspektor, der Superintendent war Kreisschulinspektor.

Alt Priebkow gehörte mindestens seit 1590 stets dem Kirchspiel Koprieben an, so dass der jeweils dort amtierende Pastor der Lokalschulinspektor war.

Im Jahre 1898 gehörte Priebkow zum Kreisschulinspektionsbezirk Tempelburg I. Kreisschulinspektor war der Superintendent Schröder in Tempelburg I.

Im Laufe der folgenden Jahre wurden die Zugehörigkeiten zu den Kreisschulinspektionsbezirken mehrfach geändert und Neueinteilungen durchgeführt.

1. Lehrer	*von*	*bis*
Ernst Schramm	mindestens 1805/1806	1852
August Ferdinand Streek	1. Mai 1851	Mai 1852
Johann Frierich Radtke	Ende 1852	1879
Paul Wegner	1879	?
Franz Michael Friedrich Vegelahn	1880	1922
Arthur Herwarth Berthold Zimmermann	1. Januar 1922	4. März 1945
2. Lehrer, Gehilfen, Präparanden		
Georg Streitz	1923	1926
	1. Februar 1926	?
Herbert Wilhelm Hermann Knepel	3. März 1926	31. Januar 1929
Adolf Krause	1930	
Ernst Albert August Goll	1. Oktober 1931	31. Dezember 1936
Paul Bratz	1. Januar 1937	27. Oktober 1938

Ab dem 1. Oktober 1913 gehörte Priebkow zur neueingerichteten hauptamtlichen Kreisschulinspektion Dramburg I. Durch die Regierungsverfügung vom 15. März 1926 wurden die Schulaufsichtskreise Neustettin neu eingeteilt. Von nun an gehörte Priebkow zum Schulaufsichtskreis Neustettin I unter dem Schulrat Popp in Neustettin. Mit der Regierungsverfügung vom 22. März 1932 wurde Priebkow zum Schulaufsichtskreis Neustettin II, ehemals Neustettin I, unter Schulrat Gehrke gelegt. Aber bereits im April 1932 wurde durch die Regierung in Köslin eine Neueinteilung der Schulaufsichtskreise vorgenommen. Seitdem gehörte Alt Priebkow zum Schulaufsichtsbezirk Bad Polzin unter Schulrat Wegner in Bad Polzin. Diesem Schulaufsichtsbezirk gehörte Priebkow wohl nur einige Jahre an, da letztlich der Schulrat Gehrke bis 1945 die Aufsicht über sämtliche Schulen des Kreises führte.

Mit dem Inkrafttreten des Schulunterhaltungsgesetzes vom 28. Juli 1906 am 1. April 1908 wurden die Gemeinde Alt Priebkow, das Gut Alt Priebkow und das Gut Neu Priebkow zu einem sogenannten Gesamtschulverband zusammengefasst, der bis Ende 1928 bestand. Im selben Jahr wurden nämlich mit Beschluss Nr. 14410/28 vom 18. Dezember die Güter Alt und Neu Priebkow mit der Gemeinde Alt Priebkow vereinigt. In diesem Zusammenhang wurde der Gesamtschulverband in einen sogenannten Eigenschulverband umgewandelt.

Uwe Thiel

Taufengel in Pommern

Wusterhanse, Kirchenkreis Neustettin

Kirchenbau	Turmlose Fachwerkkirche mit dreiseitigem Ostschluss, 1728
Taufengel	
Datierung:	1. Hälfte 18. Jahrhundert
Maße:	ca. 1,30 m
Art:	schwebender Taufengel
Aufhängung:	ursprünglich Seil mit Kugeln heute Stange
Standort:	südlich neben dem Altar über dem Taufstein
Restaurierung	etwa 2000

Beschreibung

1912 hieß es: »Wusterhanse Mater: Eingepfarrt Kasimirshof; Filial a. Zülkenhagen, b. Balfanz; Collatz. Wegen Wusterhanse das Geschlecht derer von Zastrow. Wegen Zülkenhagen und Balfanz das Geschlecht derer von Glasenapp; Patrone Besitzer der Güter.«

Die Patrone ließen die Kirche erbauen und stifteten auch die Inneneinrichtung. Davon zeugt der geschnitzte Gethsemane-Altar von 1736. Rechts und links befinden sich am oberen Altaraufsatz an prominenter Stelle die Wappen der Stifterfamilien von Zastrow und von Glasenapp.

Im Denkmalinventar von 1934 heißt es: »Vor dem Altare hängt ein Taufengel, in strengerer Haltung hinzugefügt.« Das Gesicht ist in der Tat ungewöhnlich streng. Die linke Hand trug die Taufschale, die erhobene rechte zeigt eine auffallende Gestik. Daumen und kleiner Finger sind abgespreizt, der Zeigefinger eingeknickt und Ring- und Mittelfinger miteinander verbunden. Eine Fotografie zeigt die Geschlossenheit der Ausstattung.

Im Osten der Altar, davor der schwebende Taufengel, im Süden erhöht das Patronatsgestühl, im Norden der Beichtstuhl und die Kanzel sowie das bis an den Chorraum reichende Kastengestühl für die Gemeinde. Der vorhandene neugotische Taufstein deutet darauf hin, dass der Taufengel seit dem späten 19. Jahrhundert nicht



mehr in Gebrauch war. Heute hängt der Engel rechts neben dem Altar, darunter steht der noch genutzte Taufstein.

Der Altar, die Kanzel und auch der Taufengel sind etwa um 2000 restauriert worden. Zwei vorherige Farbfassungen sind dokumentiert. Auf der nicht datierten Fotografie aus der Zeit vor 1934 sind die Ränder, die Schärpe und Teile der Flügel wahrscheinlich golden, das Gewand ist hell.

Eine weitere Farbfassung zeigt das Untergewand gelb, übrige Teile des Gewandes blau und rot. In der heutigen Farbfassung ist das Untergewand weiß, der obere Teil des Obergewandes ultramarinblau und unterer Teil hellblau. Die Stulpen der Ärmel sind silbern, und der obere Rand der Flügel ist vergoldet.

Brigitte Becker-Carus
Taufengel in Pommern
Tomas Helms Verlag, Seite 184 – 6

Leben mit Tieren

Walter Mertins

Tja, wie war es damals für mich als Zwölfjähriger im Februar und März 1945 in der Rückerinnerung der Kriegs- und Nachkriegszeit?



Je älter ich werde, desto häufiger wandern meine Gedanken in die alte, verlorene pommersche Heimat. Es ist schon ›des Merkens würdig‹, dass meine besonderen Erinnerungsbilder dabei häufig bei den vielen mitleidenden Tieren stehen bleiben. Auch für sie war die Zeit voller Lebensbedrohung und gefühltem Leid. Und unser Leben und das der Tiere waren gleichzeitig in Gefahr. Erinnerungen – das heißt auch zugleich eine Auswahl aus dem Leben selbst!

Unsere Flucht aus Stepen vor der Roten Armee mit einem Pferdewagen vom Gut und gelenkt von Herrn Rudolf Schiewe hatte in der Ortschaft Groß Pobloth vor Kolberg ein Ende gefunden. Die Front hatte uns überrannt. Von der Hauptverkehrsstraße hatten wir uns in ein etwa 50 Meter entferntes, leeres Tagelöhnerhaus zurückgezogen. Wir, das waren zwei Fahrzeuge, die Familie Zickuhr mit vier Personen, unsere Mutter, mein Bruder Kurt und ich. Unsere Fluchtwagen wurden in der nahen Gutsscheune untergestellt, und dort standen auch unsere Pferde.

Die aufregende Fluchtstrecke der Nacht aus der brennenden Stadt Belgard hatte mit Sicherheit dazu beigetragen, dass unsere hochtragende Stute, das frühere Reitpferd des Gutsinspektors, ein Fohlen zur Welt brachte. Es war ein wunderschönes Tier, dunkelbraun im Feld mit einer weißen Blesse vor der Stirn.

Für uns Jungs, meinen Bruder Kurt, Heinz Zickuhr und für mich war es – wie soll ich es sagen – mitten im Kriegsgeschehen etwas ganz Besonderes, so etwas zu erleben.

Auch die Erwachsenen gingen in die Scheune, um die stolze Pferdemutter und ihr Fohlen anzusehen. Die Zeit verging mit einer nicht zu beschreibenden Spannung.



Irgendwann waren Geräusche von der nahen Straße zu hören. Eine nicht enden wollende Zahl von russischen T34-Panzern ratterte von dem Frontgeschehen zurück. Gleichzeitig zogen polnische Einheiten an die lärmenden Kampflinien. Die T34-Panzer hatten vorne und hinten quer über die Stahlverkleidung an den Seiten mit schweren Ketten Kiefernstämme befestigt bzw. gespannt. Und darauf angelehnt am Fahrzeug lagen die russischen Soldaten. So sah also die bewegliche Rote Armee aus! Wir konnten so erkennen, dass die russischen Einheiten bei heftigem Widerstand geschont wurden.

Während des Truppenwechsels fragte meine Mutter einen polnischen Offizier, der sehr gut Deutsch sprach, ob und wie wir wohl wieder in unser Heimatdorf zurückkehren könnten. Er gab uns den Rat, noch einige Tage zu warten, bis sich das Frontgeschehen weiter zum Westen verlagert habe; aber dann sollten wir aufbrechen.

Wenn wir länger bleiben würden, kämen wir an Ort und Stelle zum Arbeitseinsatz.

Diesem Vorschlag folgten wir dann auch.

Herr Schiewe hatte für unser Fohlen vorne im Wagen einen kleinen Verschlag gebaut. In regelmäßigen Abständen wurde das Trier zum Trinken herausgehoben. Nach einigen Übungen hatte die besorgte Stutenmutter diesen Vorgang auch akzeptiert.

Im übrigen kannten die Pferde unsere Stimmen, denn sie wurden ständig gestreichelt, und sie lebten ja auch mit uns quasi in einer Notgemeinschaft.

Nach einigen Tagen hatte sich das Frontgedonner weiter weg nach Kolberg und Treptow verzogen, und wir kamen eigentlich gut voran Richtung Heimat. Als wir auf der schier endlos wirkenden Strecke durch den Kiefernwald nach Kiefheide fuhren, passierte es. Plötzlich tauchte ein Panjewagen besetzt mit mehreren russischen Soldaten auf. Daneben ritt ein Offizier auf einem erschöpft wirkenden Pferd. Für uns war ein Ausweichen in den Wald einfach nicht mehr möglich. Ohne Absprache mit Familie Zickuhr fuhren wir mit den zwei Gespannen ruhig weiter. Bloß keine Angst zeigen, dachten wir. Als wir fast vorbei waren, kam der Ruf »Stoj, stoj!«. Der Offizier sagte, auf unsere Stute zeigend: »Welch ein Pferd, das muss ich haben.« Herr Schiewe konnte ein bißchen Russisch und hat es uns später übersetzt. Seine Sprachkenntnisse aus dem 1. Weltkrieg hat er aber zum Eigenschutz nie bekannt gemacht, weil er sonst sicherlich in große Schwierigkeiten gekommen wäre.

Zurück zur Situation: »Was sollten wir machen?« Das schöne Reitpferd musste ausgespannt werden. Mit Gesten und Worten versuchten wir, auf das kleine, dann mutterlose Fohlen aufmerksam zu machen. Herr Schiewe hob es noch einmal aus dem Verschlag und ließ es trinken. Auch der Hinweis, dass es ohne Mutter verhungern würde, fand kein Gehör. Die Forderung war ein Befehl!

Unsere Bitte an die Soldaten, das kleine Fohlen zu erschießen, wurde abgelehnt. Mir kamen die Tränen, aber ich versuchte, sie so gut ich konnte zu verbergen. Später meinte Herr Schiewe, ich hätte meine Tränen offen zeigen sollen, denn die Russen hätten Kindern gegenüber ein gutes Herz und eine weiche Seele.

Als Ersatz bekamen wir ein abgehetztes und mageres, kleines Panjepferd. »Ein armer Gaul!« so sagten wir früher. Aber immerhin, so konnten wir wenigstens weiter fahren.

Ein kleines Stück hinter unse-



rem Wagen haben Herr Zickuhr und Herr Schiewe das Fohlen dann getötet. Für uns alle war es furchtbar. Dieser Krieg! Herr Schiewe war ein frommer, naturliebender Mann, und ihm ging dieses Geschehen noch tagelang sichtbar nahe. Auch wir waren tief betrübt. Der Tod und das geliebte Leben so unmittelbar nebeneinander.

Am nächsten Dorfausgang haben wir auf einer Wiese eines

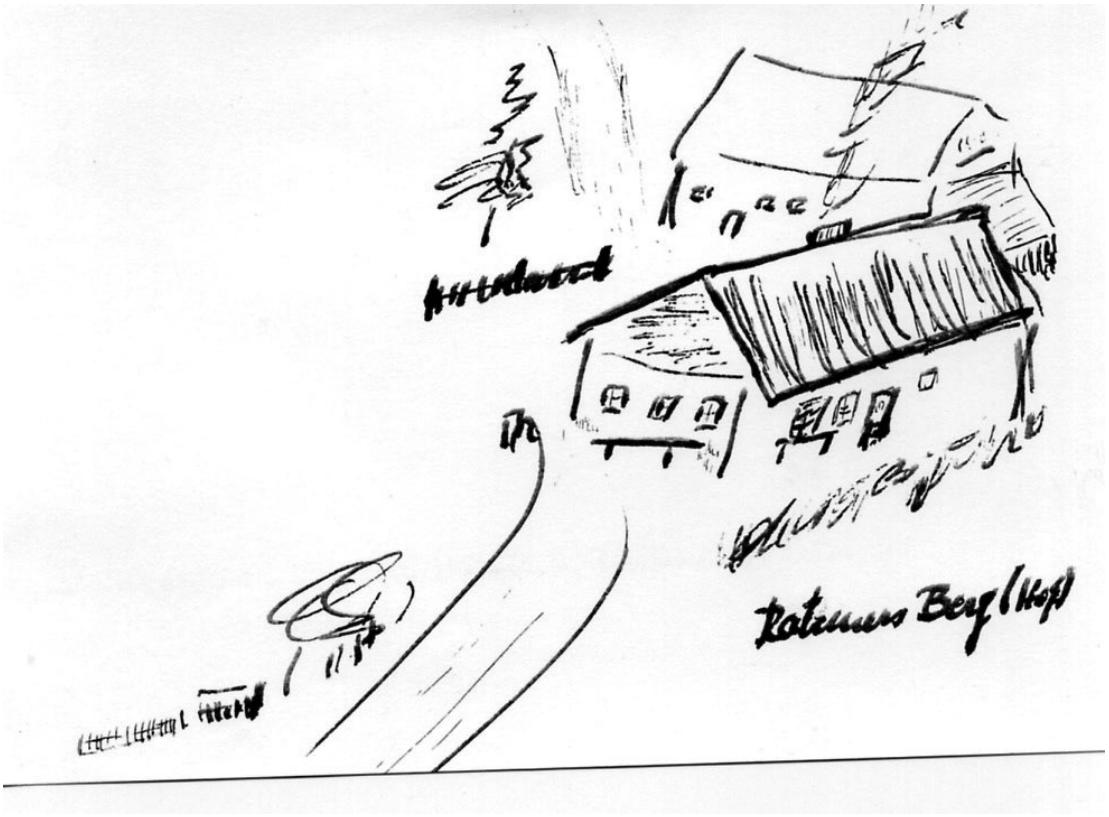
verlassenen Hofes ein am Fuß verletztes Pferd eingefangen. Es lahmte stark, und die Verletzung am linken Fuß oberhalb des Hufes sah böse aus. Herr Schiewe meinte allerdings: »Das kriegen wir wieder hin.« Es wurde hinten an unseren Wagen angebunden und kam also mit. Herr Schiewe forderte uns Jungs auf, immer wenn wir pinkeln mussten, dies auf den kranken Fuß des Pferdes zu tun. Schon nach einigen Tagen begann die Wunde tatsächlich zu heilen.

Ich erinnere mich an ein weiteres bildhaftes Erlebnis mit Tieren, als wir – kurz aus dem Dorf Drensch kommend – uns unserem Heimatdorf Stepen näherten. Auf der kleinen Anhöhe neben dem Bauern Nitz tauchte ein Rudel Hofhunde von ca. zehn Tieren auf, die nach der Flucht offensichtlich verwildert waren. Sie blieben in einer angemessenen Entfernung stehen und nahmen mit erhobenen Köpfen Witterung auf, wurden dann unsicher und verschwanden schnell hinter dem Hügel in Richtung des Mühlensees. Wir waren wohl nicht die ›richtigen‹ Heimkehrer. Diese rührende Begrüßung hat uns bewegt und beschäftigt. Wem mögen die Hunde wohl gehört haben? Die Sorge, was mit ihnen geschehen wird und ob sie wohl ihre Besitzer wiedergefunden haben, hat uns in Gesprächen traurig gestimmt, denn wir wussten ja schon, dass viele ehemalige Bewohner nicht zurückkommen würden.

Als wir uns unserem Heimatdorf näherten und uns in Höhe des sogenannten Lustgartens (des Gutsgartens) befanden, empfing uns ein vielstimmiges Gebrüll hungriger und durstiger Kühe. Etwa 500 Tiere waren auf dem eingezäunten Innenhof des Gutes eingefangen, man könnte auch sagen eingepfercht. Uns, die wir auf dem Lande mit Vieh aufgewachsen waren, taten die klagenden Rufe richtig weh!

Auf Vorschlag unseres Fahrensmanns Herrn Schiewe fuhren wir auf seinen Hof, auf den im Dorf so genannten ›Ratzmers Berg‹, weil man von dort aus sich nähernde russische Soldaten rechtzeitig erkennen konnte. Aber kaum waren wir dort, waren sie auch schon auf dem Weg mit ihren unvermeidlichen Kalaschnikows und ordneten an: »Morgen rabotti!«

Nachdem wir es uns so einigermaßen auf ›Ratzmers Berg‹ eingerichtet hatten, wollten wir nur eins wissen: »Wie sieht es bei uns auf dem Hof aus?« Wenn man von Osten – also von Schönwalde aus – kam, war es das erste Grundstück im Dorf.



Meine Mutter, mein Bruder Kurt und ich ›tüffelten‹ also los, aber nicht auf dem Dorfweg, denn aus Angst vor den ›Siegermächten‹ gingen wir hinter den Höfen Engfer, Graun und Bauer Ramlow entlang zu uns in Richtung ›Zuhause‹.

Aber wie sah alles aus? Im Nachhinein kann ich meine Eindrücke kaum beschreiben, denn damals boten die Häuser nach dem Frontgeschehen im verlassenen und ausgeplünderten Zustand einen unbehausten Anblick. Meine Gefühle aber änderten sich schlagartig, als wir in unseren Torfstall reinguckten und uns plötzlich unser Hund ›Mohrchen‹ entgegensprang. Welch eine große gegenseitige Freude!

Sie war eine schwarze Mischlingshündin mit einem weißen Vorhemd auf der Brust. ›Mohrchen‹ konnte sich überhaupt nicht wieder einkriegen! Solch eine ausdrucksstarke Wiedersehensfreude habe ich später in meinem Leben bei Tieren nie mehr erlebt. Leibhaftiges Glück! Wir alle waren tief gerührt.

Als wir am 26. Februar auf die Flucht gingen, war ›Mohrchen‹ bei der Abfahrt nicht da. Offen-

sichtlich hatte sie sich irgendwo verkrochen. Wie viele Ängste der Verlassenheit, des Todes und des Hungers hatte sie in der Zwischenzeit (in den drei Wochen) wohl erlebt? Ja, und nun waren wir wieder da! In den nächsten Stunden und Tagen wich sie nicht mehr von ›unseren Hacken‹, wie wir zu Hause in Pommern dieses Verhalten nannten. Stets war ›Mohrchen‹ in Sicht- und Berührungsnähe.

Nachdem wir zusammen mit Familie Fick in unser Haus eingezogen waren – die verbliebenen Deutschen wohnten aus Angst vor Übergriffen stets zusammen – bekam unser ›Mohrchen‹ die schreckliche Hundestaupe. Sie verkroch sich tief in ihrer Hundehütte. Mit großer Mühe konnte man sie mit ein bißchen Milch herauslocken. Mehrere Male habe ich ihr mit lauwarmem Wasser die völlig verklebte Nase, die Augen und die Ohren gereinigt, bis die couragierte Nachbarsbäuerin Frau Fick dem Leiden kurzentschlossen ein Ende gesetzt hat.

Zu unserem Aufenthalt auf ›Ratzmers Berg‹ fällt mir noch ein Erlebnis ein. Aufgrund des Frontgeschehens und der Kämpfe hatten wir keine Hühner. Sie waren entweder geschlachtet, totgeschossen oder verwilderten. Sie waren daher eine Rarität, und Hühnereier waren eine ganz besondere Kostbarkeit.

Wir Jungs hatten verwilderte Hühner gesehen und machten uns auf die Jagd sie einzufangen, und dies war gar nicht so einfach! Heinz Zickuhr, mein Bruder Kurt und ich hatten auf dem verlassenen Bauernhof Raddatz am Ende des Dorfes einige entdeckt. Unter Strauchwerk hatten wir sie eingefangen, indem wir uns einfach raufgelegt haben und sie dadurch einklemmten. Ein paar Zwerghennen fingen wir in der Nähe des Inspektorenhauses Bülow ein, und wir waren sehr froh, denn sie legten ab und zu ein Ei und bereicherten so unsere Mahlzeiten. Die Hühner wurden im Eckschuppen, der sich zwischen Stall und Wohnhaus befand, vor den häufig auftauchenden Rotarmisten versteckt.

Aber nun muss ich noch über ein weiteres Erlebnis mit Tieren erzählen. Aufgrund der Tatsache, dass meine Großmutter und Mutter geschickte Näherinnen waren, wurden sie von dem Kommandanten der Kolchose sehr geschätzt. Sie hatten sehr viel zu tun und hatten auch eindeutig Privilegien. Als Spezialist genoss man halt Vorteile!

Als Deutsche im Dorf waren wir die einzigen Besitzer einer Kuh. Dies muss dem polnischen Bürger-

meister, der von den Russen eingesetzt worden war, mehr als geärgert haben. Sein Herz war voller Groll. Eines Tages hat er tatsächlich unsere tägliche Milchquelle einfach aus dem Stall weggeholt. Meine Mutter ist sofort zum russischen Kommandanten gelaufen und hat den Diebstahl gemeldet. Und er ist stehenden Fußes mitgekommen und hat mit Geschimpfe und Drohungen den Bürgermeister gezwungen, die Kuh eigenhändig in unseren Stall zurückzubringen. Welch eine Blamage für ihn! Ich glaube, das hat er uns nie vergessen. Seit dieser Zeit durften wir unseren Stall – auf Genehmigung durch die Kommandantur – abschließen.

Ja, und dadurch konnten wir auch heimlich ein Schwein halten und groß füttern.

Wie kam es dazu? Folgende Vorgeschichte: Hinter der Stepener Mühle, ca. zwei Kilometer vom Dorf entfernt, befand sich der Hof des Bauern Wolfram. Dieser Hof wurde weiter voll bewirtschaftet. Ein während der Kriegszeit dort tätiger, zwangsverpflichteter, junger Pole hatte sich in die hübsche Bauerstochter verliebt und hatte, als die Rote Armee kam, angegeben, dieser Hof gehöre ihm und die Bewohner seien seine Familie. Also auf diesem Hof gab es noch Viehbestand. Nach Absprache zog eines Abends meine Mutter mit ihrer Freundin Anna Tesch los, um dort ein kleines, junges Ferkel zu holen. Unsere Mutter berichtete später von dieser aufregenden Unternehmung. Zweimal mussten sie sich mit dem kleinen, jungen Ferkelchen im Kartoffelsack in die Büsche schlagen, weil ihnen laute, angetrunkene Russen auf dem Weg entgegenkamen. Aber das Beängstigende war der Umstand, dass ihre schwerhörige Freundin jedes Mal laut fragte: »Anna, was ist los, warum müssen wir uns verstecken?« Unsere Mutter war gezwungen, ihrer Freundin den Mund zuzuhalten.

Noch eine Geschichte, eine erlebnisstarke Begegnung mit Tieren im Herbst 1945, und zwar mit Schafen. Ein gleichaltriger zwölfjähriger Junge aus Westpreußen und ich waren zum Schafehüten abkommandiert. Dieser Junge, Gerd Loch, und ich ›tüffelten‹ also schon in Herrgottsfrühe zur Stepener Schäferei, die etwa eineinhalb Kilometer vom Dorf entfernt in der hinterpommerschen Hügelkette lag. Wenn wir dort ankamen, stieg in der Regel die Sonne erst aus dem Nebelnachthemd. Die kleinen Hügel waren durch Reif weiß gefärbt. Die Schafe rannten, aus dem Stall kommend, sofort

los, um Futter zu suchen. Aber ›Schoppehüten‹ ohne Hund ist schwere Laufarbeit, den ganzen langen Tag! Die Hammelherde war schwer zusammenzuhalten.

Ein altes Schaf hat uns besonders viel Mühe und Sorgen beriet-et, denn häufig blieb es auf der Strecke erschöpft liegen. Einfach liegen lassen wollten wir es auch nicht. Wir hatten auch Angst, dass die Russen die genaue Zahl der Herde kennen würden. Also haben wir es daher abwechselnd auf den Armen oder auf der Schulter getragen. Heute kommt mir bei dieser Erinnerung eine Darstellung vom sorgenden Schäfer in den Sinn. Ein Schäfer trägt das kranke Schaf auf seinen Schultern. Manchmal fällt mir dann auch das Lied der Christlichen Gemeinschaft aus dem Reichsliederbuch ein: »Weil ich Jesu Schäflein bin …«

Ja, so war es! Mir sind Erlebnisse mit Tieren in der damaligen schlimmen Zeit noch sehr lebendig. Tiere sind nicht nur Nutztiere, sondern Mitgeschöpfe auf dieser Erde.

Von Johann Wolfgang Goethe soll der Satz sein: »Jedes Tier hat uns etwas zu sagen«.

»Ganze Welten von Liebe werden notwendig sein, um den Tieren ihre Dienste und Verdienste an uns zu vergelten.« (Christian Morgenstern)

Gefangenenpost

Seit gut sieben Jahren beherbergen wir etwa 600 Briefe und Postkarten, von uns bezeichnet als Gefangenenpost. Diese wurde ab 1944 von gefangenen deutschen Soldaten aus vielen Kriegsgebieten an Angehörige in Neustettin gerichtet und hat ihre Empfänger infolge der Kriegsereignisse – Einnahme Neustettins und des Kreises durch die Rote Armee und das polnische Heer – nicht mehr erreicht.
Zu beachten ist, dass diese Post ausschließlich an Bewohner von Neustettin gerichtet ist, nicht an Dorfbewohner!

Mit manchmal kriminalistischem Spürsinn haben wir schon einige Briefe und Postkarten Angehörigen zustellen können – nach über 60 Jahren Postweg!

Dr. Siegfried Raddatz, Jakob-Böhme-Straße 21, 51065 Köln
Telefon 02 21 - 69 87 85, e-mail: mein-neustettiner-land@web.de

Ursula Rosenow, geb. Knuth
wohnhaft damals:
Forststraße 1

Stephanskirchen, den 30.1.2014

Lieber Herr Dr. Raddatz!

Nachträglich
alle guten Wünsche für
Ursula Rosenow
zu ihrem 89. Geburtstag
am 9. April 2014

Nach unserem Telefonat erhielt ich Ihre Karte mit den Unterlagen aus meiner unvergesslichen, schönen Heimat. Es gab mir eine Vertrautheit, als würden wir uns schon lange kennen.
Dieses Vertrauen möchte ich an Sie mit meinen Kindheitserinnerungen zurückgeben.



In den sehr sorgfältig von meinem Mann geführten Unterlagen kann vielleicht einiges im Museum in Eutin noch Verwendung finden.
Mein Mann und ich waren zwei echte Pommeranzen und waren 59½ Jahre glücklich verheiratet. Er war aus dem schönen Tempelburg am Dratzigsee und ich eine Neustettinerin vom Streitzigsee.
Jetzt folgen schöne Erlebnisse aus meiner frühesten Neustettiner Kindheit!
Die Umgebung der Forst- und der Bismarckstraße ist mir auch heute noch sehr vertraut. Hier spielte sich meine Kindheit mit vielen Freundinnen ab:
Eva Radtke – Vater Kolonialwaren, Edith Habenstein – Vater Viehhändler,
Trude Tilinski

Zur Pestalozzischule war es von der Forststraße 1 doch ein ziemlich weiter Weg, besonders im Winter, die bei uns ja kalt und lang waren. Dick angezogen mit langen, von der Mutter selbst gestrickten,

braunen, langen Wollstrümpfen mit Leibchen und hohen braunen Schnürschuhen ging's los. Unter dem von einer Hausschneiderin (Frl. Uske) genähten, dicken Wintermantel wurde als erstes ein Schürzchen getragen, genäht und manchmal bunt ausgestickt, damit das Kleidchen ja nicht schmutzig wurde. Eine Reinigung so wie heute an jeder Ecke gab es nicht – oder doch?

Es ging vorbei an der Molkerei, am Autohaus Jungklaaß, an der Landwirtschaftsschule und der katholischen Backsteinkirche.


Katholische Heilige Geist Kirche in Neu-Stettin.

In dieser Kirche bin ich nicht einmal gewesen. War das wohl als Evangelische eine Sünde, sie zu betreten?

Gott sei Dank, heute denke ich darüber toleranter. Über den großen Schulhof seitlich ging es dann in die Klasse im 1. Stock. Lehrer? Namen vergessen!

Nach dem Mittagessen zu Hause mussten erst gleich die Schularbeiten gemacht werden, danach durfte ich erst spielen. Im Winter ging's runter zum Streitzigsee. Dort lernte ich Schlittschuh laufen. Ganz gut durchgefroren ging es nach Hause, wo es bei der Omi so gut duftete. In der Ofenröhre brutzelte ein Bratapfel. –

Eva Radtke war auch deshalb eine besonders gute Freundin, weil ich sie oft bat, uns aus dem elterlichen Laden Bonbons zu stibitzen. So viele Glasbehälter waren mit verschiedenen, bunten Bonbons dort gefüllt.

Im Sommer konnten wir oft auf dem Bürgersteig Kreisel und mit Murmeln spielen, oder ein Ball wurde an die Wand geworfen und musste aufgefangen werden. Aufgezeichnete Hüpfspiele und den Kullerreifen mit einem Holzstab in Bewegung setzen. Das ging auch alles deshalb meist ohne Unterbrechung, weil sich kaum auf der Straße etwas bewegte, vielleicht manchmal ein Pferdefuhrwerk. Das hörte man ja durch das Kopfsteinpflaster in der Forststraße lange rasseln.

Einmal in der Woche kam eine Frau mit dem Ziehwagen und rief laut: »Frische Fische!« Edelfische waren es nicht so wie heute, meist nur aus

dem Streitzigsee oder dem Vilmsee. Das war ein billiges und gesundes Gericht, meist einmal in der Woche.

Wenn ich an Edith Habenstein denke, fallen mir immer die von ihrer Mutti ausgerichteten Kindergeburtstage ein. Fein angezogen ging es über die Straße mit einer Sammeltasse in der Hand zum Geburtstag. Mit Edith war ich dann noch gemeinsam auf der Mittelschule. Unsere Lehrerin hieß Fräulein Utz, dann waren dort weiter Frl. Bergmann, Frl. Hartwig und Lehrer Ottchen Christ mit dem kleinen Rohrstock in der Hand.

Im Sommer einmal im Jahr ging es in den Stadtwald zum Kinderfest. Wir trugen weiße Kleidchen, hatten einen Gänseblümchenkranz im Haar und trugen Bogen mit gepflückten Blümchen. Vom Bahnhof Kietz aus ging es mit der Eisenbahn in den Stadtwald, wo die Eltern und Omis und Opis schon auf uns warteten.



Kinderfest 1937

Ein besonderes Erlebnis war auf dem Berg, wo die Maussmühle stand, die Überquerung des Zeppelins. Viele Leute erwarteten ihn. Ich glaube sogar, die Zigarre, wie er auch genannt wurde, hieß ›Hindenburg‹.

Während meines Schreibens – es fällt mir mit meinen fast 89 Jahren doch recht schwer – machen sich noch so viele schöne, unvergessene Erlebnisse breit im schönen Neustettin und Umgebung. Alle meine Verwandten kamen aus der Gegend von Hammerstein und Schlochau, einige aus Stolp. Einen Bruder hatte ich. Er besuchte das Fürstin-Hedwig-Gymnasium. Und es gab keine Schulgeldfreiheit, auch keine Lernbücher umsonst!

Der Brauereigarten der Familie Baier erinnert mich noch an ein besonderes Erlebnis: Hannelore (oder hieß sie Rotraud) war eine kleine Freundin von mir! Wenn im Monat Mai die ersten Maikäfer summten, ging's ab in den Garten. Am Zaun zur Bismarckstraße standen die gerne angeflogenen Bäume der Käfer. Mit einer Zigarrenkiste vom

Vater ging's los. Wenn man am Tag diese Bäume schüttelte, fielen die Maikäfer wie betäubt herunter. Aufgesammelt kamen sie – mit grünem Blattwerk ausgelegt – in die Kiste. Sie wurden gezählt, und wer die meisten hatte, war selig!

Ich erinnere mich deshalb so genau, weil meine Eltern in der Nacht aufstehen mussten, um sie alle wieder einzufangen. Hatten diese Biester doch den Deckel aufgestemmt!



Zum Schluss möchte ich Ihnen – lieber Herr Raddatz – nochmals danken dafür, dass ich durch die Überlassung der Unterlagen so intensiv an meine schöne Kindheit denken konnte.

Was ich an Unterlagen von früher beifüge, braucht keine Rückgabe. Vielleicht ist das eine oder andere zu Vorhandenem ein Ergänzung.

Als meine älteste Enkelin ca. 5 – 6 Jahre alt war (heute 31), sagte sie oft zu mir: »Omi, noch eine Geschichte.« Sie konnte meine Kindheitserlebnisse immer wieder hören.

Ein deutscher Schriftsteller hat einmal gesagt:

»Die Kindheit ist das stille Licht, das uns aus der eigenen Vergangenheit tröstlich in die Gegenwart und Zukunft hinüber leuchtet!«
Mit einem herzlichen Gruß!
Ihre Ursula Rosenow

geboren: am 9. April 1925 in Neustettin, getauft in der Nikolaikirche, dort ebenfalls konfirmiert von Superintendent Horn

Schule: 4 Jahre Pestalozzischule, Mittelschule, ein Jahr Handelsschule Neugebauer in der Viktoriastraße

Krieg: dienstverpflichtet

Heirat: 1951 Dr. med. Rosenow aus Tempelburg, zwei Kinder und vier Enkelkinder,

Januar 2011, mein lieber Mann verstorben

Großeltern: väterlicherseits und mütterlicherseits waren Gutsbesitzer im Kreis Schlochau-Hammerstein

Adresse: Ursula Rosenow, geb. Knuth, Ulmenweg 3,
83071 Stephanskirchen-Schlossberg, Tel. 080 31-7 26 38



Maussmühle

Jeder angenehme Augenblick
hat Wert für mich.
Glückseligkeit besteht nur in Augenblicken.
Ich wurde glücklich, da ich das lernte.

C. VON SCHELLING

Rund um unseren Streitzigsee

Spaziergänge und Ausflüge
nach einem alten Reiseführer



Klosterwald

Im Sommer täglich nachmittags Bootsfahrt nach dem Walde durch ein Boot mit Petroleummotor, das regelmäßig fährt. Abfahrt von der Stelle der Promenade, wo das Kriegerdenkmal steht. Privatboote können gemietet werden. Vom jenseitigen Ufer herrlicher Blick auf die malerisch gelegene Stadt; Spaziergang durch den Wald an den Völzkowsee und weiter zur Försterei Karlshorst. Rückweg entweder wieder zu Wasser oder zu Fuß über Domäne Marienthron, wo von der Höhe im Park wundervoller Blick auf See und Stadt und weiter darüber hinaus ist (zum Besuch des Parkes Meldung beim Domänenpächter notwendig); an einer Stelle noch Mauerreste des alten Klosters. Von dort Rückweg auf der Chaussee zur Stadt, besonders schön bei Sonnenuntergang, zur Linken stets der See.

Stadtwald

Zu Wagen oder zu Fuß oder per Bahn zu erreichen, fünf Kilometer von der Stadt entfernt; fast alle Züge der Neustettiner-Konitzer Strecke halten nach Bedarf auf dem Haltepunkt Stadtwald, von wo der Weg durch herrlichen Buchenwald zur Stadtförsterei in zehn Minuten führt, die am krebsreichen Stadtsee gelegen ist; auf dem großen, mit Bänken versehenen Platze vor der Försterei häufig Konzerte. Im Walde noch der Kesselsee, früher dem Herthasee auf Rügen mit Recht vergleichbar. Durch den 2100 Morgen großen, meist aus Laubholz bestehenden Wald führt die Chaussee nach Soltnitz; auf der alten Heerstraße, die zum Teil noch neben der Chaussee zu erkennen ist, zog 1812 der französische Marschall Davoust nach Rußland. Im Osten des Waldes an der Bahnstrecke der sogenannte Schloßberg, wo vorzeiten eine Burg stand. – Die Partie nach dem Stadtwald kann mit einer solchen nach dem Hammersteiner Schießplatz verbunden werden; von Neustettin nach Hammerstein per Bahn mit dem ersten Zuge, auf Mittag zurück bis Haltepunkt Stadtwald; im Stadt-

wald bis 5 bzw. 10.30 Uhr abends (für die Bahnfahrt) oder beliebig zu Fuß zur Stadt zurück.

Persanzig und Raddatz

Der Weg geht zunächst auf der Bärwalder Chaussee; auf dem Berge vor Streitzig schöner Blick auf See und Stadt; hinter dem Dorf Streitzig, nicht weit von Persanzig, zur Rechten die Stelle, wo in den 1850er Jahren ein Bohrturm stand, der errichtet war, weil es die Vermutung gab, es möchte ein Salzlager von Kolberg bis zur Quelle der Persante sich erstrecken.

Etwas weiter das Dorf Persanzig, der älteste Ort des Neustettiner Kreises, schon 1268 genannt; in der Nähe die Quelle der Persante und der Rest des 1863 abgelassenen Persanzigsees; hierdurch wurden Pfahlbauten von seltener Ausdehnung (gegen zehn Morgen an Flächenraum) bloßgelegt. Drei Kilometer hinter Persanzig das Dorf Raddatz am gleichnamigen See, in dessen Nähe zwei Burgwälle sich befinden. Das Sehenswürdigste in Raddatz ist die Kanzel, welche aus dem Triumphwagen erbaut ist, den die Stadt Wien dem Polenkönige Jan Sobiesky 1683 nach der Errettung vor der Türkengefahr schenkte; er wurde vom Generalfeldmarschall Alexander von Kleist in einem der Schlesischen Kriege erbeutet, und Friedrich der Große schenkte ihn ihm. (*mittlerweile im Nationalmuseum in Warschau)*

Buchwald und Wurchow 48 km

Man fährt an den Pollacksbergen vorbei durch den königlichen Forst Replin (meist herrlicher Laubwald) macht einen Abstecher an den Veltowsee (dort ein Burgwall), gelangt nach den an einem kleinen See malerisch gelegenen Dorfe Kussow (dies ist auch per Eisenbahnstation Elfenbusch zu erreichen), von dort zum Teil schon durch Parkanlagen nach Buchwald, dem am Lütersee reizend gelegenen Besitztum des Berliner Bankiers Krause, durch prächtigen Laubwald nach Wurchow, welches zwischen zwei Seen romantisch gelegen ist (die schönsten Aussichten von der Terrasse vor dem Pfarrhause und aus dem Hintergarten desselben); ein altertümlicher Park bemerkenswert; die Gegend ist sagenreich; nördlich von dem Dorfe der versteinerte Hirt mit Hund und Herde; am Virchowsee zwei bedeutende Burgwälle, an welche sich eine der griechischen Sagen von Hero und Leander ähnliche knüpft. Durch den Virchowsee fließt die Küddow dem Vilmsee zu. Der Rückweg kann so eingerichtet werden, dass man den königlichen Galower Wald , die Domäne Galow und das Rittergut Bügen passiert.

Über Tempelburg nach Draheim und Fünfsee
(ca. 60 km)

Man benutzt bis Tempelburg die Bahn, fährt dann mit vorbestelltem Wagen zur Stadt, besichtigt die schönen Anlagen am Dratzigsee, besteigt jenseits der Stadt wieder den Wagen und fährt zunächst bis Draheim, welches malerisch zwischen Dratzig- und Sarebensee (beide durch die Drage verbunden) gelegen ist; dort bedeutende Ruine des Schlosses des polnischen Starosten (Draheim kam erst 1657 bzw. 1668 an Brandenburg); etwas entfernt davon die neue nach den Plänen des Baurates Stieler erbaute freundliche Kirche; Spaziergang durch den Wald zum Königswerder mit selten schöner Aussicht auf das weite Becken des Dratzigsees, über dem man in ansehnlicher Höhe steht; jenseits Buchten mit herrlichen Laubwäldern; es ist ein Punkt, dessen Schönheit selbst weitgereiste Personen entzückt. Dann weiter auf der Chaussee zur Försterei Fünfsee; in malerischen Windungen schlängelt sich die Straße zwischen den bewaldeten Höhen, die an das Selketal erinnern; bei der Försterei Überblick über die Seen, zwischen denen die Drage als kleiner Bach fließt; nicht weit vom Forsthause Reste der alten Raubritterburg. (Den vollen Eindruck der Großartigkeit dieses Waldreviers gewinnt man aber erst, wenn man zu Fuß von Tarmen aus (nahe bei Bärwalde) über Sternhof in den Wald geht; dann hat man einen vierstündigen Marsch ununterbrochen im Laubwalde; jedoch darf der Weg nicht ohne sichere Anweisung des Försters in Grünwald gemacht werden, oder es ist ein Führer zu nehmen). Die Rückfahrt kann an dem Spitzberge vorbei, dem höchsten Punkte (203 m) im Neustettiner Kreise, über Zicker angetreten werden, welches in der Nähe des Großen Kämmerersees liegt, der sowohl durch die Schönheit seiner Ufer als auch durch Burgwälle und sich daran anknüpfende Sagen bemerkenswert ist. Nachdem neuerdings eine Chaussee von Bärwalde nach Klaushagen gebaut ist, kann Fünfsee und Draheim auch zu Wagen von Neustettin aus leicht erreicht werden; dann kann man mit dieser Partie auch leicht einen Ausflug nach Bad Polzin verbinden.

Alle diese Punkte beweisen, dass sowohl für den Freund der Natur wie auch für den Altertumsforscher Neustettin und Umgebung reiche Ausbeute gewährt.

Woerls Reisehandbücher
um 1900

Was der Streitzigsee für Neustettin war

Rudolf Oettinger

Kürzlich saßen wir alten Pommern irgendwo am Rhein bei Bad Godesberg, Neustettiner und Stolper! »Ja, ja – auf unsere Stolpe reimt sich leider nichts«, als ein Rheinlied das andere ablöste.

»Aber auf Neustettin«, sagte ein Neustettiner, »sogar auf den Niesedop, wenn es darauf ankommt!«

Tatsächlich! Wir haben unser schönes Neustettin recht ausgiebig besungen. Woran lag das? Die Stolper waren doch auch ein sehr fröhliches Völkchen – aber sollte das einzig und allein daran liegen, dass sich auf Stolp und Stolpe nichts reimen lässt? Wenn ich darüber nachdenke, so möchte ich behaupten, dass Neustettin eben eine besondere Atmosphäre hatte.

Als ich von Stolp nach Neustettin umsiedelte, spürte ich das ganz unmittelbar. Bald wurde mir klar: Es war der See, der Streitzigsee, der von der Stadt durch einen herrlichen Anlagengürtel abgesondert wurde. »Hier herrscht Friede und Besinnlichkeit«, schien der grüne Laubwald anzudeuten. Hier ist die ›stille Zone‹, in die der geschäftige Alltag nicht eindringen darf!

Von allen Seiten der sich lang hinstreckenden Stadt war man in wenigen Minuten an seinen Ufern. Der See gehörte allen Neustettinern – ganz gleich, ob sie in der Bahnhofsnähe oder am fünf Kilometer entfernten westlichen Stadtausgang wohnten. Jedem gehörte der See mit seinen gepflegten Anlagen, seinen Spielplätzen und seinen Ruhebänken. Der See barg ein ausgleichendes soziales Moment in sich. Er war der schlichten Frau aus dem Volke und ihren Kindern genauso zu eigen wie den anderen Muttis, deren Männer mehr Geld verdienten.

Friedlich saß man an schönen Sommertagen beieinander, plauderte und freute sich am Spiel der Kleinen. Weiße Segel glitten schwerelos über das blaue Wasser. Lustiges Lärmen der Badenden drang im Pianissimo über den sommerlichen See wie die beschwingt untermalenden Geigentöne eines heiteren Konzertes. Leise plätscherten die Wellen an das Ufer. Der Wind spielte friedvoll im Schilf. Man konnte konzentriert leben in Neustettin! Eine glückliche Hand hatten die Stadtplaner gehabt, bewusst oder unbewusst, als sie die ›Stadt am See‹ entwickelten. Man konnte aus dem

Alltag sofort ›in den Urlaub‹ springen. Ein paar Schritte, und man war heraus aus dem Häusergewirr. Die hohen Bäume verdeckten das Stadtufer fast völlig. Nur vor der neuen Blücherstraße waren sie noch nicht soweit. Aber mit der Zeit hätten sie es auch geschafft. Es war, als ob ihre hohen Wipfel raunten: »Hier ist die Stadt zu Ende!« Hier beginnt die Natur, in der Du ›unnatürlich‹ gewordener Mensch eigentlich leben solltest. Daran muss ich immer denken, wenn ich in der großen Seestadt Hamburg täglich eine halbe Stunde des Morgens und des Abends in der vollgepfropften S-Bahn sitze und schließlich noch nicht einmal an einen See komme.

Arme Großstädter, die ihr gar nicht wisst, wie schön es im Sommer in Neustettin war!

Als ein Freund von mir von Neustettin nach Halle versetzt wurde, schrieb er mir: »Wir haben für 300 000 Menschen nur einen kleinen Fluss: die Saale!« Er sehnte sich nach Neustettin und seinem Streitzigsee!

Mir geht es heute ganz genauso, denn wir haben in Hamburg trotz allem zu wenig Wasser für die 1,7 Millionen Menschen, wenigstens im Vergleich zu Neustettin.

Aus einer früheren Ausgabe der Pommerschen Zeitung, eingesandt von Hilde Slupinski, geb. Wachlin, aus Neustettin, heute Hagen

Mein Neustettiner Land

Anmeldungen, Abmeldungen, Adressenänderungen
bitte über **Tel. 0 41 81 - 20 39 116**
oder e-mail: **mein-neustettiner-land@web.de**

Sehr verehrte Leserin, sehr geehrter Leser!
Bitte informieren Sie uns über eine Adressenänderung.
Beim letzten Heft gab es zahlreiche Rückläufe.
Helfen Sie uns bitte dabei, die Kosten niedrig zu halten.

Herzlichen Dank!

Die Neustettiner Dynastie Schreiber

3. Fortsetzung

ULRICH SCHREIBER

Ulrich Kurt Albrecht Schreiber wurde als erster Sohn von Kurt Schreiber und Ehefrau Eva, geb. Neitzke am 19. Oktober 1921 in Neustettin geboren; ihm folgte am 23. September 1922 sein Bruder Friedrich-Karl Hugo Robert. Ulrich Schreiber verstarb am 21. August 2006 in Borgstedt.

Ulrich Schreiber hatte schon 1945 zusammen mit seinem Vater Kurt Schreiber begonnen, nach Flucht und Vertreibung seine Landsleute aus der Stadt und dem Kreis Neustettin zu sammeln. Schon im November 1945 gab er für sie ein erstes Mitteilungsblatt heraus. Es ist wahrscheinlich das erste Kreisblatt der Vertriebenen.

Nach der Aufhebung des Versammlungsverbots der Alliierten 1948 entstanden überall in Westdeutschland Heimatvertriebenengruppen. Zusammen mit Wilhelm







Bürgermeister Gernot Grimm und Kreispräsident Rolf Buck gestern zusammen mit dem Vorsitzenden des Heimatkreisausschus
ses, Ulrich Schreiber, bei der Einweihung des Heimatmuseums in Eutin. Fotos: Rolf Röhlin

Hoffmann aus Lottin und Christoph von der Ropp gründete er die Pommersche Landsmannschaft. Er wurde enger Mitarbeiter des am 11. August 1948 gewählten Sprechers Wilhelm Hoffmann. Bei ihrer Pionierarbeit des Aufbaus packten beide überall zu. Durch die Verbindung mit dem »Konvent evangelischer Gemeinden aus Pommern, Pommersches Hilfskomitée« fanden sich viele pommersche Heimatkreisbetreuer. Als Organisationsleiter war Ulrich Schreiber beteiligt an der Gründung der Arbeitsgemeinschaft pommerscher Heimatkreisbearbeiter (HKB). Er selbst war Vorsitzender und HKB seines Heimatkreises Neustettin. Zusammen mit Dr. Oskar Eggert geründete er auch die PLM-Landesgruppe Nordrhein-Westfalen, deren Geschäftsführer er wurde. In dieser Zeit baute er sogar ein ›Pommersches Wandertheater‹ auf.

Bald gab es eine eigene Heimatkreisschrift *Mein Neustettiner Land heraus,* in der er neben vielen Adressen Geschichten aus der Heimat und Erlebnisse mit den Siegermächten schilderte – was ihn manchmal in arge Bedrängnis brachte. Bis 1954 – dann ging seine Zeitschrift in der ›Pommerschen Zeitung‹ auf – leistete er im Heimatkreis Neustettin und in der Pommerschen Landsmannschaft eine ausgezeichnete Arbeit.

In der folgenden Zeit widmete



er sich seiner Familie und sorgte sich um seine berufliche Existenz. Nach einer kurzen Zeit im Baugewerbe meldete er sich als ehemaliger Fluglehrer wieder bei den Fliegern, nachdem dies durch die Freigabe der Lufthoheit über Westdeutschland möglich wurde.

Als ziviler Berufspilot half er beim Aufbau regionaler Flugunternehmen und bei der Einrichtung des Bäderflugdienstes. Er war der erste deutsche Flieger nach dem Krieg, der wieder auf Helgoland landete – noch zwischen Bombentrichtern! Seine besondere Neigung galt dem Segelflug.

Inzwischen in Pommerns Patenland Schleswig-Holstein ansässig, gründete er in Rendsburg eine Fabrik, die verschiedene Segelflugzeuge des Typs Greif baute. Parallel dazu wagte er einen Sprung ins Hotel- und Gaststättengewerbe und war vorübergehend Inhaber des Kurhauses in Wyk auf Föhr.

1977 machte er einen Neuanfang in der Bootsbranche und gründete eine eigene Yacht-Charterfirma für den nordeuropäischen Raum.

Der ehemalige Schüler des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums in Neustettin, der aber am Kolberger Domgymnasium sein Abitur ablegte, war mit einer Swinemünderin verheiratet und hatte aus zwei Ehen fünf Kinder, zwei Jungen und drei Mädchen. Sie sorgten dafür, dass der Vater immer voller Elan und mobil blieb.

Im Jahr 1980 kehrte Ulrich Schreiber in die landsmannschaftliche Arbeit zurück. Schon in den Jahren zuvor war er oft privat in der Stadt und dem Kreis Neustettin gewesen. Er hatte guten Kontakt zum polnischen Bürgermeister und zum Direktor des Lyzeums im ehemaligen Fürstin-Hedwig-Gymnasium. Viele katholische Pfarrer kannten ihn, denn er ging daran, alle Kirchen zu fotografieren oder zu skizzieren.

In Neusttetin und Umgebung kümmerte er sich um dagebliebene Deutsche und insbesondere um die ehemals jüdische Friedhofskapelle am Wasserturm, in der regelmäßig evangelischer Gottesdienst in deutscher Sprache stattfand und heute noch stattfindet. Er kümmerte sich nicht nur um die Dokumentation der ehemals deutschen evangelischen Kirchen, er stöberte an vielen Orten herum, immer auf der Suche nach Aufhebenswertem. Oftmals nicht ganz legal brachte er alles mit für die Neustettiner Heimatstube im Kreishaus. Sie quoll über und über.

Ingrid Klatt berichte mir kürzlich noch, wie sehr sie sich gefreut habe, als er bei einem nicht angekündigten Besuch vor der Tür stand, mit einem hübschen Strauß Kornblumen in der Hand.

Sie habe sich darüber sehr gefreut und ihm auch immer wieder geholfen, besonders beim Übersetzen.

Nachdem er so viele Schätze aus der Heimat mitgebracht hatte, erfüllte man ihm einen langgehegten Wunsch und stellte ihm Räume im ehemaligen Marstall des Schlosses zur Verfügung.

Mit großem Einsatz richtete er die Räume ein; er hatte sich sogar ein Feldbett angeschafft, auf dem er manche Nacht ruhte, um am nächsten Morgen schon früh weiterzuarbeiten.

Am 21. Februar 1992 war es dann so weit: Das *Heimatmuseum Kreis Neustettin/Pommern* konnte eröffnet werden. Dieses Ereignis fand großes öffentliches Interesse. Die Wende in Deutschland wie in Polen hatte es ermöglicht, dass auch eine Polnische Delegation an der Einweihung teilnahm, angeführt vom Bürgermeister Neustettins, Herrn Marian Tomasz Golinski, und dem Leiter des Regionalmuseums, Herrn Jerzy Dudz. Mit ihm wurde ein reger Austausch beider Museen vereinbart.

Ulrich Schreibers großer Wertschätzung in Neustettin ist es zu verdanken, dass man eine Plakette am Rathaus entfernte, dessen Inschrift er immer wieder moniert hatte. Darauf stand: »Zum X. Jah-



restag der Rückkehr auf das Land unserer Väter, erkämpft mit dem Blut von heldenhaften polnischen und sowjetischen Soldaten. Wir waren hier vor Jahrhunderten, wir sind hier und werden es sein für ewig. Die Einwohner der Stadt Szczecinek«

Als freundlicher, aber bestimmter und hartnäckiger Verhandler hatte er sich durchgesetzt. Ein Höhepunkt seines Ansehens war ein Konzert in der Nikolaikirche, das er organisiert und bei dem sein Sohn mitgewirkt hat. Es fand statt am 19. Oktober 1992, kurz vor seinem 71. Geburtstag, den er so in seiner Geburts- und Heimatstadt feierte (siehe nachfolgenden Zeitungsbericht).

Schon 1984 war mit Ulrich Schreiber als Vorsitzendem der Neustettiner Kreisverband e.V. gegründet worden. Dieser Verein ist Träger unseres Heimatmuseums.

Auf dem Neustettiner Patenschaftstreffen 1985 stiftete Ulrich Schreiber zusammen mit seinem Bruder Friedrich einen Gedenkstein, der gleich neben dem Museum einen Platz gefunden hat.

Er sollte daran erinnern, dass 675 Jahre vergangen waren seit der Verleihung der Stadtrechte nach Lübischem Recht an das deutsche (später so genannte) Neustettin.

Ich habe Ulrich Schreiber einmal erlebt auf einem Patenschaftstreffen in Eutin Ende der 90er Jahre.

U. a. hatte er eine Tombola organisiert. Der Hauptpreis war ein Sack Kartoffeln aus Pommern.

Mir hat das ausgezeichnet gefallen, sollte es doch ein Brückenschlag von uns nach Szczecinek, nach Pommern, sein. Lange hat er von einer ›deutschen Vertretung‹ in seiner alten Heimatstadt geträumt und sich wohl auch darum gekümmert. Das ist ihm leider nicht gelungen und harrt immer noch einer Verwirklichung – zu dem ein evtl. polnisch-deutscher, deutsch-polnischer Verein beitragen könnte. Aber diese Vereinigung hat sich noch nicht gebildet.

Nach fast 20 Jahren intensiver Heimatarbeit zog er sich aus gesundheitlichen Gründen ins Privatleben zurück. Wenn einem zu dieser Familiengeschichte Thomas Manns ›Buddenbrooks‹ einfallen, so scheint es eine Parallele zu geben, Friedrich entsprach wohl mehr dem Thomas, Ulrich dem Christian.

Am 21. August 2006 ist Ulrich Schreiber in seiner neuen Heimat Borgstedt bei Rendsburg verstorben. Sein Grab ziert ein Propellerflügel. *Dr. Siegfried Raddatz*

Mit diesem Beitrag endet der Bericht über die Dynastie Schreiber. Kinder und Enkel von Ulrich und Friedrich werden sie als heute noch Lebende fortsetzen. Wir wünschen ihnen viel Gutes!

Wer Schmetterlinge
lachen hört,
der weiß
wie Wolken schmecken.

AUS FRANKREICH

KONZERT ALS VERSÖHNUNGSBEITRAG

Familie Schreiber organisierte ein Orgelkonzert in der Kirche in Neustettin

Wir sind bestrebt, eine Versöhnung der Polen, die jetzt unsere Heimat bewohnen, mit denen, die dort einmal ihr Zuhause hatten, herbeizuführen. In diesem Sinne wurde ein Konzert in Neustettins Nikolaikirche geplant, organisiert und durchgeführt, gestaltet von Polen und Deutschen.

Der Vizedirektor, mgr Wiesław Suchowiejko, des ›Allgemeinbildenden Lyzeums‹ in Neustettin (früher ›Fürstin-Hedwig-Gymnasium‹) und ich planten die Veranstaltung.

Mein Sohn, Michael Schreiber, Studium zum Organisten – erklärte sich bereit, als Organist bei diesem Konzert mitzuwirken. Sein Freund, Reinhard Beyer, Opernsänger in Saarbrücken (seine Eltern stammen aus Köslin), übernahm den Part des Bass-Sängers. Von polnischer Seite beteiligte sich der ausgezeichnete Chor des obengenannten Lyzeums.

Damit war die Voraussetzung für ein Konzert im Sinne der Versöhnung gegeben. Alle, so der Bürgermeister und die Stadtverwaltung, der leitende Pfarrer der Nikolaikirche (heute Marienkirche), weitere Schulen sowie viele Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, unterstützten dieses Vorhaben.

»Auf diese schöne Weise sind die Schreibers nach Szczecinek (Neustettin) zurückgekehrt. Eine solche Heimkehr können sich die Einwohner des heutigen Szczecinek und des ehemaligen Neustettins nur wünschen – sowohl Polen als auch Deutsche.« So schreibt es der Berichterstatter des nachstehenden Artikels, Herr W. Suchowiejko, und deshalb gab er seinem Bericht auch den Titel ›Versöhnung‹.

Das Konzert

Vom 17. bis 20. Oktober 1992 weilte in Neustettin eine Delegation aus Deutschland. Es waren dies Ulrich Schreiber, Hans-Udo Arndt, Michael Schreiber, Reinhard Beyer mit Ehefrau und Eltern und Klaus und Ursula Klützke. Die einladende Seite waren unsere Stadtoberen mit dem Bürgermeister Marian Tomasz Goliński an der Spitze.

Das wichtigste künstlerische, historische und symbolische Ereignis dieser Tage war das Orgelkonzert, das am 19. Oktober 1992 um 19 Uhr in der Marienkirche (früher Nikolaikirche) Konzert haben Michael Schreiber, Reinhard Beyer und der Chor ›Ostinato‹ des ›Allgemeinbildenden Lyzeums‹ mitgewirkt.

Die Idee dieses Konzerts entstand während eines früheren Aufenthaltes Ulrich Schreibers in Szczecinek. Als er bei mir zu Gast war, erzählte er mir, dass sein Sohn Orgel studiert und gelegentlich Konzerte gibt. Das war zur Osterzeit, und ich machte den Vorschlag, dass Michael doch einmal in unserer Kirche spielen könnte. Von meiner Seite garantierte ich die Mitwirkung unseres Chores. Die Orgel in der Kirche ist zwar nicht völlig in Ordnung, aber es ist immerhin eine Orgel. Ich konnte damals nicht ahnen, dass dieses Konzert so schnell stattfinden würde und in einem so gewaltig eindrucksvollen Stil.

An diese Gedanken knüpfte Ulrich Schreiber in Moers/Rhein an. Unser Chor nahm dort an einem internationalen Chorwettbewerb teil. Herr Schreiber, der diesen Aufenthalt unseres Chores finanziert hatte, war anwesend, und hier haben wir dann die späteren Termine festgelegt.

Der Pfarrer der Marienkirche hat die Idee aufgegriffen und auch der Direktor unseres Lyzeums, Herr F. Kuchniak, hat unserem Plan zugestimmt. Nur der Zustand der Orgel bereitete uns Sorgen.

Sie sollte überholt und neu gestimmt werden. Leider aber war die Orgelbaufirma aus terminlichen Gründen nicht in der Lage, uns zu helfen. So blieb es dann beim aktuellen Zustand, der aber nicht so schlimm schien, dass das Konzert nicht hätte stattfinden können.

Michael Schreiber (Orgel) und Reinhard Meyer (Bass) kamen am 18. Oktober in Neustettin an. Es gelang noch eine Orgelprobe am Abend, aber es war äußerst schwierig. Zum einen war die Orgel nicht ganz in Ordnung, und zum anderen war es in der Kirche bitterkalt, so dass Decken und eine Elektroheizung besorgt werden mussten.

Am Tag darauf wurden noch Einzelheiten des Konzerts besprochen, weitere Proben durchgeführt und einige Programmänderungen vorgenommen. Leider musste man auf Johann Sebastian Bach verzichten, da schnelle Passagen auf der reparaturbedürftigen Orgel nicht zu spielen waren.

Wer nichts weiß, muss alles glauben.

MARIE VON EBNER-ESCHENBACH

Jetzt warteten wir gespannt auf das Publikum. Und das hat uns nicht enttäuscht. Die große Kirche war voll besetzt bis auf den letzten Platz, sowohl von älteren wie auch von jugendlichen Besuchern, weit über 400 Personen!

Anwesend waren u.a. Bürgermeister M. Goliński mit Ehefrau, der Vorsitzende des Stadtrates, G. Misiakowski, der Vizebürgermeister, R. Matuszak, der Direktor des Lyzeums, F. Kuchniak, und auch viele Lehrer der Schulen.

Kurz nach 19 Uhr begrüßte der Pfarrer der Marienkirche, L. Reglinski, das Publikum, wobei er besondere Willkommensgrüße an die deutschen Gäste in ihrer Muttersprache richtete. Das Ansagen der einzelnen Programmpunkte war meine Aufgabe und mir ein Vergnügen, um so mehr, da ich einer der Organisatoren war und dieses Konzert dem ›Geburtstagskind‹ Ulrich Schreiber widmen konnte, denn er wurde eben an diesem Tag, dem 19. Oktober, in Neustettin geboren. Es war auch nicht zufällig. Sein Großvater, Robert Schreiber, hat 1906 den Grundstein für die Nikolaikirche gelegt, und sein Vater Kurt Schreiber war später stellvertretender Bürgermeister, getauft und konfirmiert in der Nikolaikirche, wie auch das Geburtstagskind. Ulrich Schreiber hatte das ›Fürstin-Hedwig-Gymnasium‹ besucht, und sein Sohn Michael sollte nun als Organist auf der Orgel der Nikolaikirche spielen.

Auf diese schöne Weise sind die Schreibers nach Neustettin zurückgekehrt. Solch eine Heimkehr können sich die Einwohner des heutigen Szczecinek und des damaligen Neustettins nur wünschen, die Polen wie die Deutschen!

Und dann gab es nur Musik. Es soll hier keine genaue Analyse des Konzerts gegeben werden.

Diejenigen, die dabei waren, wissen es genau, und denjenigen, die das Konzert verpasst haben, geben nackte Worte sowieso nicht viel. Ich möchte hier auch noch erwähnen, dass Reinhard Beyer ebenfalls mit Pommern verbunden

ist, denn seine Eltern, die ebenfalls das Konzert besuchten, kommen aus Köslin.

Bei jedem Stück klatschte das Publikum sehr herzlich Beifall, und zum Schluß jubelten alle laut!

Der Ertrag dieses Konzerts wurde für behinderte Kinder bestimmt (in Neustettin ist für diese Kinder eine Sonderschule eingerichtet worden).

Ulrich Schreiber bedankte sich bei allen, die an diesem Konzert mitgewirkt hatten, sowie beim Publikum, dass es so zahlreich erschienen war. Er erinnerte an die markanten Lebensstationen, die ihn mit dieser Stadt verbinden. Der Kirche versprach er eine Spende für die Renovierung der Orgel.

Wir hoffen, dass es zum nächsten gemeinsamen Konzert – Michael Schreiber und Reinhard Beyer versprachen, in einem Jahr wiederzukommen – möglich sein wird, die Orgel überprüfen und renovieren zu lassen. Wir werden mit Ungeduld warten.

mgr Wiesław Suchowiejko
übers. v. mgr M. Kuszmar
entnommen
der Pommerschen Zeitung,
Folge 11/93, S. 8, vom 20.3.1993

termine termine termine termine termine

Patenschaftstreffen der Ratzebuhrer vom 12. bis 14. September 2014 im Hotel MEIN STRANDHAUS (früher Friedrichsruh) in Timmendorfer Strand OT Niendorf, Auskunft: 0221-698785

Bärwalde und umliegende Dörfer:
3. bis 5. Oktober 2014,
18. Patenschaftstreffen zwischen Bad Malente und Bärwalde mit den umliegenden Ortschaften in Malente-Neukirchen im Hotel/Restaurant »Neukirchener Hof«, Hauptstraße 10, 23714 Malente OT Neukirchen.
Auskunft unter: Tel. 039959-20787, Zimmerreservierung unter dem Stichwort 'ehemalige Bärwalder' unter 04523-3362

termine termine termine termine termine

Erste Holzpantinen im Erdbunker gefertigt

Familie Geske flüchtete 1945 und baute sich in Osterholz-Scharmbeck eine neue Existenz auf

Sabine Geske führt den ›Schuhkarton‹ in der Kirchenstraße. Das wissen die Osterholz-Scharmbecker. Doch die Geschichte der Familie kennen nur die wenigsten. Sie begann mit der Flucht aus Neustettin.

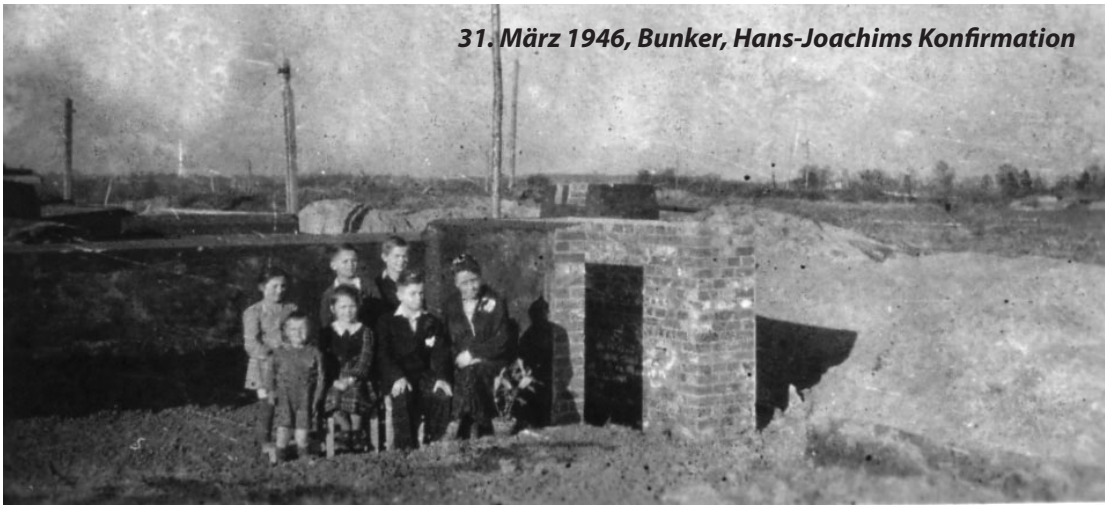
Osterholz-Scharmbeck

Im März 1945, kurz vor Kriegsende, kam Herta Geske aus Neustettin mit ihren fünf Kindern in Osterholz-Scharmbeck an. Ihr Mann Reinhold Geske befand sich noch in Gefangenschaft. Der Kaufmann hatte in Neustettin einen Schuh- und Lederwarenhandel betrieben (Preußische Straße 2).

»Wir hatten Glück, wir blieben auf der Flucht von Bombenangriffen verschont«, erzählt Helga Geske-Geller, die mit ihrer Mutter und fünf Brüdern als Siebenjährige die Heimat in Pommern verließ.

Zusammen mit anderen Flüchtlingen verbrachten sie eine Nacht in einem Hochhaus an der Bahnhofstraße.»Wir schliefen auf Strohsäcken und bekamen heiße Milch. Am nächsten Tag ging es per Pferdegespann weiter. Wir wurden in die umliegenden Dörfer verteilt. Unsere Familie kam nach Scharmbeckstotel-Settenbeck«, berichtet Helga Geske-Geller. Mutter Hertha kam mit ihren jüngsten Kindern ins Haus der Familie Böcker, und die älteren schliefen bei Bauern im Dorf.

Kurz nach Kriegsende, im Mai



31. März 1946, Bunker, Hans-Joachims Konfirmation



Weihnachten 1950, Wiedereröffnung, von links: Udo, Siegfried, Vater Reinhold, Helga und Klaus



1957, Eröffnung des Geschäftes Lederwaren in der Bahnhofstraße 84

1945, kam Reinhold Geske aus der Gefangenschaft zu seiner Familie nach Scharmbeckstotel. Er versuchte, eine Baracke auf der Flakstellung am Settenbecker Berg zu bekommen. »Leider waren schon alle besetzt«. Nur ein dunkler Erdhügelbunker stand leer und durfte bewohnt werden. Die ganze Familie machte sich ans Werk, um den Bunker wohnlich herzurichten.»Wir hatten kaum Licht, und das Wasser tropfte von der Decke. Zwei Schornsteine waren voll mit Munition«. Der Bunker bestand aus zwei kleinen und einem großen Raum.

»Alles war dunkel, kein Fenster, nur eine Schießscharte«. In die 80 Zentimeter dicken Wände baute der Vater mit den Söhnen zwei Fenster ein. »Viele Meißel gingen dabei zu Bruch«, erinnert sich Helga Geske-Geller. Es gab weder Strom noch fließend Wasser. Petroleumlampen spendeten Licht, und Wasser holte die Familie von weit entfernten Nachbarn.

Acht Jahre lebten die Geskes im Erdbunker. Sohn Hans-Joachim feierte hier 1946 seine Konfirmation und Tochter Helga noch im Frühjahr 1953. Im Garten vor der Bunkeranlage pflanzte die Familie ihr Gemüse an und hielt viele Kaninchen.»Wir hatten immer



Umbau 1963

Hunger«, erzählt die Geske-Tochter. »Wir sammelten Pilze, Bucheckern und Beeren im Wald.«

Florierender Lederwarenhandel

Vater Reinhold fertigte im Bunker Holzpantinen an und verkaufte sie als fahrender Händler mit dem Rad. Er nahm Kontakte zu ehemaligen Lieferanten auf und organisierte nach kurzer Zeit den Verkauf von Schuhen und anderen Lederwaren im Freien auf dem Scharmbecker Marktplatz. Die ganze Familie half dabei. »Als Lagerraum stellte uns Bauer Segelken am Markt seine Scheune zur Verfügung.« Der Lederwarenhandel florierte. Der Bedarf an Schuhen war damals groß.

Mit der NSU-Quickly fuhr Reinhold Geske täglich nach Bremen und holte neue Waren im Rucksack. Er war ein fleißiger und erfolgreicher Lederwarenhändler, der mit Unterstützung seiner Familie bereits im Dezember 1950 ein neues Geschäft in der Bahnhofstraße Nummer 60 eröffnete. Im Herbst 1953 verließ Familie Geske den Bunker in Settenbeck. Der Vater kaufte ein Wohnhaus Am Stadtpark. Das Schuhgeschäft lief gut, und schon bald standen Erweiterungsbauten in der Bahnhofstraße an. »Beim Räumungsverkauf 1963 zum Umbau kamen



1957, Eröffnung des Geschäftes Lederwaren in der Bahnhofstraße 84

so viele Kunden, dass wir wegen Überfüllung schließen mussten«, erzählt Helga Geske-Geller. Die Geske-Tochter absolvierte in Bremen ihre Ausbildung im Einzelhandelsverkauf und arbeitete im elterlichen Geschäft.

Bis 1994 betrieb die Familie zwei Schuh- und Lederwarengeschäfte in der Stadt. Eine Nichte von Helga Geske-Geller, Sabine Geske, führt bis heute die Tradition des Lederwarenhandels im ›Schuhkarton‹ in der Kirchenstraße fort.

von Monika Fricke
Aus der Zeitung Osterholzer Kreisblatt vom 18. Juli 2013, eingesandt von
Frau Helga Geske-Geller aus Osterholz-Scharmbeck.

Der eine wartet,
dass die Zeit sich wandelt,
der andere packt sie kräftig an
und handelt.

DANTE ALIGHIERI

Von Nachbarn und anderen lieben Leuten

von Friedchen Schönemann, verh. Lauersdorf

2. Fortsetzung

Herrn Ullmer mochte ich sehr gern, schenkte er mir doch öfter so schöne Blechschachteln mit bunten orientalischen Bildern drauf. Dahinein kamen die Kleider für meine kleinen Püppchen, und die nähte mir Käthe Priebe. Ihr Vater war Schuster. Sie wohnten bei Wolters in der Sonnenstraße. Neben uns stand das größte Haus dieser Straße. Die Mieter unten wechselten oft. Einmal wohnte dort eine Familie Kühl, sie kamen aus Amerika. Eine etwas sonderbare Familie. Der Mann sollte mondsüchtig sein, und die Frau trug so komische Fransenkleider. Die älteste Tochter Mary hatte viel unter der Stiefmutter zu leiden. Aber niemand kümmerte sich darum. Und in die Schule brachte sie uns Läuse mit und gleich so viel, dass tagelang die Schule geschlossen blieb. Wo diese Familie geblieben ist, weiß ich nicht. Es kamen dann Mörkes aus Blumenwerder, eine nette Familie mit zwei begabten Töchtern, Eleonore und Waltraud. Lorchen spielte gerne und gut Klavier. Ihr Lieblingsstück war die Petersburger Schlittenfahrt. Was einem doch so im Gedächtnis bleibt! Sie zogen später nach Dramburg.
Oben in diesem Haus wohnte eine Familie mit damals schon erwachsenen Kindern. Die Mutter war eine schöne, dunkelhaarige Frau und hatte auch schöne Töchter, die beide den Hang zu Höherem in sich spürten. Eine glaubte sich zur Schauspielerin berufen und versuchte ihr Glück in Berlin. Kam sie zu Besuch nach Hause, schön und elegant, sagte mein Vater nur: »Henny Porten ist wieder da.« Und jeder wußte, wer gemeint war. Auch die andere Tochter ging nach Berlin, heiratete dort, glaubte aber, eine begnadete Sängerin zu sein. Sie ließ uns oft teilnehmen an ihrem erhebenden Gesang. Nur der sehr fette Mops kam vor Schreck nicht mehr die Treppe hoch.

Der Sohn war bei den jungen Mädchen recht beliebt. Er war ein guter Tänzer, aber auch in ihm schlummerten wohl geheime Kräfte – glaubte er jedenfalls.

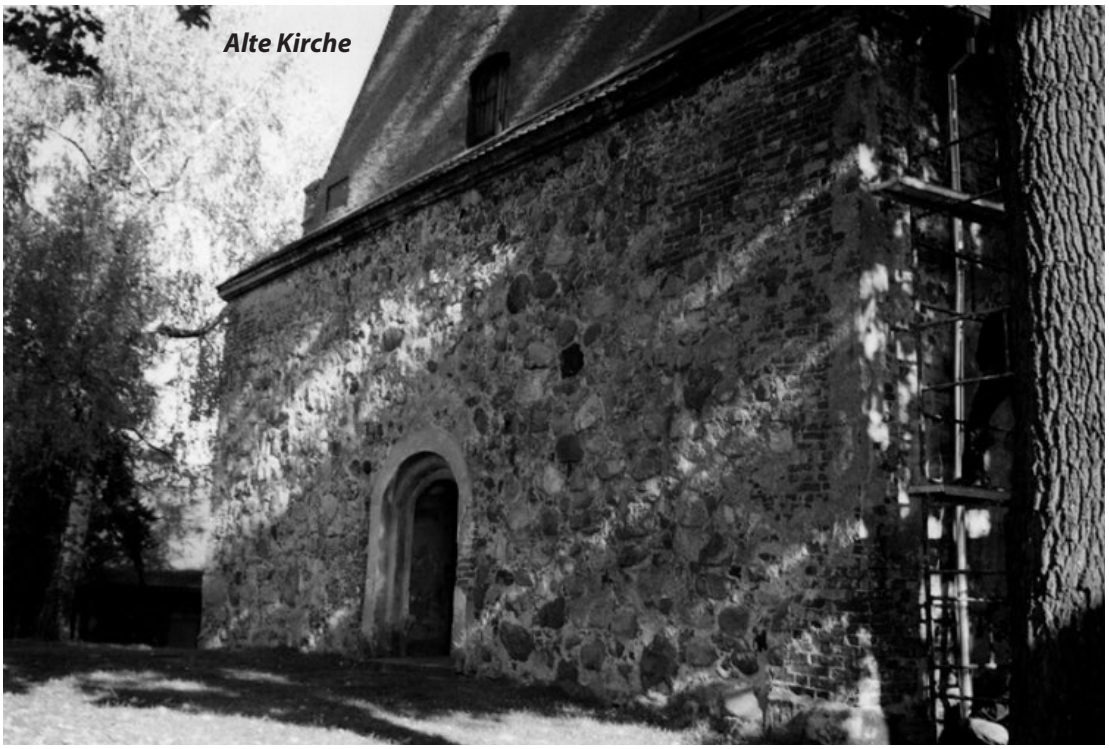


Bitte, liebe Tempelburger, seid nicht böse, wenn dem einen oder anderen meine Worte nicht gefallen. Ich will niemanden beleidigen oder gar wehtun. Ich kann und will aber die Leute von daheim so beschreiben, wie ich sie in Erinnerung habe. Aber für Berichtigungen bin ich dankbar, auch Kritik ist erlaubt.

In Tempelburg gab es eigentlich nur zwei Menschen, vor denen ich als Kind wirklich Angst hatte. Da war vor allem Kalliessen Beling. Wie hieß der Mann eigentlich mit richtigem Namen?

Wenn ich ihn nur von weitem singen hörte, machte ich einen großen Bogen, um ihm nicht zu begegnen. Sicher tat er niemand was zuleide. Immer hatte er auch einige Hunde bei sich. Man erzählte, er würde sie schlachten und essen. Ob das wohl stimmte? Ich weiß auch nicht mehr, wo er wohnte. Getroffen habe ich ihn meistens vor dem Grünen Baum, wenn ich zur Spielschule ging.

Der andere, vor dem ich fürchterlich Angst hatte, war zwar ein Junge in etwa meinem Alter, aber einige Male habe ich von ihm mächtige Prügel bezogen. Es war Ladilaus Zierott, kurz Ladi genannt. Der konnte mich doch gar nicht leiden, und sobald er mich nur von ferne sah, bückte er sich schon, griff nach seinen Holzpan-



Alte Kirche

tinen, um mich zu verhauen. Diese Feindschaft dauerte bis weit in die Schulzeit. Ach, was kann man als Kind schon für Schwierigkeiten haben!

Schwierigkeiten ganz anderer Art hatte ich mit der Familie Wrase aus der Draheimer Straße, neben Scheddins. Es war wohl eine recht arme Familie, aber wie es mir schien, reich an Kindern, hübsche Kinder, die alle den gleichen, unwahrscheinlich runden Kopf und große Augen hatten, aber auch die gleiche Schnoddernas. Über Winter sah man wenig von ihnen. Da mangelte es sicher an warmer Kleidung und an Schuhen. Aber bei der ersten warmen Frühlingssonne quoll die Schar der Kinder aus dem alten Haus. Und jedes Jahr bemühte ich mich vergebens, dahinter zu kommen, wie viele es wohl wären. Ich wußte nie: Ist es ein Neues oder das vom letzten Jahr? Ich habe es nie herausgefunden und weiß es bis heute nicht.

Es gab zu Hause wohl manch arme Familie. Als Kind macht man sich darüber kaum Gedanken. Natürlich kannte ich einige dieser Armen, musste ich ihnen doch, wenn bei uns geschlachtet wurde, Wurstsuppe mit geplatzten Würsten bringen. Aber in welch wirklich großer Not mancher von uns aufwuchs, habe ich erst durch einen Bericht seiner Kinderzeit

von Günter Düring erfahren, der damals in der Fließstraße wohnte. Gewiß, auch meine Eltern waren keine reichen Leute, aber Not habe ich nicht kennengelernt. Es war immer alles da, was wir brauchten. Nach Günters Bericht habe ich mich fast meiner sorglosen Kinderjahre geschämt, ob ihr's nun glaubt oder nicht. Gab es denn damals keine Hilfe für diese Armen? Auch die Wohnverhältnisse waren wohl sehr miserabel. Manches Kind hatte sicher nicht sein eigenes Bett.

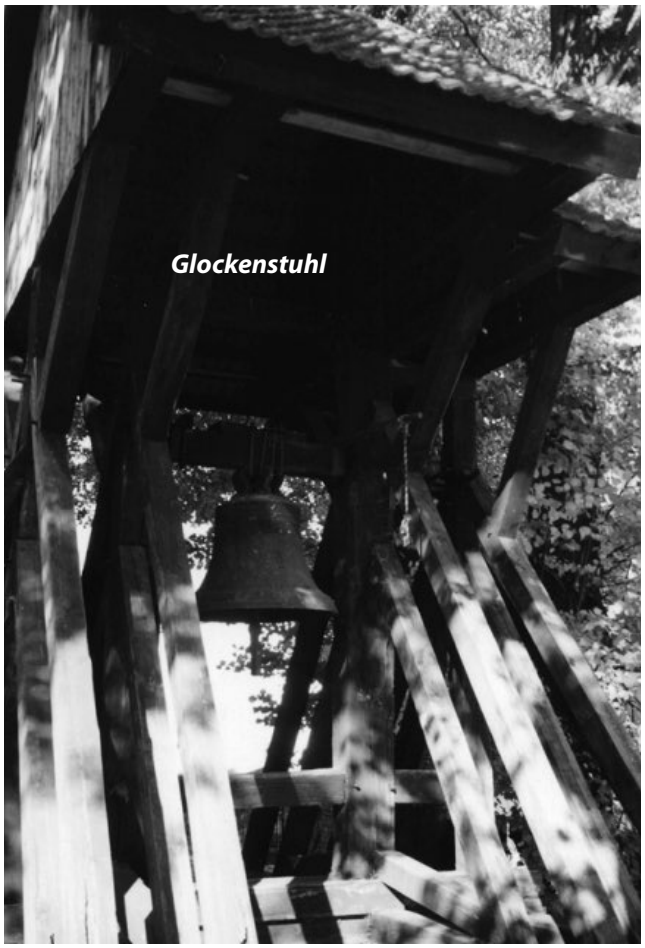
Nochmal in die Sonnenstraße. In dem großen Haus neben uns wohnte oben auch noch eine sehr liebe, alte Frau Hennig. Auf ihrer Kommode hatte sie viele hübsche Nippsachen, die ich gerne anschaute. Aber anfassen durfte ich nichts. Auch hatte sie eine große Truhe voll alter Kleider und Hüte. Damit durften wir uns manchmal verkleiden, Hilde Dorow und ich. Hilde wohnte in der Deutschkroner Straße. Ihre Mutter war Witwe und verdiente sich den Unterhalt mit dem Beziehen von Knöpfen mit Stoff. Aber Frau Hennig war nicht nur nett, sondern auch noch zu etwas anderem sehr nützlich. Wollte man wissen, wann, wie und mit wem jemand nachts nach Hause kam, Frau Hennig wußte es. Sie litt sicher an Schlaflosigkeit.

Nebenan wohnte Paul Rach. Der handelte mit Kohlen, Düngemittel und hatte auch einen Leichenwagen. Wie feierlich wurden die Verstorbenen mit dem schönen, schwarzen Wagen und den ganz schwarz verhängten Pferden zum Kirchhof gefahren. Es gab keine Leichenhalle. Die Toten wurden im Haus aufgebahrt. Kofalken Wilhelm machte den Sarg und baute auch einen Katafalk auf. Die Uhr im Totenzimmer wurde angehalten und der Spiegel mit einem weißen Tuch verdeckt. Begleitet von der Trauergemeinde hat Paul Rach so manchen zur letzten Ruhestätte gefahren. Er selbst starb sehr einsam in Schönkirchen. Wenn Paul so richtig wütend war, konnte er brüllen, dass die Wände wackelten.

In unserer Straße gab es noch einen Rach, Gustav, und der hatte die Hochzeitskutsche. Na, war das schön, wenn man damit zur Kirche fahren durfte. Ich hatte nur einmal das Vergnügen. Und hier möchte ich erzählen, wie ich eine richtig schöne Bauernhochzeit erlebte. Marie Abelt, meine Tante und gewiß kein Backfisch mehr, heiratete einen netten Mann aus Machlin. Die Vorbereitungen für dieses große Ereignis begannen lang vor dem Hochzeitstermin. Da wurde geschlachtet, gebacken

und gekocht. Auch ohne Gefriertruhe wußte man alles sehr lange frisch zu halten. Die tiefen Keller waren ein hervorragender Kühlraum. Einladungskarten waren verschickt, und jeder junge Mann, der eine Dame zur Kirche führen sollte, bekam Namen und Uhrzeit auf seiner Karte vermerkt. Zuerst kamen die jungen Paare. Die konnten in der kalten Kirche länger frieren als die älteren Herrschaften. Nachbarn und Bekannte hatten ihre Kutschen und Pferde auf Hochglanz poliert und fuhren zusammen mit der Hochzeitskutsche Paar für Paar zum Gotteshaus. Auf dem Heimweg war die Reihenfolge umgekehrt.

Ein junger Mann, ach was, das sollte er erst noch werden, fuhr mit der Kutsche vor, überreichte mir einen Strauß Alpenveilchen, und ab ging's zur Kirche. Im Hochzeitshaus stand Kofalken Wilhelm in der Tür, und mit seiner Quetschkommode wurde jedes Paar eingespielt, wofür der Gast seinen Obulus auf einen Teller legte. Dann begann das große Speisen, stundenlang, denn es galt, einige Gänge zu bewältigen. Zwischen den Gängen, in einer kurzen Verschnaufpause, wurden Glückwünsche verlesen und die in Eigenarbeit hergestellte Hochzeitszeitung. Hierin wurde jeder



Glockenstuhl

Gast und vor allem das Brautpaar mit kleinen Versen bedacht, lustige Begebenheiten erzählt oder in fröhlichen Lieder besungen. Diese Zeitung ist heute noch in meinem Besitz.

Ach herrje, jetzt habe ich aber etwas sehr Wichtiges vergessen, den Polterabend. Da überreichte man die Geschenke, und es wurden kleine Sketche in entsprechender Verkleidung vorgetragen. Draußen wurden die Nachbarn endlich ihr zerbrochenes Geschirr los. Je

mehr Scherben, desto mehr Glück! Immer wieder ging der Brautvater nach draußen und schenkte den Polterern einen Schnaps ein und reichte Teller mit Kuchen herum. Dieser Abend dauerte bis weit in die Nacht hinein, immer am Donnerstag.

Geheiratet wurde nur freitags, aus gutem Grund. Nach dem großen Essen am Hochzeitstag machte mancher Gast einen ausgedehnten Verdauungsspaziergang, andere zogen sich zu einem Nickerchen in irgendeine Kammer zurück, bis es Zeit für die Kaffeetafel oder zum Abendessen war. Eine Stube war ausgeräumt, um Platz zum Tanzen zu schaffen. Wilhelm spielte seine flotten Weisen, und zwischendurch gab es fröhliche Spiele und Vorführungen. Ich entsinne mich, dass ein Onkel große Bildertafeln gemalt hatte und diese nach Art der Moritaten singend erklärte.

Um Mitternacht wurde der Brautkranz abgetanzt. Nach der Melodie ›Wir winden dir den Jungfernkranz‹ tanzten die noch ledigen jungen Damen um die Braut herum und zogen nacheinander die Nadeln aus dem Haar. Wer die letzte Nadel erwischte, sollte die nächste Braut sein. Gegen Morgen wurde erst mal das Vieh versorgt. Dann waren ganz dringend einige Stunden Schlaf notwendig. Man musste ja die Nachhochzeit am Sonntag in möglichst gutem Zustand noch überstehen, nochmals viel essen und trinken. So eine Hochzeit war ganz schön anstrengend. Aber es war ein schönes Fest. Und Kofalken Wilhelm sagte sicher wieder zu seiner Emma: »War das eine schöne Hochzeit, dreimal hab ich gekotzt.«

So, woran denke ich als nächstes? Ein paar Worte zu den Kinderfreundschaften. Da fällt mir zuerst Evchen Olawski ein. Das hübsche Mädchen wohnte am Markt, gleich neben der Post. Noch heute könnte ich jede Ecke der Wohnung beschreiben. Wie habe ich Evchen beneidet um das Spielzimmer. Wer hatte das schon, eine ganze Stube nur zum Spielen? Sehr beeindruckt war ich auch von dem wunderschönen, glänzenden Flügel im Herrenzimmer. Vergessen werde ich nie die schönen Stunden, wenn Evchens Eltern uns mit dem Puppentheater schöne Märchen vorspielten.

Fortsetung folgt

Meine Kindheit in Lübgust und die Flucht

Prof. Dr. Dietrich Severin, Berlin

2. Fortsetzung

Hinter dem Schloss im Park lag der Schlossteich, auf dem wir im Winter Schlittschuh laufen durften. An einem kalten Wintertag fanden mein Freund und ich dort einen toten, steifgefrorenen Fuchs. In der Annahme, Herr von Rohr würde sich darüber freuen und uns gut bezahlen, brachten wir das Tier, waidmännisch auf einem Tragestock aufgehängt, in den Festsaal des Schlosses, wo eine größere Gesellschaft zugegen war. Die Damen waren von dem Fuchs wohl nicht sehr angetan, als wir ihn vor die Füße des Hausherrn ablegten, aber ein Kind besitzt keinen Sensor, der derartige Gefühle der Erwachsenen aufnehmen könnte. Herr von Rohr war Herr der Situation. Er lobte uns, bat uns den Fuchs zum Förster zu bringen und versprach ein gutes Trinkgeld.

Unterhalb und oberhalb des Gutshofes lagen beidseitig der Dorfstraße die Häuser der Landarbeiter. Jede Landarbeiterfamilie besaß einen eigenen Garten und einen Stall. Sie durfte eine Kuh, Schweine und Geflügel halten, und konnte sich so mit allem Lebensnotwendigen selbst versorgen. Das Futter erhielten sie als Deputat vom Gut. Deswegen bekamen sie wenig Bargeld in die Hand. Jede Familie betrieb ihre eigene Gänsezucht. Nach der Getreideernte wurden die Tiere im Auftrag der Gutsverwaltung jeden Morgen auf die Stoppelfelder geführt. Abends marschierten die schnatternden Gänse wieder heim. Während das Gänseheer die Dorfstraße hinunter zog, verzweigte und verkleinerte sich der Zug. Jede Gans fand ohne fremdes Dazutun ihren Stall. Waren sie schlachtreif, mussten die Leute eine festgelegte Zahl ihrer Gänse an das Gut abführen. Und so war es ein gegenseitiges Geben und Nehmen, wobei die Landarbeiter einfach lebten, neben dem Dienst im Hof auch ihre eigene kleine Wirtschaft versorgen mussten und dabei wohl zufrieden waren.

Die meisten Häuser im unteren Dorf hatten noch kein fließendes Wasser. Das Wasser wurde aus einem großen Ziehbrunnen ge-



Gasthaus Mielke

holt, dessen Ränder im Winter mehr und mehr vereisten. Durch das verschüttete Wasser bildete sich im Winter allmählich ein kleiner Eishügel um den Brunnen, der für Erwachsene gefährlich, uns Kindern aber eine herrliche Schlitterbahn war.

Pommern war die Kartoffel- und Kornkammer Deutschlands. Deshalb belieferte der Staat trotz der Kriegswirtschaft seine großen Güter bevorzugt mit Landmaschinen. Einen großen Modernisierungsschub erfuhr das Gut, als Lübgust fünf Lanz-Bulldogs erhielt. Dieser Ackerschlepper besaß nur einem Kolben, desweiteren vorne einen Glühkopf, der vor dem Anlassen mit einer Lötlampe aufgeheizt werden musste, damit der in den Zylinder eingespritzte Treibstoff zündete. Das Anwerfen des Motors geschah mit Hilfe des Lenkrades, das zu diesem Zweck seitlich in das große Schwungrad gesteckt wurde. Dieses wiederum sorgte für den Rundlauf der Kurbelwelle. Der nach oben gerichtete trichterförmige Auspuff glich dem Schornstein einer Lokomotive. Mich faszinieren diese Maschinen noch heute, nicht nur wegen ihrer spezifischen, tiefen, stoßartigen Auspuffgeräusche, sondern wegen ihrer für die damalige Zeit genialen Konstruktion und so war mein erster Berufswunsch, Bulldogfahrer zu werden. Wehmut kam in mir auf, als ungefähr zehn Jahre nach dem Krieg die Firma Lanz aus Mannheim in der amerikanischen Firma John Deere aufging, dessen Niederlassung in Deutsch-

land allerdings heute noch sehr erfolgreich ist.

Die Lanz-Bulldogs ersetzten in Lübgust die beiden bis dahin eingesetzten riesigen selbstfahrenden Dampfpflüge, die früher an den beiden gegenüberliegenden Feldrändern aufgestellt wurden und mit ihren Seilwinden einen mehrscharigen Pflug über das Feld zogen. Sie hatten nun ausgedient. Wir Kinder begleiteten ihre letzte Fahrt die Dorfstraße entlang bis zum Bahnhof. Dort wurden sie zerlegt und auf Waggons verladen, um aus Pflugscharen Waffen zu machen. Bald drauf erhielt das Gut drei Mähdrescher, auch diese eine tolle Erfindung, die damals viele Hände in der Landwirtschaft freisetzten. Es war ein beeindruckendes Bild, wie die Bulldogs mit den angehängten Mähdreschern, einer hinter dem anderen, um die großen Getreidefelder kreisten und sie in bis dahin unvorstellbar kurzer Zeit abmähten. Kurz vor Kriegsende bekam das Gut zusätzlich einen neuen, kleinen Schlepper, der mit Holzgas betrieben wurde. Das Gas wurde durch Holzscheite in einem Kessel erzeugt, der hinten auf dem Schlepper aufgesetzt war. Die Asche wurde über einen Deckel nach unten entleert. In einen solchen Aschehaufen bin ich einmal getreten – barfuß, wie wir im Sommer meistens unterwegs waren – ohne zu ahnen, dass unter der Asche noch die Glut glimmte, die eine große, schmerzhafte Brandblase auf einer meine Fußsohlen brannte.

In den Vorwerken arbeiteten belgische Ochsen als Zugtiere, die als Beutegut zu uns gekommen waren. Ihr gelb-weißes Fell machte sie für uns zu Exoten, denn in Pommern gab es nur schwarz-weiß gefleckte Rinder. Auf einem dieser Vorwerke, nämlich Friedrichslust, wuchs hinter dem Schweinestall eine Unmenge an Holunderbeersträuchern. Im letzten Lübguster Sommer habe ich dort große Mengen an Beeren geerntet. Unser Milchwagen, der täglich nach Elfenbusch in die Molkerei fuhr, nahm mich und meine Wannen mit, setzte mich in Friedrichslust ab und nahm uns auf dem Rückweg wieder mit nach Hause. In der Zwischenzeit waren die Wannen voll. Die Küche hatte zu tun, um aus den vielen Beeren den Holundersaft zu machen, der meiner Mutter zur Genesung verordnet war.

Zu dem Gut gehörte eine große Brennerei, die Kartoffeln zu Alkohol verarbeitete. In der Brennerei arbeitete eine Dampfmaschine mit einem riesigen Schwungrad. Im Herbst nutzte man ihren Abdampf,

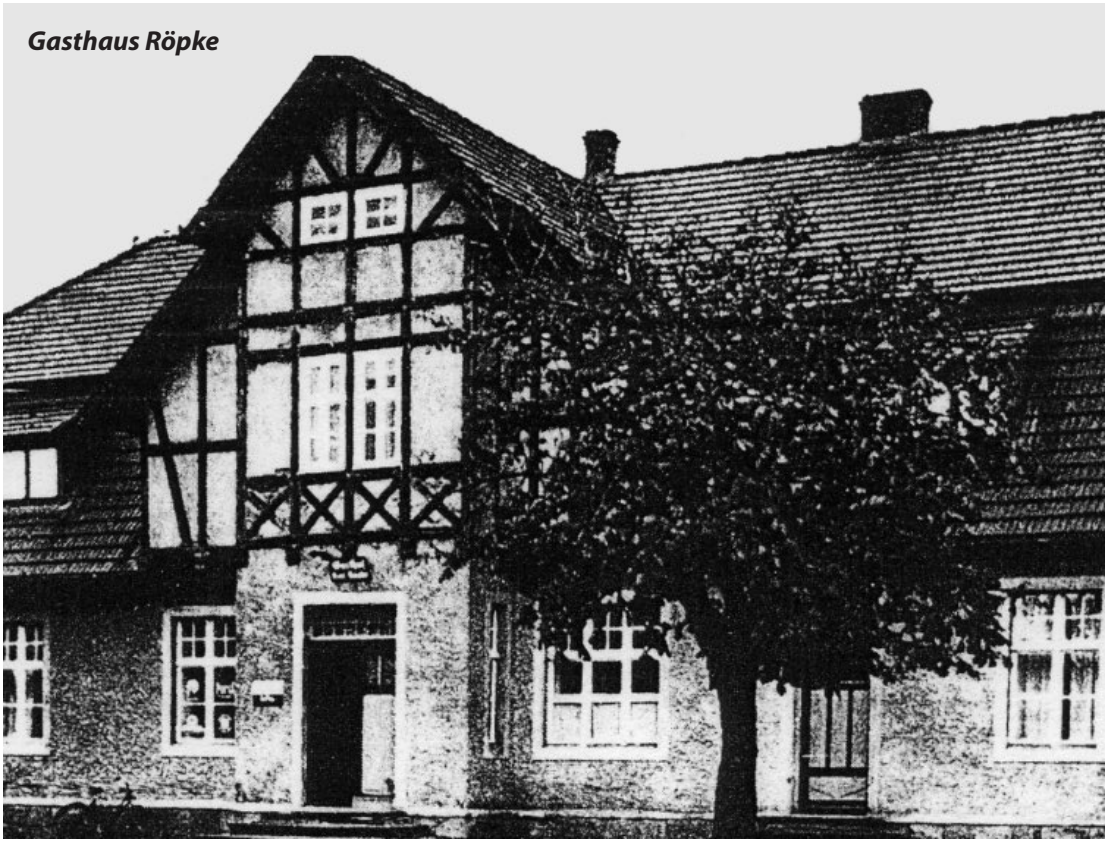
um in einem großen Kessel die Kartoffeln für die Schweinemast zu garen. Wenn der Kessel geöffnet wurde, war eine Schar Kinder zur Stelle, um ihren Teil von den mehligen, an ihrer Haut bereits aufgerissenen Kartoffeln abzubekommen. Kurz vor der Flucht hat der Brenner Radde den teuren Inhalt seiner Fässer in den Rinnsteig laufen lassen, um den Russen die Möglichkeit zu nehmen, sich mehr als ohnehin schon zu betrinken.

Neben der Brennerei stand die große neugebaute Schlosserei, in der die vielen Landmaschinen und die Traktoren repariert wurden. Hier habe ich mich gerne aufgehalten, denn schon in Pommern faszinierten mich Maschinen. Mein erstes Weihnachtsgeschenk für meine Mutter habe ich hier gebastelt, nämlich Ausstecher für Weihnachtsgebäck in Stern- und Tannenbaumform. Die Blechstreifen dazu lieferten alte Konservendosen.

Alle meine Freunde waren Landarbeiterkinder. Mein bester Freund hieß Dieter Ninke. Sein Vater war einer der Vorarbeiter auf dem Gut. Oft bin ich abends noch zu ihm gegangen, wenn seine große Familie am Abendbrottisch saß und ihre Milchsuppe löffelte. In der Tischmitte stand eine riesige Pfanne mit Bratkartoffeln, aus der jeder nach Bedarf mit seinem Löffel schöpfte. Nie habe ich davon etwas abbekommen, wohl weil die Familie dachte, dieses Essen sei unter meiner Würde, aber in Wirklichkeit hätte ich gerne mitgegessen, denn so etwas Gutes gab es bei uns zu Hause nicht.

Neben den Ninkes wohnte der Briefträger Radatz. Er betrieb eine eigene Bienenzucht. Einen Tag lang habe ich ihm beim Holzhacken geholfen. Als Lohn bekam ich ein Glas frisch geschleuderten Honig, eine große Delikatesse für meine Eltern. Zu kaufen gab es in der Kriegszeit nur den Kunsthonig, der aber auch recht gut schmeckte.

Verglichen zu den Landarbeitern, wohnten wir in einem herrschaftlichen, großen Haus aus Backstein. Vorne war die große Küche mit der Speisekammer und dem Bügelzimmer. Von einem längeren Flur gingen die Zimmer ab, zur rechten Seite das Zimmer meiner Mutter, das Herrenzimmer und das Esszimmer, zur linken Seite das Badezimmer, das Schlafzimmer der Eltern, die beiden Kinderzimmer und auch das Klo, in das mich eines Tages meine Großmutter einsperrte. Der Grund dafür ist mir nicht mehr in Erinnerung. Ich habe mich durch das Abwickeln der Klopapierrolle gerächt, was



Gasthaus Röpke

mein Vater wohl ganz in Ordnung fand, als er mich befreite. In dem einen Kinderzimmer spielten und schliefen meine beiden Schwestern Gretel und Elke. Jeden Sonnabend war Badetag. Dann wurde der große Kesselofen im Badezimmer angeheizt. Vor dem Reinigen durften wir Kinder eine lange Zeit in der Badewanne mit unseren schwimmenden Tieren spielen, wohl ein pädagogischer Trick, um uns die Wanne schmackhaft zu machen. An der Wand über ihr hing der Rohrstock, mit dem wir bei schwerwiegenden Untaten verdroschen wurden, wenn auch selten. Bei außerordentlichen Vergehen ersetzte die Reitpeitsche den Rohrstock.

Ich hatte ein eigenes großes Zimmer. Über meinem Bett hing ein gedrucktes Foto von Adolf Hitler. Das Foto war mit zwei Hakenkreuzfähnchen aus Papier geschmückt, wie sie während der verschiedenen öffentlichen Feste verteilt wurden. Am 20. April hatte der Führer Geburtstag. An diesem Tag und auch danach noch war das ganze Dorf mit Hakenkreuzfahnen geschmückt. Scherzhaft sagte man

mir, dass die Beflaggung meinem Vater gelten würde, denn sein Geburtstag war ein Tag später.

Während die Kachelöfen der anderen Zimmer vom Flur aus geheizt wurden, hatte mein Zimmer einen Ofen mit einem eigenen Ofenloch. Der Brennstoff war Holz, das im Winter in den großen Gutswäldern geschlagen, mit der Axt zerhackt und in hohen Holzmieten sowie in einen großen Raum unseres Kellers bis unter die Decke aufgestapelt wurde. Das Stapeln fiel in den letzten Jahren unter meine Arbeiten.

Der Flur des Hauses mündete hinten in die Veranda. Sie besaß rundum hochziehbare Fenster. Von hier aus hatten wir einen schönen Blick über unseren großen Garten auf eine dahinter liegende große Scheune eines Bauern und auf die jenseits der Dorfstraße liegende Kirche. Beide Gebäude besaßen je ein großes Storchennest. Unvergesslich wird mir ein grausamer Kampf zwischen den beiden Storchenfamilien bleiben. Der Kampf dauerte eine lange Zeit. Immer wieder griff die eine das Nest der anderen Storchenfamilie an. Mit den Schnäbeln hackten sie aufeinander ein, bis zwei Störche tot aus dem Nest fielen.

Im vorderen Teil unseres Hauses war das Gutsbüro untergebracht. Im ersten Stock wohnte der Büroleiter Krummbiegel mit seiner Familie. Ihn habe ich vor allem durch seine selbst eingelegten Salzgurken in Erinnerung, denn so etwas gab es in unserem Haushalt nicht.

Auf der gleichen Etage befand sich auch ein großer Saal. An den Wänden hingen Portraits von berühmten preußischen Feldherren. Erst Jahre später, als ich über die Freiheitskämpfe gegen Napoleon gehört und Abbildungen von Blücher, Scharnhorst und Gneisenau gesehen hatte, erinnerte ich mich an Lübgust und bin mir sicher, dass sie es waren, die mich von den Wänden des Saales aus ansahen. In der Weihnachtszeit wurde der Saal für die Bescherung der Landarbeiterfamilien festlich hergerichtet. Am Heiligen Abend trafen sich hier die Gutsbesitzer mit ihren Arbeitern. Jedem einzelnen Familienmitglied überreichten sie eigenhändig ein Geschenk, den Kindernn ein Spielzeug, den Erwachsenen nützliche Dinge wie Strümpfe, Handtücher und Wolle. In diesem Saal arbeitete auch der Sattler, der von öfter auf das Gut kam, um die Pferdegeschirre zu reparieren. Bei ihm hielt ich mich gerne auf. Das frische Leder roch sehr angenehm ebenso wie die mit Pech eingeriebenen dicken Garne, mit denen er die Geschirre nähte.



Schloss/Herrenhaus der Familie von Rohr

Auf dem Boden unseres Hauses befand sich ein abgeschlossener Verschlag, zu dem ich mir allerdings durch Entfernung einer Latte Zutritt verschaffen konnte. Seine zwei Regale waren mit Kartons belegt, und diese wiederum enthielten allerhand schöne Sachen aus der Jugendzeit meines Vaters, wie seine Schnitzwerkzeuge oder eine ganze Armee aus handgroßen Reitern auf bunten Pferden. Oft spielte ich heimlich in dieser Kammer, denn die hier verwahrten Dinge waren zu dieser Zeit noch nicht für mich bestimmt. Auf dem Boden war auch die Räucherkammer untergebracht, in der die Schinken und Würste aus der eigenen Schlachtung hingen. Für den richtigen Rauch sorgte schwelendes Sägemehl. Zweimal im Jahr war Schlachttag. Mit einem Schlag vor den Kopf wurde das Schwein getötet, dann abgestochen, das Blut für die Blutwurst unter ständigem Rühren in einer Schüssel gesammelt, das Schwein in einen Trog gelegt, abgebrüht, danach mit Hilfe eines glockenartigen Schabegeräts von den Borsten befreit, anschließend auf eine Leiter gehängt, bäuchlings aufgeschlitzt und ausgenommen. Danach war für uns Kinder das Interessante des Schlachtfests zuende, bis dann Stunden später die Kesselsuppe fertig war.

Fortsetung folgt

Kurt Tucholsky, 1930

Wenn die Börsenkurse fallen,
regt sich Kummer fast bei allen,
aber manche blühen auf:
Ihr Rezept heißt Leerverkauf.

Keck verhökern diese Knaben
Dinge, die sie gar nicht haben,
treten selbst den Absturz los,
den sie brauchen – echt famos!

Leichter noch bei solchen Taten
tun sie sich mit Derivaten:
Wenn Papier den Wert frisiert,
wird die Wirkung potenziert.

Wenn in Folge Banken krachen,
haben Sparer nichts zu lachen,
und die Hypothek aufs Haus
heißt, Bewohner müssen raus.

Trifft's hingegen große Banken,
kommt die ganze Welt ins Wanken –
auch die Spekulantenbrut
zittert jetzt um Hab und Gut!

Soll man das System gefährden?
Da muss eingeschritten werden:
Der Gewinn, der bleibt privat,
die Verluste kauft der Staat.

Dazu braucht der Staat Kredite,
und das bringt erneut Profite,
hat man doch in jenem Land
die Regierung in der Hand.

Für die Zechen dieser Frechen
hat der Kleine Mann zu blechen
und – das ist das Feine ja –
nicht nur in Amerika!

Und wenn Kurse wieder steigen,
fängt von vorne an der Reigen –
ist halt Umverteilung pur,
stets in eine Richtung nur.

Aber sollten sich die Massen
das mal nimmer bieten lassen,
ist der Ausweg längst bedacht:
Dann wird bisschen Krieg gemacht.



Kirche in Soltnitz/Żółtniça




Erntezeit
bei Soltnitz

Mein Neustettiner Land

Ausgabe 2 · Dezember 2014



Evang. Kapelle in Szczecinek



Greif-Statuette, Neuzugang im Museum aus Szczecinek

Liebe Landsleute!

Im Oktober war ich zwei Wochen in Szczecinek/Neustettin. Zunächst fand im Schloss die 100-Jahrfeier des Museums statt, ein Drittel der Zeit als deutsches Heimatmuseum und zwei Drittel als polnisches Regionalmuseum.

In der Begrüßung durch den jetzigen Direktor des Museums, Herrn mgr Jerzy Dudż, stand an erster Stelle Emil Wille, Gymnasiallehrer und Historiker (1847–1937), der viele Daten zur Neu-



stettiner Geschichte sammelte und veröffentlichte.

Die meisten Exponate – bis 1945 befand sich das Museum in einem Teil des Schlosses – sind Ende des letzten Krieges verloren gegangen, wenige sind danach in Wodka-Währung zurück gekauft worden.

1958 wurde das Museum wieder eröffnet im alten Nikolaiturm, davor ein kleines Häuschen mit einigen Räumen für das Personal. Ein Besuch im Turm war abenteuerlich. Für Ausstellungen war nur wenig Platz. Erst vor wenigen Jahren zog man in die Schulstraße in ein Schulgebäude der früheren Friedrichschule.

Herr Dudż begrüßte zahlreiche Gäste. Danach sprach der alte (und neue!) Bürgermeister Jerzy Hardie-Douglas. Seine Rede endete mit dem eindringlichen Rat an alle Gäste Szczecineks, das Museum zu besuchen, das ist ein Muss!

Es folgte ein Vortragsteil, der nur in polnischer Sprache bestritten wurde. Mir zur Seite saß Frau Małgorzata Kuszmar, Deutschlehrerin und Stadträtin (auch wiedergewählt worden!), die mir wesentliche Aussagen übersetzte, ansonsten konnte man sich an Lichtbildern orientieren.

Ich war besonders interessiert an einem Vortrag von Dr. M. Grzywacz von der Universität Posen/Poznań, die über das Leben und die Bedeutung des Pfarrers Carl Gottfried Rehsener referierte – von Groß Küdde nach Memel/Klaipeda. Als Geschenk des

MUZEUM REGIONALNE
W SZCZECINKU
ul. Szkolna 1
78-400 SZCZECINEK
tel.094-374-09-77
REGON 33000656[illegible] NIP 673-16-14-866

Szczecinek, den 08.10.2014

Siegfried Raddatz

Jacob-Böhne Straße 21

51065 Köln

Sehr geehrte Herrschaften,

bezugnehmend auf die bevorstehenden Feierlichkeiten zum 100. Jahrestag des Museums in Szczecinek, möchten wir Sie herzlich zur historischen Sitzung, die am 17. Oktober 2014 stattfindet, einladen.

Programm der historischen Sitzung 100. Jahrestag des Museums in Szczecinek:

10:00 – Festliche Eröffnung der Sitzung im Konferenzzentrum „Zamek“ ul Mickiewicza2

11:00 – Vorträge:

1. **prof. dr hab. Radosław Gaziński**: *Hexenprozesse in Szczecinek in der Neuzeit.*
2. **dr hab. Paweł Gut**: *Szczecinek im 30-jährigen Krieg.*
3. **dr Małgorzata Grzywacz**: *Von Szczecinek nach Memel/Kłajpeda. Pastor Carl Gottlieb Rehsener (1790-1862), sein Leben und Werk.*

12:30-13:00 - Pause.

4. **mgr Marek Fijałkowski:** *Fragen und Bedenken in der Angelegenheit der Apostelgemeinde in Szczecinek.*
5. **mgr Paweł Połom:** *Renovierung des Schlosses in Szczecinek.*
6. **mgr Jerzy Dudź**: *Sammlungen des Volksmuseums in Szczecinek.*

16:00 – Eröffnung der Ausstellungen im Sitz des Volksmuseums in der ul. Szkolna 1:

Heimatkreises für das Regionalmuseum hatte ich Herrn Dudż das Buch ›Am Ostseestrand von Pommern bis Memel‹ überreicht, in dem das Leben von Rehsener (1790 – 1862) beschrieben wird.

Im Anschluss an diese Eröffnungsveranstaltung hatte ich beim Mittagessen mit Frau Kuszmar und dem Konservator, Herrn Połom, Gelegenheit, über die Renovierung des Kaulfuss-Denkmals zu sprechen. Herr Połom ist der Meinung, dass für solch eine Arbeit die besten Spezialisten Polens in Toruń /Thorn arbeiten. Diese Renovierung scheint in der Tat sehr schwierig zu sein. Wie von Szczecinek gewünscht, haben Frau Reinstrom (Fürstin-Hedwig-Schüler) und ich (Heimatkreis Neustettin) 5000 Euro überwiesen. Jetzt könnte die Renovierung beginnen.

Nachmittags gingen wir zur Schulstraße und schauten uns im Museum, das voller Besucher war, den heutigen Stand an – empfehlenswert!

Am Tag darauf besuchte ich mit den Damen Himmele die Abendandacht in der schönen Holzkirche in Brokęcino/Bahrenbusch. Sie wurde gehalten von dem Vikar der Muttergemeinde in Okonek/ Ratzebuhr und dem Pastor von Lędyczek/Landeck. Dem Pfarrer aus Landeck hatten Ursel Solka und ich einige Tage zuvor eine Spende für das neue Dach seiner Kirche überreichen wollen, hatten ihn aber nicht angetroffen. Eine Nachbarin hatte ihm das Geld gegeben, und nun wollte er sich mit dieser Abendmesse in Bahrenbusch dankbar zeigen und uns kennenlernen. Die Geldspende stammte von einer Neustettinerin, die in Landeck geboren und in der dortigen Kirche getauft worden war.

Unser Hauptanliegen war indes die Überreichung einer versilberten Taufschale für die Kirche in Bahrenbusch, hergestellt und gestiftet von Dieter Zellweger aus Lübeck, einem Nachkommen der Familie Dennig aus Juchow. Dieses Geschenk wurde mit Überraschung und Freude entgegen genommen.

In der Abendandacht eine Woche später segnete der Proboszcz von Ratzebuhr die Taufschale, und Frau Dorothee Himmele-Doll überreichte ihm eine Widmungsurkunde des Spenders. Im anschließenden Gespräch fragte ich den Pfarrer, warum die Fachwerkkirche in Węgorzewo/ Vangerow und die Holzkirche in Brokęcino nicht gepflegt würden, jedenfalls weniger als in der sozialistischen Ära unter den Russen. Er antwortete: »Wenn ich mich mit solch einem Anliegen an den Bischof



wende, sagt der mir: ›Für das Geld, das eine gründliche Sanierung hier kostet, kann ich zwei neue Kirchen bauen.‹«

Wegen der Bahrenbuscher Kirche habe ich mich an die Stiftung Denkmalschutz (Bonn, Potsdam) gewandt. Sie hat eine Sektion in Polen, die Tessen von Heydebrink initiiert hat, als er (Deutsche Bank) in den Ruhestand ging. Die Heydebrecks stammen aus Wusterhanse und Orth.

Szczecinek war im (Kommunal-) Wahlkampf. Die im Stadrat dominierende Partei PO (Bürger-Plattform, Tusk) bemühte sich um die Verteidigung ihrer Position. Kandidat für den Bürgermeister-Posten war der jetzige Bürgermeister, Jerzy Hardie-Douglas.

Dem Rathaus gegenüber an den Häusern des früheren Cantralhotels und des Nürnberger Hofs hing von der Dachkante herab ein riesiges Plakat mit dem Konterfei des Bürgermeisters. Darauf stand in polnischer Sprache: »Szczecinek – ein Stadt mit Visionen« und darunter »Wir halten unser Versprechen.« Das bedeutet in diesem Fall: »**Ich,** Hardie-Douglas, habe Visionen, und **ich** werde dafür sorgen, dass sie realisiert werden.« Nach allem zu urteilen, was er bisher in zwei Amtsperioden für die Stadt geleistet hat, traue ich ihm das auch zu.

Am 4. Sonntag im Oktober nahm ich am evangelischen Gottesdienst in der Kapelle auf dem St. Jürgensberg teil. 15 Personen waren

gekommen (zwei mehr als bei der Buß- und Bettagsandacht in meiner Gemeinde in Köln mit 2 500 Gemeindemitgliedern). Ein junger Adept vom Priesterseminar in Warschau, zur Unterstützung des für Neustettin zuständigen Pfarrers, Janus Staszczak, nach Köslin geschickt, las sehr engagiert eine Predigt vor. Für ihn war es der zweite Gottesdienst in deutscher Sprache. Ich überreichte ihm anschließend – zur freien Verfügung in der evangelischen Gemeinde in Szczecinek – 600 Euro, für die sich der HKA Neustettin ausgesprochen hatte.

Das Innere der Kapelle ist in einem schlechten Zustand. Farbe und Putz fallen vom unteren Teil der Wände ab, weil die Isolierung fehlt. Der letzte Verputz und Anstrich war vor mehr als zehn Jahren. Eine Grundsanierung ist zu teuer. Gerne würde ich es sehen, wenn man die Wände noch einmal verputzen und anstreichen würde. Da aber die Kapelle unter Denkmalschutz steht, braucht man dafür eine Genehmigung; und diese zu erhalten, ist schwierig.

Und nun zu uns hier: Das Heimatmuseum Kreis Neustettin hat noch eine Schonfrist bis Herbst 2016. Wir haben also noch zwei Jahre Zeit, es zu besuchen, evtl. zu erweitern und zu pflegen.

Aber – wie mir Bürgermeister Schulz gestern abend in einem Telefongespräch mitteilte – sollen wir uns dringend überlegen, wie es danach weiter gehen soll.

Aus eigener Kraft können wir das Museum nicht finanzieren. Der Rückgang der Anzahl der Besucher und damit der Spenden spricht für sich. Einen Sponsor für einen längerfristigen Erhalt zu finden, halte ich nicht nur für sehr schwierig, sondern für ausgeschlossen. (Ich lasse mich da gerne eines Besseren belehren!).

Man muss also auch überlegen, was man macht, wenn das Museum geschlossen werden muss.

Dorfpläne, Fluchtberichte und Ähnliches könnte man dem Bundesarchiv in Bayreuth (früher Koblenz) übereignen. Dort gibt es schon Seelenlisten für die einzelnen Dörfer, ein Resultat der Lastenausgleichsanträge. Die Bücher würde die Martin-Opitz-Bibliothek in Herne übernehmen.

Was macht man aber mit den Exponaten, die in Vitrinen präsentiert werden oder die am Boden stehen?

Pommersches Landesmuseum in Greifwald (so steht es in der Satzung des Neustettiner Kreisverbands e.V.)? Zurück an den Spender? Ins Museum in Szczecinek (wenn man dort daran interessiert

ist)? Zur freien Selbstbedienung? Zum Verkauf?

Ich möchte Sie hiermit herzlich bitten, Lösungsvorschläge zu machen und **mir** mitzuteilen!

Mitteilen, Mitarbeit! Hieran mangelt es im Heimatkreis. Nach dem Tod von Willi Ahrends und dem krankheitsbedingten Ausfall von Ilse Waldow sind wir übrig geblieben:

Hans Rieck aus Wolgast, Uwe Thiel aus Dargun und Siegfried Raddatz aus Köln.

Wir sind im letzten Jahr unserer Amtsperiode. Beim nächsten NeustettinerTreffen in Eutin Ende September 2015 müssen wir einen neuen Heimatkreisausschuss (HKA) wählen. Wer ist bereit zu kandidieren und dann auch mitzuarbeiten? Oder müssen wir uns auch ›auflösen‹, so wie es gerade dem Verein der Ehemaligen des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums ergangen ist?

QUO VADIS
HEIMATKREIS NEUSTETTIN?

Sehr verehrte Damen
und Herren, liebe Landsleute!

Ich wünsche Ihnen, Ihren Angehörigen
und unseren Paten im Kreis Ostholstein
und in der Stadt Eutin und unseren zuverlässigen Helfern
vor Ort, Frau Nicole Robien, Frau Kirsten Rosenow
und Frau Annette Rudolph
und ganz besonders der Betreuerin unseres Museums,
Frau Rita Kennel,
auch im Namen der Mitglieder des HKA
und des Neustettiner Kreisverbands e.V

FROHE WEIHNACHTEN
und
EIN GUTES JAHR 2015!

Ihr Siegfried Raddatz

Stufen

Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe

Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
In andre, neue Bindungen zu geben.
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.

Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.

Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entraffen.

Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
Uns neuen Räumen jung entgegen senden,
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden …
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!

HERMANN HESSE

Weihnachts- und Neujahrsgrüße
des Kreises Ostholstein an seinen Patenkreis Neustettin

Liebe pommersche Landsleute aus dem Kreis Neustettin!

Die Weihnachtszeit ist eine Zeit, einmal innezuhalten – Zeit auch, um Rückschau und Ausschau zu halten.

Mag eine Rückschau für den Einzelnen auch ergeben. dass nicht alle Wünsche und Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind, bleibt doch die Chance, diese im neuen Jahr zu verwirklichen.

2015 besteht die Patenschaft zwischen dem ehemaligen Kreis Eutin, Rechtsnachfolger Kreis Ostholstein, und dem Kreis Neustettin seit 59 Jahren. Wir sehen diesem Geburtstag und dem nächsten Kreis Neustettiner Treffen gerne entgegen und hoffen, die Patenschaft weiterhin mit viel Leben zu füllen.

Auch in diesem Jahr freut sich der Kreis Ostholstein auf ein weiteres Miteinander mit Ihnen und wünscht eine besinnliche Adventszeit, ein gesegnetes Weihnachtsfest sowie ein friedliches, erfolgreiches und gesundes Jahr 2015.

Eutin, im November 2014

Ulrich Rüder
Kreispräsident

Reinhard Sager
Landrat

STADT EUTIN

Weihnachts- und Neujahrsgrüße
der Stadt Eutin an die Patenstadt Neustettin

Liebe Heimatfreunde der Stadt Neustettin,

und wieder neigt sich ein Jahr dem Ende zu. Wir schauen zurück auf das, was war, und nach vorn auf das, was kommt.

In der Stadt Eutin wurden mit großem Engagement und mit Beteiligung unserer engagierten Bürgerinnen und Bürger die Planungen für die Landesgartenschau und die Altstadtsanierung vorangetrieben.

Damit klären sich langsam zahlreiche Fragen, und Perspektiven wurden aufgezeigt. Der Anbau der Schlossterrassen (Café) wird in Kürze abgerissen, der Festsaal – und damit auch Ihr Museum – bleibt in den bisherigen Räumen bis Herbst 2016.

Herzlichen Dank an alle, die sich mit großem Engagement um das Heimatmuseum, den Kontakt unter den Patenstädten und die Pflege von Traditionen eingebracht haben.

Ihnen und Ihren Familien wünschen wir eine besinnliche Weihnachtszeit sowie ein friedvolles und gesundes Jahr 2015.

Eutin, im November 2014

Dieter Holst
Bürgervorsteher

Klaus-Dieter Schulz
Bürgermeister

Die Seiten

10 bis 15

sind im Internet leider nicht verfügbar!



HERBST DES LEBENS

Die Blätter fallen, fallen von weit,
als welkten in den Himmeln
ferne Gärten,
sie fallen mit verneinender Gebärde,
und in den Nächten
fällt die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: Es ist in allen.
Und doch ist Einer,
welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.

RAINER MARIA RILKE

DIE EVANGELISCHE GEMEINDE IN NEUSTETTIN/SZCZECINEK

Neustettin: Chronologie der Betreuungsfahrten bis zur diesjährigen im Jahre 2014

Lange war Neustettin nach Stolp die zweitstärkste evangelische Gemeinde mit deutschem Gottesdienst. Außer in Stolp gab es in den achtziger Jahren nirgends so viele Konfirmandinnen, die alle vom Pommernkonvent ausgesteuert wurden. Inzwischen sind viele von ihnen fortgezogen oder gar nach 1990 nach Deutschland ausgewandert, doch eine ist Gemeindeglied geblieben und Małgorzata hat seit kurzem teure Deutschkurse besucht, um dem deutschen Gottesdienst besser folgen zu können.

Auch in anderen Orten wie in Lauenburg und Schivelbein traf man sich in ehemaligen Friedhofskapellen, doch nirgends sonst in einer jüdischen Friedhofskapelle – in den dreißiger Jahren waren die Juden verfolgt worden, nach 1945 waren es die Deutschen, die dort in der Leichenhalle Ruhe und Frieden fanden - Ironie der Geschichte! Beeindruckend ist auch das eingezäunte Gelände rings um die Kapelle, sicherlich größer als ein Schrebergarten. Kapelle und Grundstück erforderten über die Jahrzehnte viel Arbeitseinsatz, mehrmals wurde die Kapelle gründlich renoviert, durch unterschiedliche Sponsoren unterstützt. Auch Demmin, eine Gemeinde in Vorpommern, gehörte einmal dazu, doch immer wieder steigt die Feuchtigkeit die Wände hoch. Der Taufstein und der Altar sind eine Spende vom Diakonissen-Mutterhaus Kinderheil, früher Stettin, jetzt Bad Harzburg.

Eine weitere Besonderheit dieser Kösliner Filialgemeinde besteht darin, dass der Heimatkreis regen Kontakt zur Gemeinde hält, wie wir es sonst nur von Belgard-Schivelbein kennen. Dazu kommt noch, dass es einige »Rückwanderer« in der Gemeinde gibt. Einer von ihnen, der inzwischen krankheitshalber erneut nach Deutsch-



land zurückgekehrt ist, war Alfred Haß, der sogar Gemeindeältester wurde, der aber auch kräftig selber Hand anlegte und dazu den jetzigen »jungen« Gemeindeältesten **Waldemar Jagodzki** (geb. 1948) so gut anlernte, dass er jetzt alle damit verbundenen Aufgaben übernommen hat. Dieser hat nur eine kleine Invalidenrente, deswegen ist es für ihn besonders schwierig, dass er immer wieder wochenlang Ausgaben für Heizöl, Strom und Gas für die Kapelle vorschießen muss.

Wilhelm Hoffmann, ehemaliger Geschäftsführer der Pommerschen Landsmannschaft, stammte aus Lottin/**Neustettin**. Weil er selber als schwer Kriegsversehrter aus gesundheitlichen Gründen nicht nach Pommern fahren konnte, schickte er 1986 die Müllers-Tochter Brigitte Schmidt mit dem sogenannten „Bugenhagenchor" nach Pommern. Sie fing Feuer, wurde zuerst Konventsmitglied, dann Vorstandsmitglied, und fuhr immer wieder nach Neustettin, solange es ihre Gesundheit erlaubte und motivierte auch ihre Schulfreundinnen mitzumachen.

Die Betreuungsarbeit ließ sich nur bewältigen, wenn man die Arbeit aufteilte. Damals versorgten die Diakonin Marga Giese, Ingeborg von Mackensen und Pastor Last zum Beispiel **Stettin** – doch alle drei sind inzwischen verstorben und wurden von Ingeborg Pfaffenbach abgelöst, die sich inzwischen aber auch schon damit überfordert fühlt. Den **östlichen Zipfel hinter Stolp** versorgte bald Ingrid Saenger, deren Stammquartier Stolpmünde geworden war, denn in der Heimat ihres Vaters bei Bütow gab es keine Evangelischen. Rita Schellers Standquartier war immer **Köslin** und Großmöllen gewesen, wo ihre mütterliche Familie seit Jahrhunderten verwurzelt war. So ergab es sich von selbst, dass 1990 das erste evangelische Sommerfest in Zitzmin bei Köslin gefeiert wurde und die großen Konventstreffen von 1996 bis 2008 im Zwei-jahresrhythmus im Priesterseminar in Köslin stattfanden. Auch **Sigrid Noltes** Vorfahren stammten aus der Kösliner Gegend, doch dann wurde sie die Nachfolgerin von Brigitte Schmidt, lernte sie die Geschwister Jagodzki kennen und orientierte sich nach **Neustettin,** wohin sie inzwischen alljährlich fährt und viele Hausbesuche macht.

Ihre Besuchstouren sind etwas anders organisiert als die übrigen: Um die langen Anfahrten zu sparen, nimmt sie in Neustettin Quartier und nicht im Kösliner Gemeindezentrum. Sie fährt auch

nicht allein, sondern nimmt **Ursel Solka** (die im Oktober 85 Jahre alt wurde) und die mit 76 Jahren noch relativ junge **Rosemarie Jagodzki** mit. Das hat den Vorteil, dass die Besuchten gleichzeitig Kontakt zu einigen Gemeindegliedern haben und dass Sigrid Nolte nicht alleine singen muss, sondern beim Singen Unterstützung hat. Natürlich bringt sie stets ein paar Kleinigkeiten mit, die freudig und dankbar angenommen werden, aber viel wichtiger ist die Zuwendung und das Geschenk an Zeit. Sie erfuhr es bei einem Besuch bei **Inge Klatt** in Kasimirshof. Sie erzählte ihr, dass der verstorbene HKA-Vorsitzende **Ulrich Schreiber** sie vor Jahren überraschend besucht habe und ihr damals einen Feldblumenstrauß mitgebracht habe. Das sei ihr als besondere Freude in Erinnerung geblieben, obwohl sie einen Garten mit Blumenbeet hatte und hat.

Wie gut, dass inzwischen alle Frauen telefonisch erreichbar sind, denn **Else Rolik** in Bärwalde hatte zwischen all den Arztterminen nur einen freien Tag, wo sie zu Hause war. Bei **Lotte Gudz,** die im Dezember 85 Jahre alt werden will, nimmt es die Familie immer noch als selbstverständlich an, dass sie für alle und für alles sorgt. Da tut ihr ein bisschen Bestätigung wirklich gut. Offiziell wurde ihr Vorname in »Leokadia«polonisiert, doch selbst der Postbote weiß inzwischen, dass sie die „Lotta“ ist. **Elfriede Homann** aus Geglenfelde bei Schlochau ist krankheitshalber seit Jahren praktisch ans Zimmer gebunden, aber glücklich, dass ihre Finger noch einigermaßen beweglich sind und sie alle Freunde und Bekannten mit Deckchen und Eierwärmern versorgen kann. Ihre jüngere Schwester Anna Wild, die im vorigen Jahr starb, gehört mit der ganzen Familie zur evangelischen Gemeinde in Stolp, ihr Neffe hat bereits sein ev. Theologiestudium abgeschlossen und „praktiziert“ derzeit in Schlesien. Dann fuhren sie zu **Grete Klorek** nach Preußisch Friedland bei Schlochau. Diese hat eine Betreuerin. Dort konnten sie nicht mehr **mit** ihr beten, sondern nur noch **für** sie, was die Betreuerin beeindruckte, denn die alte Frau hatte schon lange keinen geistlichen Beistand mehr gehabt.



Der große Kummer der winzigen, überschlanken **Grete Thiel** ist, dass sie in Steinburg (Skoki), zwischen Lottin und Vangerow gelegen, so weit von allen abgeschnitten ist. Sie schafft es vom Haus aus nicht mehr bis zur nächsten Bushaltestelle. Sie friert ständig und wollte auch bei 36 Grad im Schatten neben ihrem warmen Ofen sitzen. Bei ihr haben sie besonders viel gesungen. Dabei kam heraus, dass sie und Ursel Solka **Mitkonfirmandinnen** sind! Auch **Magdalena Fafora** konnten sie in Neustettin besuchen sowie eine Frau bei Dramburg, die zwar nicht zur evangelischen Gemeinde gehört, die aber gern vom evangelischen Pastor beerdigt werden möchte und die darum bat, Kontakt zu ihm herzustellen.

Zwischendurch konnte sich Sigrid Nolte immer wieder mit **Waldemar Jagodzki**, dem Küster und Gemeindeältesten unterhalten und ihn ermutigen, weiter für die Gemeinde zu wirken, selbst wenn er dafür nicht gleich bezahlt wird und kaum Zuspruch und Lob erhält. So hatte Sigrid Nolte in ihrer Betreuungswoche in Pommern zu zehn Gemeindegliedern engen Kontakt, nicht gerechnet diejenigen, die sie beim Gottesdienst am 27. Juli und bei der Bibelstunde, die sie gemeinsam mit Frau Adalhild Karp am 31. Juli hielt, begrüßen konnte. *(Rita Scheller)*

Bibelstunde

Die Bibelstunde dauerte natürlich deutlich länger als eine »Stunde«. Ursel Solka, Elfriede Minke und Frau Karp hatten mit Rosemarie und Waldemar schon den Kaffeetisch gedeckt. Wir begannen mit »Geh aus mein Herz …« und sprachen über die Bäume als Wunder der Schöpfung. Geschickt fügte Frau Karp immer wieder Lieder ein, die gern gesungen wurden, ganz gleich, ob es kirchliche oder weltliche waren. Weil sich die Frauen so selten sehen und nach dem Gottesdienst immer schnell zum Bus oder zum wartenden PKW hetzen, genossen sie auch, einmal in Ruhe miteinander klönen zu können. Nach dem Vaterunser sangen wir noch das hinterpommersche Trostlied: »So nimm denn meine Hände …«

Für mich persönlich hat sich die Reise durchaus gelohnt: Ich merkte, wie ich gebraucht wurde, und darum wird sich meine Reise auch für die letzten in der Heimat verbliebenen Menschen gelohnt haben. Ich danke allen Spendern, die es mir ermöglicht haben, diese Reise durchzuführen. Am 27.10.1991 schrieb Rita Scheller einen Bericht für die Greifswalder

Kirchenzeitung und schloss ihn mit folgenden Worten: »Wir sehen die Betreuung der Evangelischen deutscher Zunge als unsere Lebensaufgabe an, das gilt im doppelten Sinne: Wenn wir einst zu alt sind, wird unser Einsatz nicht mehr erforderlich sein, doch die kommenden zwanzig Jahre müssen wir noch durchhalten, denn es ist nicht unser Ziel, ›alte Bäume‹ zu verpflanzen.« Inzwischen sind bereits 23 Jahre vergangen – wie viel Zeit mag uns jetzt noch bleiben? *(Sigrid Nolte, Göttingen)*

Frau Adalhild Karp ist stellvertretende Vorsitzende im ›Helferbund Rita von Gaudecker‹, während Frau Sigrid Nolte stellvertretende Vorsitzende in der Rita-von-Gaudecker-Stiftung ist. Frau Dr. Rita Scheller und ihre Tochter Mechthild arbeiten im Vorstand beider Vereinigungen.

Zur aktuellen Situation in Neustettin

Die Rückkehr von Alfred Haß (s. o.) hinterließ eine Lücke. Sie konnte jedoch teilweise ausgefüllt werden durch Uwe Schmidt. Er hatte bei einer Kur in Kolberg seine polnische Frau kennengelernt und zog zu ihr nach Pielburg. Wenn er zum Gottesdienst nach Neustettin fährt, macht er einen kleinen Schlenker nach Juchow und nimmt Lotta auf.

Ein Segen für die Gemeinde sind Christa Himmele und Tochter Dorothee Himmele-Doll.

Vor mehreren Jahren kamen sie nach Polen und betreiben auf dem früheren Wengershof bei Streitzig ökologischen Gartenanbau (Methode Demeter). Tochter Dorothee besucht regelmäßig den Gottesdienst. Für Besucher aus Deutschland übersetzt sie oder begleitet sie zu den früheren Wohnorten. Außerdem übersetzt sie noch Akteneinträge für Slwomir Miara, dem Leiter des Staatsarchivs in der Parkstraße. Hier ist auch die Mutter Christa sehr gefragt, kann sie doch noch alte deutsche Buchstaben und die Sütterlin-Schrift lesen.

Ein Sonderfall ist Fritz Samhofer. Bei der Spargelernte im Heppenheimer Raum lernte er seine Frau Wanda kennen und kaufte sich mit ihr ein Haus in Streitzig. Obgleich katholisch, besucht er gelegentlich den Gottesdienst, um die deutsche Sprache nicht zu verlernen.

Die deutsche Sprache ist für die Gemeindemitglieder sehr wichtig, und sie hoffen, dass der Gottesdienst noch lange in deutscher Sprache gehalten wird; ihm folgt dann eine Zusammenfassung in polnischer Sprache.

Besonders erfreut sind alle über Besucher aus dem Westen (die

Gottesdienste finden jeden vierten Sonntag im Monat um 11.15 Uhr statt). Hervorheben möchte ich das Ehepaar Ingrid und Willi Dehn. Mit Rosemarie und Waldemar Jagodzki fuhren sie (zum ersten Mal nach dem Krieg) zu Rosemaries Kinderheimat nach Danzig-Langfuhr. Willi feierte sogar in diesem Jahr mit ihnen und Ursel Solka seinen 75. Geburtstag in Neustettin.

Mißlich für alle ist die Situation im Winter. Die ehemalige Leichenhalle ist nur schwer zu beheizen. Hier leistet Waldemar Jagodzki eine sehr verantwortungsvolle und schwere Arbeit, wenn er schon früh hingeht und den Ofen anmacht. Die Mauern sind nur unzureichend isoliert, es steigt immer wieder Feuchtigkeit auf. Es gibt viele Stellen, an denen die Farbe und manchmal auch der Verputz heruntergefallen ist. Eine Grundsanierung ist unerschwinglich teuer, aber vielleicht kann der Innenraum noch einmal angestrichen werden – auch wenn das nur für einige Jahre ausreicht.

Noch lebt die evangelische Gemeinde in Neustettin. Ein Höhepunkt war der Besuch eines Posaunenchors aus Oberkrämer. Dort spielt der Bruder von Alfred Haß. Sie begleiteten den Gottesdienst und spielten anschließend auch noch eine Weile vor der Kapelle – und da schauten mit einem Mal aus den umliegenden Häusern viele Menschen heraus. Ein nachhaltiger Erfolg! *S. Raddatz, Köln*

Advent

Nu is dat wedder ees so wiet,
bald kümmt de leve Winachtstiet,
un darüm segg ik: freugt juuch, Lüür!
Uns Hergott kümmt up disse Ier.

Jawoll, he kümmt, dat is gewiß!
He fröggt nich, wat för Weder is,
un drüüscht dat ok von baven dal
mit Jes un Snei, dat's em egaal.
Jüst dar, wur't feelt an Sünnenschien,
dar will he hen, dar mütt he sien.

He fröggt ok nich, of arm or riek?
Nee, Herr und Knecht sünd bi eim gliek.
He kümmt bi Groot und kümmt bi Lütt,
bi alle Menschen, swart un witt.

Blots en lütt Ding up disse Welt,
wenn dat sik em towedderstellt,
denn kümmt he dar nich över weg.
Un glöov mi man, wenn ik di segg:
Dat is dien Hart! Wenn dat nicht will,
wenn dat sik em versluten süll,
hett he keen Macht mier över di,
denn geit he an dien Döör vorbi.

Sluut up! Noch steit he ja darvör!
Sluut up, sluut up dien Hartensdöör!
Ja, kumm to mi, Herr Jesu Christ,
Du weest, dat du mi helpen müßt.

Bernhard Trittelwitz, 1878 –1969

Chronologie des 1. Weltkriegs

1889

Berta von Suttners »Die Waffen nieder« erscheint. 1905 erhält sie dafür den Nobelpreis.

1900 bis 1910

Der ›Boxeraufstand‹ in China, der russisch-japanische Krieg, die erste Marokkokrise und die Balkankrise stellen die europäischen Bündnissystem in Frage.

1905

Alfred Schlieffen entwickelt den nach ihm benannten Plan, der im Falle eines Krieges vorsieht, zuerst (innerhalb kürzester Zeit) Frankreich zu besiegen, um danach gegen Russland kämpfen zu können und so einen Zwei-Fronten-Krieg zu vermeiden.

MENSCHEN-
SCHLACHTHAUS

Der Erste Weltkrieg in der
französischen und deutschen Kunst

VON DER HEYDT-MUSEUM WUPPERTAL 2014

1911

Der Einmarsch französischer Truppen in Marokko sowie die Entsendung des deutschen Kanonenbootes ›Panther‹ (Panthersprung) nach Agadir führen zur zweiten Marokkokrise.

1912

17. Oktober. Kriegserklärung des Balkanbundes an das Osmanische Reich eröffnet den ersten Balkankrieg.

22./23. November. Britisch-französischer Notenaustausch über eine militärische Zusammenarbeit im Kriegsfall



Europa vor dem Ersten Weltkrieg.

1913

März und April. Vorlage umfangreicher französischer und deutscher Rüstungsvorhaben (Heeresvergrößerungen) in den jeweiligen Parlamenten. Auf französischer Seite entwickelt der Chef des Generalstabes Joseph Joffre den ›Plan XIIV‹, der im Kriegsfall die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens zum Ziel hat.



26. Juni. Ausbruch des Zweiten Balkankrieges

19. Juli. Die französischer Abgeordnetenkammer beschließt das ›Loi des trois ans‹, mit dem der Militärdienst von zwei auf drei Jahre verlängert wird, um in einem eventuellen Krieg genügend Soldaten aufbieten zu können.

20. August. Friede von Bukarest. Der Balkan bleibt das ›Pulverfass‹ Europas.

1914

28. Juni. Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gattin in Serajewo

5. Juli. ›Hoyos-Mission‹: Kaiser Wilhelm II. sichert Österreich-Ungarn die deutsche Unterstützung zu.

13. Juli. Der sozialistische Politiker, Historiker und Pazifist Jean Jaurès, der sich um einen friedlichen Ausgleich mit Deutschland bemüht, wird von einem französischen Nationalisten ermordet.

23. Juli. Österreich-Ungarn unter Kaiser Franz-Joseph stellt Serbien ein Ultimatum.

25. Juli. Mobilmachung der serbischen Armee. Der russische Kronrat beschließt die Unterstützung Serbiens

28. Juli. Österreich-Ungarn erklärt Serbien den Krieg.

1. August. Deutschland erklärt Russland unter Zar Nikolaus II. den Krieg.
Generalmobilmachung Deutschlands unter General Helmut von Moltke und Frankreichs unter General Joseph Joffre. Italien erklärt seine Neutralität.

4. August. Großbritannien bricht seine Beziehungen zu Deutschland ab (Kriegszustand). Die Parteien des deutschen Reichstags bewilligen die Kriegskredite. Ausrufung des ›Burgfriedens‹ durch den Kaiser. (»Ich kenne keine Partei mehr, ich kenne nur noch Deutsche …«) Einmarsch deutscher Truppen in Belgien.

6. August. Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Russland. Serbien erklärt Deutschland den Krieg.

9. August. Das britische Expeditionskorps landet in Frankreich.

10. August. Schlacht von Mühlhausen: Französische Verbände räumen die Stadt

11. August. Frankreich erklärt unter dem Präsidenten Raymond Poincaré (1913-20)

Österreich-Ungarn den Krieg. Einmarsch österreichisch-ungarischer Truppen in Serbien.

12. August. Großbritannien erklärt Österreich-Ungarn den Krieg.

16. August. Die Festung Lüttich wird nach tagelangem Beschuss der deutschen Artillerie zerstört.

19./20. August. Deutsche Truppen besetzen Brüssel. Die belgische Armeeführung flieht nach Antwerpen.



20./22. August. Schlacht in Lothringen: schwere französische Verluste

22. August. Einmarsch russischer Truppen in Galizien. Schlacht bei Krasnik und Komarów.

23. August. Kriegserklärung Japans unter Tenno Yoshihito Taisho an Deutschland.

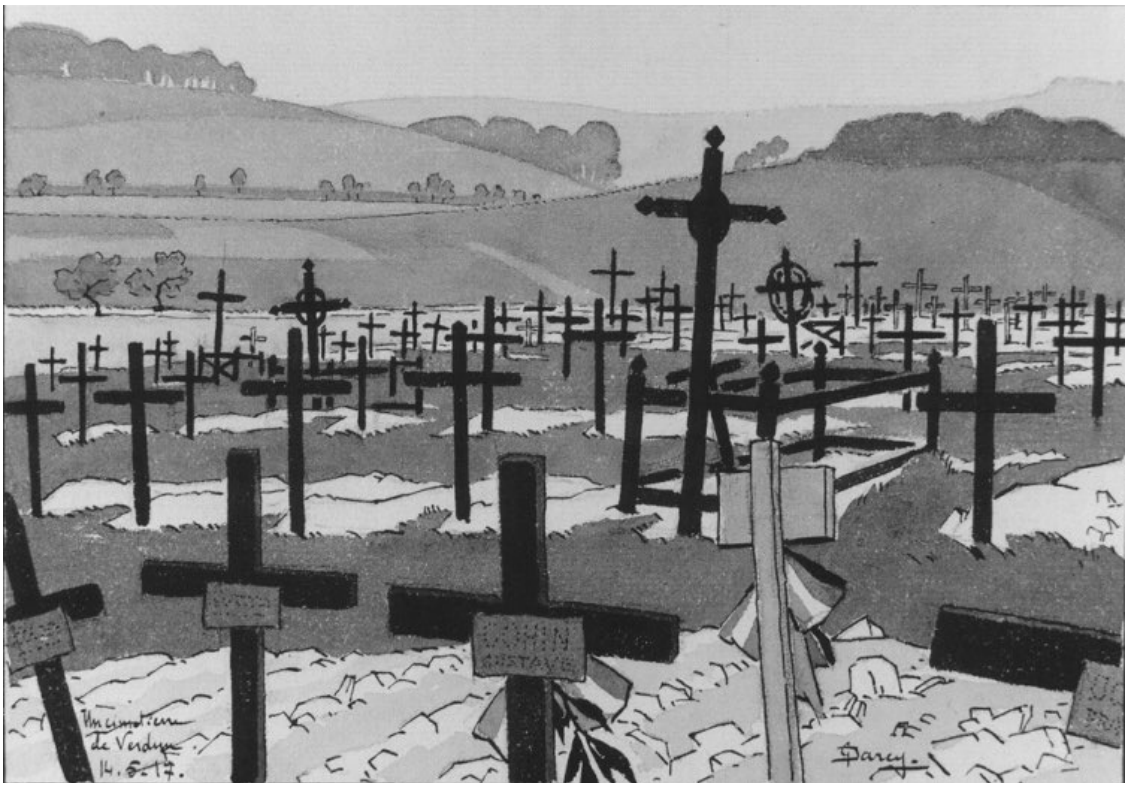
Österreich-Ungarn erklärt Japan den Krieg. Hindenburg übernimmt die Führung der 8. Armee (Ostfront).

25. August. Zerstörung der Bibliothek von Löwen durch deutsche Truppen. Einnahme der Festung Namur.

26. bis 30. August. Schlacht bei Tannenberg. Vernichtung der russischen Narew-Armee.

2. September. Deutsche Truppen erreichen die Marne und bedrohen Paris. Die französische Regierung zieht sich nach Bordeaux zurück.

5. bis 12. September. Erste Marne-Schlacht



12. September. Beginn der ersten Schlacht an der Aisne (bis 24. Oktober): ›Wettlauf zum Meer‹.

14. September. Ablösung Moltkes als Generalstabschef durch den ehemaligen preußischen Kriegsminister, General Erich von Falkenhayn.

18.bis 20. September. Beschießung der Kathedrale von Reims durch deutsche Verbände

26. September. August Macke fällt bei Perthes-lès-Hurlus (Champagne).

09. Oktober. Einnahme Antwerpens. Flucht der belgischen Regierung nach Le Havre

20. Oktober. Beginn der ersten Flandern-Schlacht (bis Mitte November)

28. Oktober. Flandrisches Küstengebiet wird von der belgischen Armee geflutet.

1. November. Hindenburg und Ludendorff erhalten den Oberbefehl über die Ostfront.



2. bis 6. November: Russland, Großbritannien und Frankreich erklären dem Osmanischen Reich den Krieg.

3. bis 5. November. Lettow-Vorbecks Schutztruppe besiegt britische Einheiten bei Tanga (Deutsch-Ostafrika).

7. November. Der deutsche Marinestützpunkt Tsingtau kapituliert vor den Japanern.

Mitte November. Verlustreiche Kämpfe in Flandern (Langemarck). Die gesamte Westfront wird zum Stellungskrieg.

18. November. Die französische Regierung kehrt nach Paris zurück.

8. Dezember. Beginn der ersten Champagne-Schlacht (bis März 1915).

17. Dezember. Beginn der ersten Artois-Offensive (bis 20. Dezember)

1915



25. Januar. Einführung von Brotmarken in Deutschland: Rationierung von Lebensmitteln.

4. Februar: Deutschland erklärt das Seegebiet um die Britischen Inseln als Sperrgebiet.

7. bis 21. Februar. Winterschlacht in Masuren: 100 000 russische Gefangene

22. Februar. Beginn des deutschen uneingeschränkten U-Boot-Krieges.

April/Mai. Zweite Flandern-Schlacht, deutscher Einsatz von Giftgas

26. April. ›Londoner Vertrag‹: Geheimabkommen der Entente mit der italienischen Regierung führt zum Kriegseintritt Italiens. Deutsche Offensive in Litauen und Kurland.

7. Mai. Versenkung des britischen Passagierdampfers ›Lusitania‹ durch ein deutsches U-Boot. Konflikt mit den USA.

9. Mai. Beginn der zweiten Artois-Offensive der französischen Armee (bis 18. Juni)

Anfang Juli. Deutsche Offensive an Bug und Weichsel. Konferenz der alliierten Militärchefs in Chantilly: Abstimmung über Herbstoffensive.

9. Juli. Kapitulation der Kolonie Deutsch-Südwestafrika

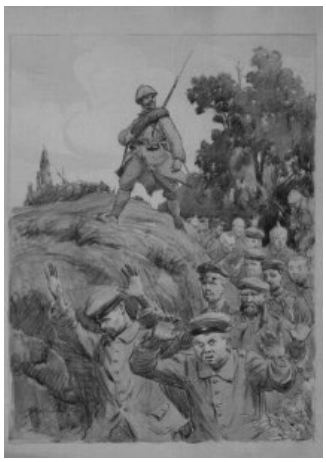
13. Juli. Beginn der deutschen Offensive am Narew (bis 24. August)

19. August. Versenkung des englischen Passagierdampfers ›Arabic‹ durch deutsches U-Boot.

26. August. Deutsche Bug-Armee erobert Brest-Litowsk.

22. September. Beginn der zweiten Champagne-Schlacht (›Herbstschlacht in der Champagne‹)





25. September. Beginn der dritten französischen Artois-Offensive

14. Oktober. Kriegserklärung Bulgariens an Serbien.

15. Oktober. Großbritannien erklärt Bulgarien den Krieg.

16. Oktober. Frankreich erklärt Bulgarien den Krieg.

1916

1. Januar. Gründung der ›Gruppe Internationale‹ durch Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg:

Anfänge des Spartakus-Bundes

27. Januar bis Mai. Im Vereinigten Königreich (mit Ausnahme Irlands) wird die Wehrpflicht für alle Männer zwischen 18 und 41 Jahren eingeführt

21. Februar. Beginn der Kämpfe um Verdun (bis Ende Juli)

25. Februar. General Pétain übernimmt den Oberbefehl über die französischen Verbände bei Verdun. Deutsche Truppen erobern das Fort Douaumont.

4. März. Franz Marc fällt bei Verdun. Das Deutsche Reich setzt den uneingeschränkten U-Boot-Krieg vorübergehend aus. Rücktritt des Großadmirals Alfred von Tirpitz (15. März)

9. März. Das Deutsche Reich erklärt Portugal den Krieg.

31. Mai. Seeschlacht am Skagerrak (bis 1. Juni).

4. Juni. Beginn der Brussilow-Offensive auf einer Frontlänge von 350 Kilometern von Wolhynien bis in die Bukowina (bis Ende August).

7. Juni. Fort Vaux bei Verdun wird durch deutsche Truppen erobert.

1. Juli. Beginn der Schlacht an der Somme (bis 25. November).

28. August. Italien erklärt dem deutschen Reich den Krieg. Das Deutsche Reich, Bulgarien und das Osmanische Reich erklären Rumänien den Krieg.

29. August. Rücktritt Falkenhayns (28. August). Hindenburg wird zum Chef des Generalstabs des Feldheeres und Ludendorff zum Ersten Generalquartiermeister ernannt.

15. September. Erster Einsatz britischer Tanks an der Somme-Front.

30. September. Hindenburg-Programm: Mobilisierung zusätzlicher Arbeitskräfte und Steigerung der Rüstungsproduktion.

24. Oktober. Französische Generaloffensive bei Verdun (bis 03. November)

5. November. Proklamation eines von den Mittelmächten abhängigen ›Königreichs Polen‹.

21. November. Tod des Kaisers Franz Joseph von Österreich-Ungarn.

12. Dezember. Aufgrund seiner Leistungen bei der Verteidigung von Verdun und seiner erfolgreichen Gegenoffensive wird General Robert Nivelle zum Oberbefehlshaber des französischen Heeres ernannt. Trotz seines rücksichtslosen Einsatzes von Soldaten (›Blutsäufer‹) und dem Verlust von 140 000 Mann erzielt er nur geringe Geländegewinne.

Mitte Dezember. Ende der Kämpfe um Verdun: Französische Truppen besetzen Fort Douaumont.

18. Dezember. Aufforderung des US-Präsidenten an die kriegsführenden Mächte, die Friedensbedingungen und Forderungen offen zu erörtern.

26. Dezember. Das Deutsche Reich erklärt sich zur Teilnahme an einer Friedenskonferenz bereit, lehnt jedoch eine amerikanische Vermittlung ab.

30. Dezember. Die Alliierten weisen die deutsche Friedensoffensive zurück.

1917

10. Januar. Die Ententemächte geben in einer gemeinsamen Note erstmals ihre Kriegsziele bekannt.

12. Januar. Hungerprotest vor dem Rathaus in Hamburg. Es folgen weitere öffentliche Proteste im deutschen ›Steckrübenwinter‹.

1. Februar. Das Deutsche Reich erklärt den uneingeschränkten U-Boot-Krieg .

3. Februar. Die USA brechen die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab.

9. Februar. Beginn des deutschen ›Unternehmens Alberich‹: Rücknahme eines Frontbogens an der Westfront.

8. März. Ausbruch der russischen Februarrevolution: Abdankung des Zaren (15. März) und Bildung einer Provisorischen Regierung.

16. bis 19. März. Deutscher Rückzug in die ›Siegfried-Stellung‹.

6. April. Die USA erklären Deutschland den Krieg.

7. April. ›Osterbotschaft‹ Wilhelms II: Der Kaiser verspricht die Aufhebung des preußischen Dreiklassenwahlrechts nach Kriegsende

9. April. Angriff britischer Truppen (mit Tanks) bei Arras

11. April. Gründung der USPD in Gotha

Mitte April. ›Hungerstreiks‹ in Berlin, Leipzig und anderen deutschen Großstädten gegen die Verschlechterung der Lebensmittelversorgung.

16. April. Beginn der dritten Champagne-Schlacht (bis 25. Mai) und der Schlacht am Chemin des Dames (Nivelle-Offensive).

29. April. Meutereien französischer Einheiten am Chemin des Dames (bis Anfang Juni)

15. Mai. Pétain löst Nivelle als Oberbefehlshaber ab.

29. Juni. Griechenland erklärt dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn, dem Osmanischen Reich und Bulgarien den Krieg.

6. Juli. Matthias Erzberger (Zentrum) fordert im Reichstag einen Verständigungsfrieden ohne Annexionen. Bildung eines Interfraktionellen Ausschusses

7. Juli. Der bislang größte deutsche Luftangriff auf London fordert 54 Tote und 190 Verwundete

14. Juli. Rücktritt des deutschen Reichskanzlers Theobald von Bethmann-Hollweg; Nachfolger wird Georg Michaelis

19. Juli. ›Friedensresolution‹ des Reichstags.

31. Juli. Beginn der dritten Flandern-Schlacht (bis Anfang November).

1. August. Friedensnote des Papstes Benedikt XV.

5. August. Meutereien in der deutschen Hochseeflotte

14. August. China erklärt dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn den Krieg.

26. August. Pétains Offensive bei Verdun führt zur Rückeroberung der Höhe ›Toter Mann‹.

2. September. Alfred von Tirpitz und Wolfgang Kapp gründen die Deutsche Vaterlandspartei

23. Oktober. Deutsche Verbände räumen den Chemin des Dames.

26. Oktober. Angriff kanadischer Einheiten bei Passchendaele (Ypern-Bogen): Einnahme am 6. November.

1. November. Reichskanzler Michaelis wird durch Georg von Hertling abgelöst (bis 30. September 1918).

7. November. Oktoberrevolution (julianischer Kalender: 25. Oktober) in Russland: Die bürgerliche Regierung wird durch die Bolschewiki unter Lenin gestürzt.

8. November. ›Dekret über den Frieden‹: Internationaler Appell des russischen Kongresses der Arbeiter- und Soldatenräte zur Aufnahme von Friedensgesprächen.

20. November. Beginn der Tank-Schlacht von Cambrai.

7. Dezember: Kriegserklärung der USA an Österreich-Ungarn.

Mitte Dezember. Vollständige Besetzung Deutsch-Ostafrikas durch britische Truppen

22. Dezember. Aufnahme von Verhandlungen zwischen Russland und den Mittelmächten über einen Separatfrieden (Brest-Litowsk).

1918

8. Januar: Präsident Wilson legt sein 14-Punkte-Programm zur Herbeiführung eines allgemeinen Friedens vor.

24. Januar. Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn lehnen Wilsons 14-Punkte-Programm ab.

Ende Januar. Massenstreiks in Berlin und anderen deutschen Städten: Gefordert werden u.a. ein rascher Friedensschluss in Brest-Litowsk, ein demokratisches Wahlrecht sowie eine bessere Lebensmittelversorgung.

10. Februar. Abbruch der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk durch Trotzki: Wiederaufnahme der Kampfhandlungen (18. Februar); rascher deutscher Vormarsch ohne russische Gegenwehr.

3. März. Unterzeichnung des Friedens in Brest-Litowsk: Russland tritt Polen, die baltischen Staaten, Finnland und die Ukraine ab.

März/April. Vormarsch deutscher Verbände im Kaukasus, auf der Krim sowie in Finnland.

21. März. Beginn der deutschen Frühjahrsoffensiven an der Westfront (bis Mitte Juli; Michael-Offensive bis 05. April).

22./23. April. Infolge der deutschen Frühjahrsoffensive wird für die Alliierten die Notwendigkeit eines gemeinsamen Oberbefehlshabers evident. General Ferdinand Foch wird deshalb zum Marschall ernannt und koordiniert die ›Hunderttageoffensive‹, Britischer Flottenvorstoß gegen deutsche U-Boot-Stützpunkte in Zeebrügge und Ostende.

27. Mai. Deutsche Offensive am Chemin des Dames (Aisne): Durchbruch bis zur Marne (30. Mai).

14. Juni. Nach misslungenen Angriffen bei Noyon und Cmpiègne ordnet Ludendorff die Einstellung der Offensive an.

16./17. Juli. Deutsche Offensive an der Marne.

18. Juli. Beginn der alliierten Gegenoffensive zwischen Soissons und Reims: Angriff der Franzosen bei Villers-Cotterets mit 400 Tanks.

8. August. Britisch-französische Offensive bei Amiens führt zu schweren deutschen Verlusten.

12. bis 15. September. Erfolgreiche Offensive des amerikanischen Expeditionskorps gemeinsam mit französischen Verbänden am St.Mihiel-Bogen.

26. September. Offensive alliierter Verbände zwischen Maas und Argonnen.

29. September. Die OHL fordert von der Reichsregierung die Aufnahme von Waffenstillstandsverhandlungen.

3. Oktober. Nach dem Rücktritt von Graf Hertling (30. September) wird Prinz Max von Baden zum Reichskanzler ernannt: Bildung einer parlamentarischen Regierung. Max von Baden ersucht die Alliierten um einen Waffenstillstand auf der Grundlage der 14 Punkte (4./5.Oktober).

12. Oktober. Zweite deutsche Note an USA (Regierung akzeptiert Wilsons Bedingungen):

16. Oktober. ›Völkermanifest‹ des österreichisch-ungarischen Kaisers Karls I: Zusicherung der Gleichberechtigung der Nationen der Habsburger-Monarchie im Rahmen eines föderativen Staates.

21. Oktober. Ausbruch revolutionärer Unruhen in Österreich.

24. Oktober. Hindenburg und Ludendorff verlangen die Wiederaufnahme der Kampfhandlungen.

26. Oktober. Entlassung Ludendorffs. Sein Nachfolger wird Wilhelm Groener.

27. Oktober. Österreich-Ungarn bietet den Alliierten Waffenstillstand und einen Sonderfrieden an.

29. Oktober. Einheiten der deutschen Hochseeflotte in Wilhelmshaven weigern sich auszulaufen.

3. November. Matrosenaufstand in Kiel: Arbeiter- und Soldatenräte übernehmen die Macht (04. November). Waffenstillstand zwischen Österreich-Ungarn und der Entente.

5. bis 8. November. Ausbreitung der revolutionären Bewegungen von Kiel aus auf ganz Deutschland u. a. mit dem Ziel einer sofortigen Beendigung des Krieges.

7. November. Bildung einer Revolutionsregierung in München unter Kurt Eisner (USPD); Proklamation eines ›Freistaats Bayern‹. König Ludwig III. von Bayern wird abgesetzt.

8. November. Beginn der Waffenstillstandverhandlungen in einem Eisenbahnwaggon in der Nähe von Compiègne.

9. November. Rücktritt Wilhelms II. und Flucht des Kaisers in die Niederlande, die ihm Asyl gewähren. Ausrufung der Deutschen Republik durch Philipp Scheidemann und kurz darauf (›Sozialistische Republik‹) durch Karl Liebknecht in Berlin.

10. November. Friedrich Ebert (SPD) wird Vorsitzender des Rates der Volksbeauftragten.

11. November. Matthias Erzberger (Zentrum) unterzeichnet für das Deutsche Reich den Waffenstillstandsvertrag im Wald von Compiègne nordöstlich von Paris.

November. Offizielle Abdankung Kaiser Wilhelms II.

16. bis 20. Dezember. Deutscher Rätekongress in Berlin beschließt Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919.

1919

1. Januar. Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD).

6. bis 15. Januar. Spartakusaufstand (unter Beteiligung von KPD, USPD sowie revolutionären Obleuten in den Betrieben).

15. Januar. Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg durch Angehörige der Garde-Kavallerie-Schützen-Division und Freikorpsoffiziere.

18. Januar. Eröffnung der Pariser Friedenskonferenz im Schloss Versailles mit 70 Delegierten aus 27 Siegerstaaten unter dem Vorsitz des französischen Ministerpräsidenten Georges Clemenceau.

19. Januar. Wahlen zur Verfassunggebenden Deutschen Nationalversammlung.

11. Februar. Eröffnung der Weimarer Nationalversammlung. Wahl Friedrich Eberts zum Reichspräsidenten.

13. Februar. Bildung einer Regierung aus SPD, DDP und Zentrum unter Ministerpräsident Philipp Scheidemann (SPD).

21. Februar. Ermordung des bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner durch einen rechtsradikalen Attentäter.

24. März. Erste Sitzung des ›Rates der Vier‹ (Wilson, Clemenceau, Lloyd George, Orlando) zur Vorbereitung des Versailler Abkommens. Der ›Viererrat‹ tagt bis zum 20. Juni insgesamt 148-mal. Kaiser Karl I. von Österreich-Ungarn geht ins Exil.

6./7. April. Ausrufung der Räterepublik in München

28. April. Verabschiedung der Völkerbundsatzung durch die Vollversammlung der Pariser Friedenskonferenz.

29. April. Eintreffen der deutschen Delegation in Versailles.

1./2. Mai. Zerschlagung der Münchener Räterepublik durch Regierungstruppen.

7. Mai. Übergabe der Friedensbedingungen an die deutsche Delegation in Versailles ohne mündliche Aussprache.

29. Mai. Überreichung der deutschen Gegenvorschläge. Ultimative Forderung nach Annahme der Friedensbedingungen seitens der Alliierten (16. Juni).

20. Juni. Rücktritt der Regierung Scheidemann

21. Juni. Koalitionsregierung aus SPD und Zentrum unter Gustav Bauer (SPD).

23. Juni. Billigung der bedingungslosen Annahme des Vertrages durch die Nationalversammlung.

28. Juni. Unterzeichnung des Vertrags von Versailles durch Außenminister Hermann Müller.

9. Juli. Ratifizierung des Friedensvertrags durch die Nationalversammlung mit 209 :116 Stimmen.

12. Juli. Aufhebung der alliierten Bockade gegen Deutschland.

August. Unterzeichnung der von der Nationalversammlung beschlossenen Reichsverfassung durch Reichspräsident Ebert.

Aus dem Katalog der Ausstellung
MENSCHEN-SCHLACHTHAUS,
Der Erste Weltkrieg in der französischen und deutschen Kunst,
Von der Heydt-Museum Wuppertal 2014



Befehl ist Befehl

Ballade vom gehorsamen Soldaten

In Rußlands Weite, trostlos und eben,
liegt das Lager, von zwei Zäunen umgeben.
An jeder Ecke, Nord, Süd, West und Osten
ist ein Wachturm erbaut, darin ein Posten.
Der langweilt sich stets – was soll er machen?
Er muss den Raum zwischen den Zäunen bewachen.
Der innere Zaun ist nur niedrig, aus Draht.
Trotzdem niemals ein Plenni darüber trat,
denn der äußere Zaun ist sehr hoch und stark,
und wer sich ihm nähert, der landet im Sarg.

Der Winter war hart und währte schon lang,
und zwischen den Zäunen in dem Gang
hatte der Schnee sich aufgestaut
und bis zum hohen Zaun eine Rampe gebaut.
Als der Kommandant diesen Schneeberg erblickt‘,
hat er gleich nach dem Lagerführer geschickt
und hat ihm ihn wegzuräumen befohlen.
Der musste sich einen Plenni holen,
gab ihm eine Schaufel in die Hand
und führte ihn an der Schneewehe Rand.
»Schaufle die tote Zone frei,
damit die Sicht unbehindert sei.«
Unser Mann hat sich nichts dabei gedacht
und sich sogleich an die Arbeit gemacht.

Dem Posten im Turm kam das recht zu Pass,
denn endlich einmal geschieht etwas.
Schon bald kommt der Mann da der Sperrzone nah.

Ja, warte nur, ist er erst einmal da –
es kann ja nicht mehr sehr lange währen –
dann kann ich mich als guter Schütze bewähren
und zeigen, dass ich gut aufgepasst
und sofort laut Befehl ihm eine verpasst.
Der Mann da tut es zwar nicht aus sich,
doch Befehl ist Befehl, was kümmert‘s mich.
Keiner hat den Befehl ja aufgehoben,
wenn ich ihn befolge, wird man mich loben.

Unser Mann arbeitet stetig und genau,
dabei denkt er an die Kinder und seine Frau,
die schon lange Jahre seiner harrten
und ihn, wie sie schrieben, sehnsüchtig erwarten.
Jetzt ist er am Drahtzaun.»Die Hälfte«, er denkt.
Schnell hat er die Beine hinüber geschwenkt.
Es bleibt zwar noch das weit höhere Stück,
doch dann kann er auf seine Pritsche zurück.

POSTEN SCHIESST GUT:
UNSER MANN LIEGT IM BLUT.

Der Posten hat dann den Alarmknopf gedrückt.
Schnell kommt auch ein Offizier angerückt.
Der Posten seine Meldung macht.
»Molodjez!« ruft sein Vorgesetzter und lacht.

IM LAGER ABER KREIST NUR EIN WORT:

MORD

Ekkehard Künzell

geschrieben 2012, erlebt am 1. Januar 1949
in einem Lager in der Nähe von Oktjabrski.

Das Lager lag zwischen Oktjabrski und Tuimasi, ganz in der Nähe des Flusses Ika (Ik), der hier die Grenze zwischen der Baschkirischen und der Tatarischen Republik bildete und gleichzeitig die Zeitgrenze zwischen der Moskauer Zeit und der Ufaer Zeit mit zwei Stunden Unterschied war. Wenn wir im Winter – der Fluss war zugefroren und somit passierbar – gelegentlich mit einer Gruppe in der Tatarischen Republik arbeiteten, dann rückten wir zwei Stunden später aus und kamen abends zwei Stunden später zurück. Als das zum ersten Mal passierte und wir verwundert einen Russen dort nach der Uhrzeit fragten, sagten wir uns: »Seine Uhr geht nach dem Mond.« Wir wussten zuerst nichts von dem Zeitunterschied.

Als ich vom Ischewsker Lager ins Lager bei Oktjabrski verlegt wurde, ging die Fahrt in den Güterwagen zuerst nach Westen und bei Kasan über die Wolga, dann nach Süden bis Uljanowsk und von dort wieder nach Osten nach Oktjabrski (etwa zwei Wochen Fahrt). Die Lagernummer, die auf die Karten des Roten Kreuzes als Adresse geschrieben wurde, lautete 9001/3.

Wir waren damals alle besonders niedergeschlagen, weil in der Londoner Konferenz festgelegt worden war, dass alle Gefangenen bis Ende 1948 entlassen werden sollten. Damit hatten wir fest gerechnet und die Tage gezählt. Es dauerte dann aber doch noch bis zum 3. Dezember 1949.

Plenni = Kriegsgefangener
Molodjez = Prachtkerl

Herbst

von Otto Daschowski

Man schmeckt den Herbst,
er schmeckt nach Haselnüssen,
nach Pflaumenkuchen und nach Apfelküssen,
nach Butterbirnen und Erinnerungen,
den – selbst im Alter – unzerstörbar jungen.

Man riecht den Herbst,
er riecht nach Rosen,
nach bunten Astern und nach Herbstzeitlosen,
nach Rauch und Feuer auf Kartoffelfeldern,
nach Pilzen, selbst gesucht in Heimatwäldern.

Man sieht den Herbst,
er prangt in allen Tönen
und will mit Früchten Mensch
und Tier verwöhnen,
man hört sein Lied und spürt die festen Bande,
die man als Kind geknüpft zum Heimatlande.

Aktuelle Bücher

Kurt-Dieter Liske
»Das war das Ende von Neustettin«
Herausgeber: HKA Neustettin
Preis: 6 €

Jubiläumsausgabe
des HKA Neustettin
MNL-Festausgabe anläßlich der 50jährigen Patenschaft
Preis: 12 €

Beide Bücher sind erhältlich beim Heimatkreisausschuss und im Heimatmuseum in Eutin.

Siegfried Zech
Bittere Früchte
Herausgeber: HKA Neustettin
Reprint, Preis 5 €

Uwe Thiel, Harry Neumann
Priebkow – ein Rittergut in Hinterpommern
Selbstverlag 2010, Festeinband, 600 Seiten, 459 Abbildungen, 51 Kartenausschnitte,
Preis auf Anfrage, zzgl. Versand
Bezug über Uwe Thiel, Hirtenweg 1, 17159 Dargun

Christa Himmele
Juchow
Geschichte des Landgutes und der Familie Dennig
Preis: 35 €
Bezug über Ch. Himmele
Janowo 8, Pl 78-404 Szscecinek

Heinz Buchholz
»Iwan, das Panjepferd – Eine Kindheit zwischen Krieg und Frieden«,
u. a. Soltnitz
ISBN: 3-00-014157-X,
Preis: 19,90 €
ISBN: 978-3-00-024513-8
als Taschenbuch 8,95 €

Günter Damaske
»Ich war einer von Hitlers Kindern«
Kindheit und Jugend in Neustettin,
Soldat im hohen Norden
ISBN: 3-8311-4367-6
Preis: 19,80 Euro

Günter Damaske
Aufbruch Ost, Band I Jg. 1924, Kindheit und Jugend in Neustettin
ISBN: 3-8334-4965-9
Preis: 16,80 Euro

Heinz Jonas
Neustettin, Bilder einer deutschen Stadt
Reproduktion alter Ansichtskarten
ISBN: 3-88042-885-9
Preis: 20 €

Bernd W. Neubauer
»Du bist doch kein Kind mehr«
ISBN: 978-38482-2819-5
Preis: 15,90 €

Die Bücher sind im Buchhandel erhältlich, oft als Book on Demand!



VIEL NEUES IN BÄRWALD



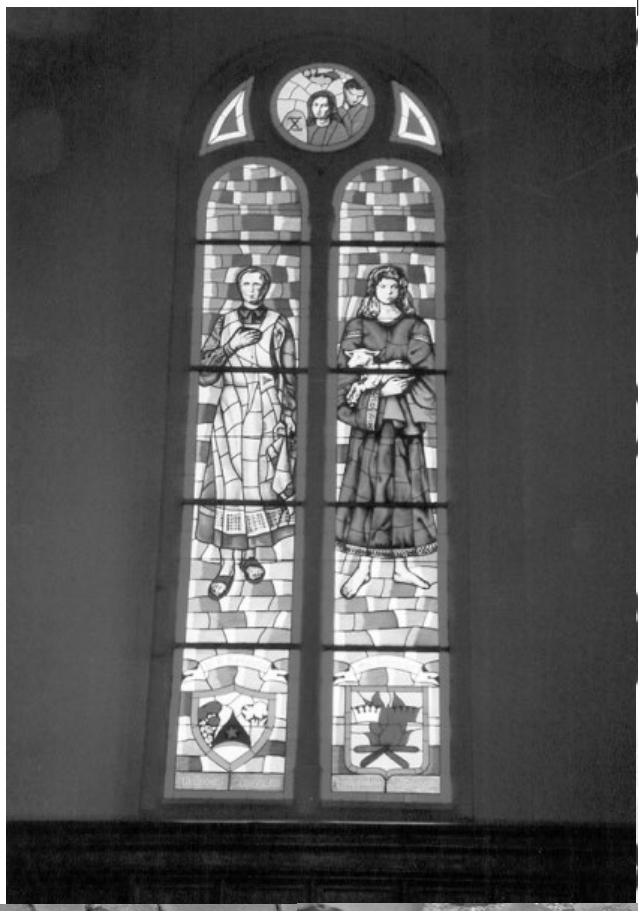

W 70 ROCZNICE ODZYSKANIA
NIEPODLEGŁOŚCI
POLSKI
SPOŁECZEŃSTWO MIASTA I GMINY
BARWICE

E/BARWICE





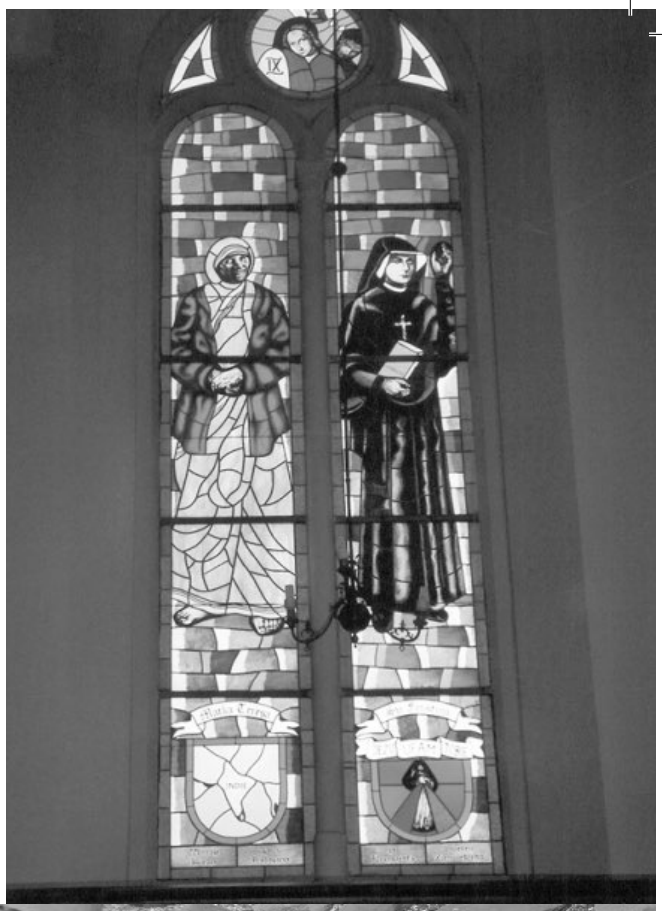




VIEL NEUES ZU SEHEN







IN BÄRWALDE/BARWICE





Wintersport in Bärwalde

Nein, Bärwalde war kein Wintersport-Ort, dennoch konnte man dort alle Wintersportarten betreiben.

Beginnen wir mit dem Rodeln:

Hinter dem Schützenhaus in Bärwalde gab es einen Rodelberg. Hier herrschte im Winter reger Betrieb. Besonders bei jungen Müttern mit ihren Kindern war das Rodeln sehr beliebt. Diese Freizeitbeschäftigung war sehr kräfteraubend, da die Abfahrt sehr schnell vorüber war und man seinen Schlitten den ganzen Berg wieder rauf ziehen musste.

Kommen wir zum Schlittschuhlaufen:

Dafür gab es zahlreiche Möglichkeiten. Zum Einen waren da die Moorteiche neben den Lucknitzer Wiesen hinter der Stadt. Diese waren bei der Jugend sehr beliebt, da sie sich hervorragend zum Eishockey spielen eigneten. Manchmal waren die Lucknitzer Wiesen überschwemmt und auch zugefroren. Dies war dann eine besonders große Eisfläche. Und dann gab es ja noch den Gänsebach, der durch die Stadt floss. Der hatte nur den Nachteil, dass man ihn in der Stadtmitte kaum betreten konnte, da er eine sehr hohe Uferbebauung hatte. Wir sind immer am Markt beim Kaufmann Fischer über den Ausspannhof zum Gänsebach gegangen. Unter der Brücke an der Polziner Straße war äußerste Vorsicht geboten, denn auch bei strengem Frost gab es hier noch eisfreie Stellen. Das größere Problem waren zu der Zeit aber die Schlittschuhe, soweit man die damaligen Sportgeräte als solche bezeichnen kann. Damals gab es nur die sogenannten ‹Hackenreißer›, die man unter stabile Schuhe schrauben musste. Schlittschuh-Schlüssel waren Mangelware. So mussten oft Uhren-Schlüssel herhalten.

Nun zum Skisport:

Es gab doch viele Jugendliche, insbesondere Jungen, die Skier besaßen. Wenn wir die Skiabfahrt erreichen wollten, mussten wir einen anstrengenden Fußmarsch auf uns nehmen. Der Weg führte über die Polziner Straße bis zur Kreuzung Abdeckerei/Gut Dieterstal. Von hier liefen wir weiter über die Felder Richtung Wald. Wir durchquerten den Wald oberhalb der Sandgruben von den Kalksandstein-Fabriken, Ortsteil Stern. Hier erreichten wir eine baumfreie

Abfahrt. Auf halber Strecke gab es sogar eine kleiner Natur-Sprungschanze. Unser bester Springer ist auf eine stolze Weite von sieben Metern gekommen. Leider gab es damals noch keine Skilifte. So mussten wir für weiteres Skivergnügen die ganze Abfahrt zu Fuß wieder hoch stapfen. Wer es etwas steiler haben wollte, der musste noch etwas weiter, zu den Lucknitzer Bergen, laufen. Hier war nur der Nachteil, dass es einen dichten Baumbestand gab, den man umfahren musste. Für die Skisportler gab es Ende 1944 eine erfreuliche Nachricht: in einem Bärwalder Geschäft konnte man ausgediente Militär-Ski erwerben. Diese waren natürlich sehr schnell ausverkauft, denn sie waren schon mit einer modernen Bindung ausgestattet.

Ich persönlich habe mit acht Jahren das Skilaufen (Ski-Laufen im wahrsten Sinne des Wortes) erlernt. Meine Leidenschaft für das Skifahren (wie man heute treffender sagt) hat mich bis heute nicht losgelassen. Für den Skisport habe ich mich mein Leben lang eingesetzt und dafür viele Auszeichnungen erhalten, unter anderem vom Bayerischen Skiverband und sogar vom Bayerischen Ministerpräsidenten.

Da ich in Bayern eine neue Heimat gefunden habe – ich habe mir als junger Mann im Chiemgau eine Arbeit gesucht – bin ich den Bergen immer nahe gewesen und konnte meinen Lieblingssport in den Bayerischen, österreichischen, schweizerischen oder italienischen Alpen ausüben. Noch mit 80 Jahren bin ich in den Dolomiten die bekannte Sella-Runde gefahren.

Doch die Geburtsstätte für meinen Skisport war Bärwalde.

Günter Nitsch aus Traunreut
früher Bärwalde, Markt 151

Im Abendrot

O wie schön ist deine Welt
Vater, wenn sie golden strahlet,
wenn dein Glanz herniederfällt
und den Staub mit Schimmer malet,
wenn das Rot, das in der Wolke blinkt,
in mein stilles Fenster sinkt

Könnt' ich klagen? Könnt' ich zagen?
Irre sein an dir und mir?
Nein, ich will im Busen tragen
deinen Himmel schon allhier,
und dies Herz, eh es zusammenbricht,
trinkt noch Glut und schlürft noch Licht.

Karl Lappe, 1773 –1843

Von Lucknitz nach Traunreut

Ich bin 1933 in Lucknitz geboren und in Koprieben getauft worden. Meine Eltern sind dann nach Bärwalde gezogen, wo ich später zur Grund- und Hauptschule (heute Realschule) gegangen bin. Unsere Wohnung befand sich direkt neben der Schule.

Für meine beiden Kinder und meine vier Enkelkinder habe ich über meine Kindheit in Bärwalde einige Aufzeichnungen gemacht.

Wie komme ich nach Traunreut? Bis zum Ende des Krieges gab es den Ort Traunreut noch nicht. Damals existierte auf dem Areal des heutigen Stadtgebietes eine Giftgasfabrik. In Berlin wurde die Firma Siemens ausgebombt und war 1947 auf der Suche nach einem neuen Standort. Hierzu boten sich die sanierten Gebäude der alten Giftgasfabrik an. Mit der Ansiedlung der Firma Siemens entstand der Ort Traunreut, der heute zu einer Stadt mit 23 000 Einwohnern angewachsen ist.

In Wilster in Schleswig-Holstein habe ich in der Lebensmittelbranche Großhandelskaufmann gelernt. Da ich meine Zukunft nicht in dieser Branche gesehen habe und mich verändern wollte, führten mich folgende Umstände schließlich nach Traunreut:

Mein Onkel, Paul Marquardt, aus Lucknitz war seit 1934 Flugpilot. Gegen Kriegsende stand er ohne Treibstoff mit seinem Flieger auf dem Flugplatz in Mühldorf am Inn. Um nicht in amerikanische Gefangenschaft zu geraten, ist er in einem kleinen Dorf im Chiemgau untergetaucht. Nach langem Suchen hat sich hier auch seine Familie eingefunden. Weihnachten 1947 habe ich dann von Wilster aus mit der Bahn meinen Onkel und meine Tante im Chiemgau besucht. Zu meiner großen Freude hatte ich in diesen Ferien die Gelegenheit, in Berchtesgaden Ski zu laufen, und meine Liebe zu den Bergen war geweckt.

Als ich 1955 wieder einmal meinen Onkel, der inzwischen in Traunreut wohnte, besuchte, bekam ich von der Firma Siemens eine Stelle angeboten, die ich gerne angenommen habe. Die meisten Jahre habe ich dort als Betriebsorganisator und die letzten Jahre als Logistiker gearbeitet.

Es gab in Traunreut eine ‹Pommersche Landsmannschaft›, die sich aber aus Mangel an Mitgliedern leider aufgelöst hat. Hier im Chiemgau gibt es wenig Vertrie-

bene aus Pommern. Die meisten Vertriebenen kommen aus dem Sudetenland.

Das letzte Jahr in Bärwalde

Die Verhältnisse wurden langsam chaotisch. Die Füchtlingstrecks auf den Straßen wurden immer mehr und die Tieffliegerangriffe immer häufiger. Die Straßen waren verstopft mit Militär und Flüchtlingen. Die Straßenränder waren voll mit umgekippten und verlassenen Pferdefuhrwerken, weil die Pferde nicht mehr ziehen konnten, oder sie waren von Tieffliegern beschossen worden. Man konnte hier in kürzester Zeit einen ganzen Hausstand zusammen sammeln. Ich hatte eine wertvolle alte Zither gefunden. Für meine Freunde und mich war es eine aufregende Zeit.

Die Vorratslager im Osten wurden alle geräumt und gen Westen transportiert. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, dass auf dem Bahnhof ein Waggon mit Schuhen stehe. Dieser wurde natürlich geplündert, denn Schuhe konnte damals jeder gebrauchen. Jeder sucht nach seiner passenden Schuhgröße, wodurch ein großes Durcheinander entstand. Ich hatte auch ein Paar schöne Lederschuhe gefunden, nur zu Hause merkte ich dann, dass es zwei linke Schuhe waren. Da bin ich wieder hin und habe noch einen passenden rechten Schuh gefunden. Ich habe diese Schuhe einige Jahre getragen, denn ich hatte eine etwas größere Größe genommen, und das war gut so, denn in den kommenden Jahren gab es keine Schuhe zu kaufen.

Wieder gab es auf dem Bahnhof etwas zu holen. Ein Waggon mit Melasse war abgestellt worden. Natürlich holte ich zwei Eimer von dem süßen Zeug. Da Mutti (geb. Wollschläger) noch nicht die richtigen Behälter zum Aufbewahren hatte, lagerte sie die Melasse zunächst in großen Einweckgläsern in der Küche auf dem Fensterbrett.

Kurz darauf gab es einen Tieffliegerangriff. Ich stellte mich bei solchen Angriffen immer in der Küche hinter den Küchenschrank. Ich fühlte mich dort in Sicherheit. Da kam plötzlich mit einem lauten Knall eine leere Bombenhülse durch unser Küchenfenster geflogen. Die Gläser mit der Melasse wurden auf den Küchenboden geschleudert. Da lag die Bombenhülse nun in der Melasse und den Glasscherben. Ich nahm sofort die immer bereit stehende Schaufel (für Brandbomben) und warf damit die Bombenhülse durch das kaputte Fenster nach draußen. In der Küche war eine riesige Sauerei,

und Mutti hatte damit viel Arbeit. Dazu im Winter noch das kaputte Fenster!

An Nahrungsmitteln hat es uns bis zum Schluss nicht gefehlt. Bei Besuchen waren auf dem Rückweg die Taschen immer voll. Im Herbst 1944 ist in diesem Chaos unsere Oma in Lucknitz gestorben. Zu diesem Anlass wollte ich mit dem Rad von Bärwalde nach Lucknitz zwei Kränze transportieren. Ich bin losgefahren und habe mich unterwegs an einem Traktoranhänger am Verschlusshaken festgehalten. Der Anhänger war voll von Flüchtlingen.

Seitlich auf dem Feld arbeiteten noch russische Kriegsgefangene, bewacht von einem Soldaten. Die Russen winkten mit der Forke den Tiefffliegern zu. Aber der hatte die Forken wohl für Waffen gehalten und fing an zu schießen. Ich ließ den Anhänger los und fuhr von der Straße in einen tiefen Chausseegraben herunter. Dort kam ich zu Fall und ging gleich in Deckung, wie ich es in Groß Born gelernt hatte. Die Flüchtlinge auf dem Anhänger haben kräftig gelacht, weil ich mit den Kränzen in den Graben gefahren bin. Sie hatten das Schießen des Tiefffliegers gar nicht gehört. Es wurde wohl vom Traktorgeräusch übertönt. Das Lachen ist ihnen aber bald vergangen. Ich lag flach im Laub und hörte die Einschläge der MG-Kugeln im Laub. Es hat auf der Straße Tote und Verletzte gegeben. Die Tiefflieger flogen immer wieder die Straße entlang (auch in der Stadt); da trafen sie immer was.

Im Winter 1944/45 wurden die Pferdefuhrwerke immer mehr auf den Straßen. Viele hatten keine Planen über dem Wagen. Sie mussten jede Nacht auf den offenen Wagen in der Kälte schlafen. Viele kleine Kinder sind da erfroren. Sie wurden aber nicht beerdigt, sondern meistens auf Kissen am Straßenrand abgelegt. Auch die Gefangenen, meist russische Soldaten, wurden westwärts getrieben. Einmal sah ich, wie ein Pferd aus Schwäche starb. Da kamen gleich die Russen, haben es zerteilt und das Fleisch in Blechdosen mitgenommen. Vermutlich haben sie es roh verzehrt.

Es waren auch sehr viele Soldaten aus den baltischen Ländern auf dem Rückzug. Die wollten sich unbedingt einer Gefangennahme durch die Russen entziehen.

So nach Weihnachten stand ein Kleinbus auf dem Marktplatz. In den Bus waren Stockbetten eingebaut, um die Verwundeten zu transportieren. Es lagen viele darin. Das Bild war schrecklich. Ich werde es mein Leben lang nicht

vergessen. Bei einem Verwundeten schauten aus dem zerschossenen Bauch die Eingeweide heraus. Diese Soldaten hatte alle sehr schwere Verwundungen. Sie wimmerten vor sich hin, und alles war mit Blut verschmiert. Keiner war da zu helfen. Der Bus war ohne Fahrer, der wohl die Nerven verloren und das Weite gesucht hatte. Es war schon seltsam, wie wir Kinder das alles verarbeitet haben. Wir haben uns weiterhin an den Hügeln zum Skilaufen getroffen, denn wir hatten ja Zeit, die Schule war schließlich geschlossen. Wir hatten uns mit dem Elend um uns herum abgefunden. Plötzlich gab es in einem Geschäft Ski zu kaufen. Da ich schon immer längere Ski haben wollte, habe ich mir sofort welche gekauft.

Ursprünglich waren sie für die Soldaten an der Finnlandfront bestimmt gewesen, aber da gab es ja keine Front mehr. Die Ski hatten eine weiße Tarnfarbe und waren mit einer guten Bindung bestückt. Wenn ich im Winter 1944/45 in Lucknitz war, bin ich immer mit den Skiern durch den an der Straße gelegenen Wald gefahren, bei Mondschein auch nachts im Dunkeln, denn die Straße war voll und zu gefährlich. Einmal hat mich kurz vor Bärwalde die Polizei aufgegriffen, als ich in der Dunkelheit aus dem Wald kam. Da war auf dem freien Feld noch eine rasante Abfahrt. Mit ein bisschen Schwung konnte man bis an den Stadtrand fahren. Die Polizei meinte, es sei für mich zu gefährlich, im Dunkeln allein durch den Wald zu fahren. Ich könnte mit den Skiern ja stürzen und mir etwas brechen. Ich habe auch künftig nicht den Rat der Polizei befolgt, denn ich fühlte mich im Wald sicherer, wo ich jeden Weg und fast jeden Baum kannte.

Tante Ella war inzwischen mit Sohn Bernd von Quedlinburg nach Lucknitz gezogen. Wie sich später herausstellte, war das wohl ein Fehler, in dieser Zeit noch gen Osten zu ziehen. Die Lebensverhältnisse wurden immer chaotischer. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann wir flüchten mussten. Mutti hatte schon mal einen Koffer gepackt. Aber der Inhalt wurde noch oft geändert. Einige Sachen schaffte sie nach Lucknitz, dort wurden sie vergraben. So etwas deutete immer auf eine Rückkehr hin.

Am 26. Februar 1945 hatte ich meinen 12. Geburtstag. Es war ein sehr frostiger Tag. Mutti hatte noch einen Streuselkuchen gebacken. Aber wer sollte den essen? Ich bin dann abends auf den Marktplatz gegangen und habe den Kuchen an die Flüchtlingskinder verteilt.

Am nächsten Tag kam das Ende in Bärwalde. Am 27. Februar 1945 klopfte der Ortsgruppenleiter an die Tür und sagte, wir müssten am nächsten Tag um 7.00 Uhr auf dem Bahnhof sein und »vorübergehend« wegen der anrückenden Front Bärwalde verlassen. Jetzt wurde die Frage aktuell, was wir mitnehmen sollten. Ich habe erst einmal auf dem Dachboden meine Skier unter Brettern versteckt, damit sie mir niemand klaut. »DAS WAR ES DANN!«

Die Flucht

Morgens am 28. Februar 1945 vor sieben Uhr bewegte sich eine endlose Menschentraube in Richtung Bahnhof. Mutti trug in der einen Hand einen Koffer, und an der anderen Hand hatte sie Schwesterchen (4) Marianne. Ich trug meinen Schulranzen und eine Tasche. Der ganze Bahnhof stand voller Handwagen. Es war ein sehr, sehr langer Eisenbahnzug mit nur zwei geschlossenen Güterwagen für das Altenheim und kranke Menschen. Alles andere waren offene Transportwagen. Und das in der Kälte! Der Zug fuhr langsam mit nur einer Lok pünktlich los. Einige hatten sogar Oberbetten mitgenommen. Nach nur wenigen Kilometern stoppte der Zug und man konnte Tiefflieger anfliegen sehen. Alle sprangen oder kletterten schnell runter vom Zug und krochen unter den Zug. Ich bin immer möglichst unter die Achse gekrochen, weil dort der Schutz am größten war. Bis Bad Polzin (14 km), wohin wir als Jungen oft in die Kuranlagen zum Baden gefahren sind, war die Landschaft einem ja vertraut. Ich habe nicht daran gedacht, dass ich sie nicht mehr wiedersehen werde. In jener Zeit hat man nur an die Gegenwart gedacht.

Bis Schievelbein (25 km) hatten wir sieben weitere Tiefflieger-angriffe. Es gab auch Verletzte, die in Schievelbein am Bahnhof versorgt wurden. Wir waren erst mittags in Schievelbein. Durch die Tiefflieger-angriffe hatte die Fahrt fünf Stunden gedauert.

Auf dem Zug lag alles voller Bettfedern. Unser Glück war ja, dass die Tiefflieger nicht die Lok getroffen hatten. Neben uns saß eine alte Frau, die bei Fliegerangriffen nicht unter den Zug gekrochen ist. Es war ihr zu beschwerlich. Sie sang einmal nach einem Angriff das Lied: »Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg, die Mutter ist im Pommerland, Pommerland ist abgebrannt, Maikäfer flieg.«

In Schievelbein auf dem Bahnhof wurden wir vom Roten Kreuz mit warmen Getränken und einer

warmen Suppe versorgt. Eigentlich mussten die Menschen doch selbst ans Flüchten denken. Wir konnten hier auch die offenen Loren verlassen und in geschlossene Güterwaggons umsteigen. Dann ging es weiter in Richtung Stettin. Nachdem wir ja nicht wussten, wo sie uns hinfuhren, spielte Mutti immer mit dem Gedanken, zu ihrem Bruder Otto nach Wilmersdorf oder zu Papa nach Lauterbach auf Rügen zu fahren. Aber Papa konnte uns ja auch nicht brauchen. Er war auf dem Segelschulschiff ‹Horst Wessel› (später unter dem Namen Adler in den USA). Das Schiff hatte sonst immer in Gotenhafen (Gdynia) gelegen. Sie waren von dort nach Lauterbach geflohen. Es war ja kein Kriegsschiff. Nach Papas letzter Dienstverpflichtung in Peenemünde bei den V-Waffen ist er zur Marine eingezogen worden. Er kam auf den Kreuzer ›Emden‹ und war oben in Narvik (Norwegen). Von dort mussten sie wegen eines Schadens in die Werft nach Kiel. Hier wurden sie bei einem Luftangriff von einer Bombe getroffen. Dann kam Papa auf das Segelschulschiff, wo die Kadetten ausgebildet wurden. Nach diesem Ausflug zu Papa wieder zu unserer Flucht.

Unsere Bahnfahrt ging weiter über Stargard. Der Zug fuhr sehr langsam bzw. wackelte über das Gewirr von Schienen durch den Bahnhof von Stargard. Die Gebäude waren alle zerbombt, und es war kein Mensch auf dem Bahnhof zu sehen. Die Stellwerke waren leer. Ich stand an der offenen Wagentür und dachte mit viel Angst daran, wenn nun die Weichen der Schienen nicht auf Durchfahrt gestellt sind oder durch Bomben beschädigt wurden. Was dann?? Aber es ging alles gut. Erst gegen abend erreichten wir die Oderbrücken bei Stettin. Die Brücken überquerten wir mit allerlei Befürchtungen. Dann waren wir auf dem Bahnhof Stettin angelangt. Es war natürlich Fliegeralarm, aber es kümmerte sich niemand darum. Wo sollten wir auch hin? Jeder war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Inzwischen hatten wir uns mit Muttis Cousine Friedel Schulz und deren Tochter Brigitte und deren Eltern zusammengetan. Auf dem Bahnhof standen viele Züge. Keiner hatte ein Ziel, und keiner wusste, wohin die Züge fuhren. Alle wollten nach Westen. Dort fuhren sie wohl alle hin. Es war ein völliges Durcheinander. Im Nachhinein muss man die damals Verantwortlichen der Bahn bewundern. So stiegen wir ohne weiter zu überlegen in einen Zug, der nach Waren und Bad Kleinen in Mecklenburg fuhr.

Ab Stettin waren die Bärwalder nicht mehr zusammen. Wir fuhren bis Waren. Dort wurden wir in Baracken untergebracht. Vom Roten Kreuz wurden wir hier verpflegt. Wir und Friedas Familie kamen in eine Einzelbaracke, wo wir alle in Stockbetten Platz hatten. Es stand ein Ofen darin, aber es gab kein Heizmaterial. Es war aber ein Beil zum Holzhacken da. Ich habe dann in der Nähe einen Obstbaum umgeschlagen und zerkleinert. Nur das Holz war ja nicht trocken. Da habe ich aus allen Betten einige Bretter herausgenommen, zerkleinert und mit dem nassen Holz gemischt. So brannte es, und es wurde warm.

Am nächsten Morgen lag der Vater von Frieda tot im Bett. Er hatte die Strapazen nicht überstanden. Er wurde dann abgeholt und von einer Behörde beerdigt. Scheinbar waren sie mit solchen Situationen schon vertraut.

Nach zwei Tagen hieß es dann: Es geht weiter in Richtung Westen. Jetzt kamen wir in einen Personenzug; das war schon angenehmer. Wir fuhren eine ganze Nacht, und keiner kannte unser Ziel. Dann waren wir plötzlich in Itzehoe. Wir waren in der Mitte des Zuges. Dann kam ein Eisenbahner und hängte alle Waggons, die hinter uns waren, ab. Er sagte: »Die andere Hälfte fährt weiter nach Wilster.« So kamen wir nach Wilster. Hier war die Flucht beendet.

Mutti hat dann gleich nach Lauterbach einen Brief geschrieben. So wusste Papa, wo wir waren, und er hatte gleich unsere Adresse. Es ist überhaupt ein Wunder, dass in der damaligen Zeit der Brief noch rechtzeitig angekommen ist, denn einige Tage später hat sich das Schulschiff nach Bremerhaven abgesetzt.

Obwohl ich in Bärwalde eine bewegende Kindheit hatte, meinen Kindern und Enkeln wünsche ich solch eine Zeit nicht. Zurückblickend war ich durch die Zeit schon recht frühzeitig als Kind der Mann im Haus. Diese Zeit hat mich für das Leben auch etwas geprägt.

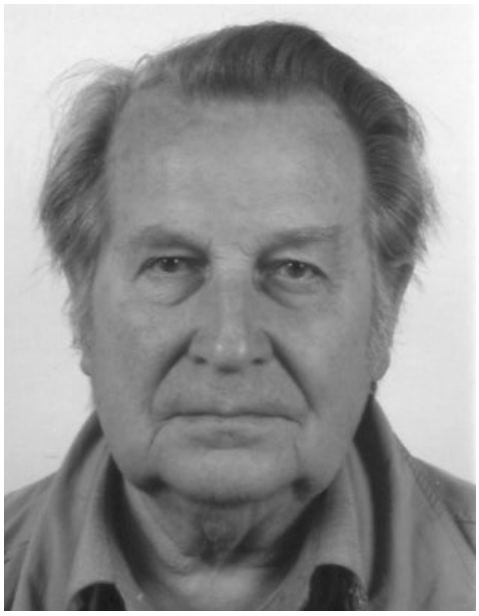
Nachwort

Bärwalde wurde zwei Tage nach unserer Flucht von den Russen erobert. Vorher wurde es noch einige Mal bombardiert. Wir hatten also noch Glück im Unglück. Einen Tag später wäre die Flucht nicht mehr so abgelaufen, denn da war die Bahnstrecke Schievelbein – Stettin in Stargard unterbrochen, weil Stargard bereits von den Russen eingenommen war.

Günter Nitsch, Traunreut
früher Bärwalde, geb. 6. 2. 1933

Leben heisst auch: In Erinnerung leben

»Ein Gefangener der Heimat!« Diese Bezeichnung fand ich kürzlich in einer Biographie, und dies trifft auch ein wenig auf mich zu. Nach der Vertreibung aus Pommern im Juni 1946 habe ich mit meiner Frau und unseren Kindern mehrere Male meinen Heimatort Stepen (heute Stępień) besucht.



Nähert man sich unserem Dorf von Schönau (Drzonowo), liegt kurz vor dem Ort zur linken Hand unser Friedhof. Der Gottesacker wurde 1900 eingeweiht. Heute wird er von den Neubürgern unseres Dorfes weiter genutzt. Die Fläche beträgt etwa 80 × 100 Quadratmeter. Früher war er ringsum mit hohen Tannen eingegrenzt, die auf einem kleinen Erdwall standen.

Wenn ich bei Beginn meiner Heimatreise unseren alten, zum großen Teil verwilderten Friedhof besuche und die vielen verwitterten, zugewachsenen Inschriften auf den umgestürzten Grabsteinen lese, sind mir eine große Zahl der Namen mehr als vertraut. Ja, sie wecken Erinnerungen. Bilder und Geschichten werden wach. Wie war es damals? Wir wissen, unsere Friedhöfe sind stumme Zeugen der Vergangenheit. Wir alle stehen auf den Schultern unserer Vorfahren. Bei einem solchen nachsinnenden Gang habe ich auch ein mit Rost bedecktes Engelsbild entdeckt, einen Schutzengel, der uns in den schlimmen, lebensbedrohenden Nachkriegsjahren wohl auch begleitet hat.

Der erste Gang führt mich stets zum Grabhügel meines Großvaters Wilhelm Freitag (1867–1942). Der Granitstein mit seinem Namen ist abgeräumt worden, aber der Zementsockel steht noch. Die Grabstelle ist mit Mauerpfeffer und Hauswurz bepflanzt und wird von polnischen Freunden des Dorfes gepflegt. In Rückbesinnung an vergangene Zeiten gehe ich langsam und still über das alte Gräberfeld und denke an das, was wir

verlassen mussten. Generationen haben hier ihre irdische Ruhe gefunden. Und natürlich ist die Frage da, was wir in Kindertagen in der alten Heimat erlebt haben. War es ein Paradies? Sicherlich war es das nicht, und doch ist es gut, wenn unsere Erinnerungen ein Zuhause haben.

Fast jeden Sonnabend begleitete ich früher meine gehbehinderte Großmutter Ida Freitag (1871 – 1950) zur Grabpflege. Ich hatte die Aufgabe, die Gießkanne und die Harke zu tragen. Immer wenn wir den Friedhof durch die hell aufquietschende Eisenpforte betraten – sie war von dem Schmied des Gutes, Karl Meier, kunstvoll hergestellt worden – empfing mich ein schwer zu beschreibendes, merkwürdiges Gefühl. Es war einfach eine andere Welt. Sie war mit Andacht erfüllt. Das leise Rauschen der hohen Tannen, in denen der Wind ein leises Lied sang.

Für mich klang das melodische Singen des Windes in den Tannenzweigen wie geheimnisvolle Sphärenmusik aus einer anderen Welt, ja wie vielleicht vom Himmel selbst. Besonderes beeindruckend war für mich immer, mit welcher inneren Ruhe meine Großmutter ein stilles Gebet an unseren Gräbern verrichtete.

Schon damals war der ältere Teil des Friedhofes mit Fliederbüschen, Lupinen, Disteln und Dornen stark zugewachsen. Am Rande konnte man Hirtentäschelpflanzen in großer Zahl entdecken. Waren dann die Wege unserer Grabstellen geharkt, zog es uns Kinder zu einem besonderen Grab, zum so genannten ›Russengrab.‹ Ein schlichtes Holzkreuz mit einem kleinen, darunter angebrachten, schräg stehenden Querbalken zierte den Hügel. In unserer Schulchronik hieß es dazu:

»Am 18. März (1916) fand hier die Beerdigung eines russischen Kriegsgefangenen statt. Er ist auf dem hiesigen Friedhof im Beisein seiner Kameraden beerdigt worden. Sein Grab liegt in der ersten Reihe links in der Ecke an der Straße nach Hammerstein. Auch er ist eigentlich ein deutsches Kriegsopfer, denn er war deutscher Abstammung. Seine Eltern sind deutsch-evangelische Bauersleut' in Kurland.Wir haben ihn schlicht, aber ehrenvoll begraben und an seinem Kameradengrab ihm zum Gedächtnis eine kleine Tanne gepflanzt.«

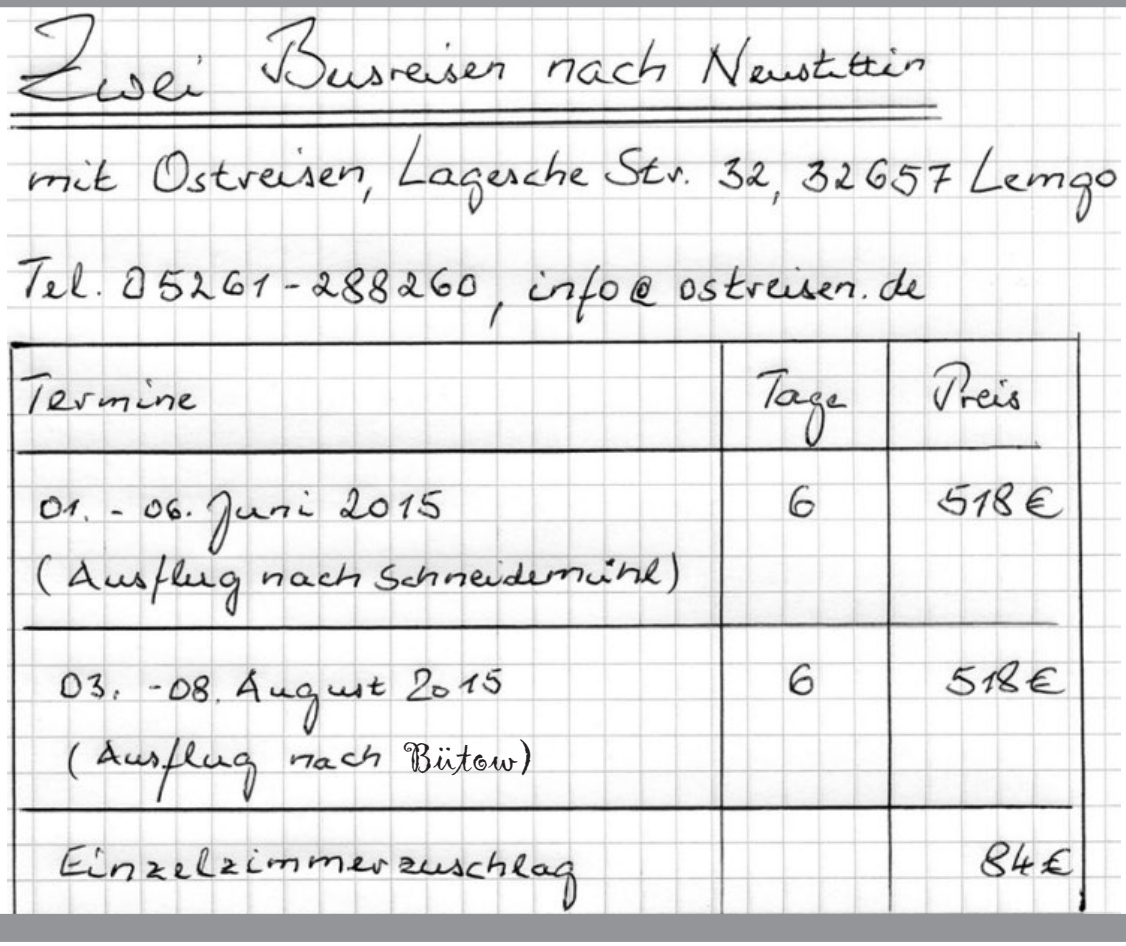
Vielleicht zog uns dieses Grab auch deshalb so in seinen Bann, weil etwas von der Weite und Ferne der Welt sonst in einem Dorf in Hinterpommern nicht sichtbar

wurde. Damals war Russland für uns ein Riesenreich. Aber auch die Endlichkeit eines Menschenlebens war für uns Kinder nicht greifbar und weit weg.

Denke ich heute an unseren Friedhof, so könnte ich mir gut vorstellen, dort einmal begraben zu sein. Aus Kindertagen habe ich immer noch das wundervolle Tannenrauschen im Ohr – wie ein Vorgeschmack und die Hoffnung auf die Auferstehung!

Wilhelm von Humboldt schreibt: »Die Vergangenheit und die Erinnerung haben eine unendliche Kraft, und wenn auch schmerzliche Sehnsucht daraus quillt, sich ihnen hinzugeben, so liegt darin doch ein unaussprechlicher süßer Genuß«

Walter Mertins aus Stepen, heute Kronshagen



Zwei Busreisen nach Neustettin

mit Ostreisen, Lagesche Str. 32, 32657 Lemgo

Tel. 05261-288260, info@ostreisen.de

Termine	Tage	Preis
01. - 06. Juni 2015 (Ausflug nach Schneidemühl)	6	518 €
03. - 08. August 2015 (Ausflug nach Bütow)	6	518 €
Einzelzimmerzuschlag		84 €

Fast 70 Jahre danach eine Reise zu den Wurzeln

Im Januar 1945 verließ die Familie Pillmann mit der Familie Berg in einem umgebauten Gummiwagen auf einem Militärzug von Neustettin aus die Heimat via Ludwigslust und Liebenburg bei Goslar: zehn Kinder, zwei Mütter, 1 Großmutter und die alte Frau Lehr.

Anfang dieses Jahres (2014) besuchten wir noch einmal das Paradies unserer Kindheit, das



An den Gräbern: 2. von li, Erika geb. Pillmann, geb. 19404. von li, Jochen Berg (damals 4 Monate alt), 6. von li. Christian Pillmann (im Septmber 1945 geboren), 8. von li. Konrad Pillmann, geb. 1941, 9. von li. Margrit, geb. Pillmann, geb. 1943, 1. von re. Waltraud, geb. Pillmann, geb. 1936 3. von re. Hannelore, geb. Berg, geb. 1936

nun schon seit fast 70 Jahren eine Wüstung ist mit zwei erhaltenen und auch bewohnten Landarbeiterhäusern.

Das ehemalige Gut Wiesenhof bei Soltnitz, damals im Besitz der Familie Pillmann, ist 1945 abgebrannt; heute heißt diese Stelle Łączka (łąka = Wiese, łączka = kleine Wiese).

Wir, das sind fünf der sieben Kinder der Familie Pillmann und zwei der Familie Berg, alle Cousins und Cousinen zwischen 69 und 78 Jahre alt; mit Anhang 12 Personen.

Was trieb uns dorthin? Sicher auch der Wunsch, noch einmal unsere Wurzeln zu spüren, zumal im nahen Wald, auf dem sogenannten Putenberg, die Gräber unseres Großvaters (*1932) sowie unseres Vaters und Onkels (erschlagen 1945) liegen. Diese Gräber werden von den heutigen Bewohnern

Łączkas immer noch betreut. Und an diesem Tag gingen wir alle mit den Polen dorthin, um die Holzkreuze auszuwechseln und der Toten zu gedenken. Bewegend!

Wir kamen angemeldet am 1. Juli 2014 vormittags auf Wiesenhof an, herzlich begrüßt von Jadwiga Garczynska und dem Ehepaar Malecki. Sie hatten auf der Wiese zwischen den Häusern ein Bufett aufgebaut. Mit Unterstützung der Dolmetscherin Małgorzata Kuszmar aus Szczecinek wurden Bilder betrachtet, Erinnerungen an frühere Besuche (auch noch von unseren Eltern!) ausgetauscht und über die früheren Bewohner



berichtet. Und wir staunten über ein Wunder, das sich hier inzwischen ereignet hatte: Auf dem Areal des Hofes und des langgezogenen Stallfundamentes hatten sich Benesch und seine Frau mit bewundernswertem Einsatz einen Garten Eden geschaffen mit einem Wohnhaus und verschiedenen Nebengebäuden, zum Teil errichtet aus vorgefundenem Material im Boden.

Neues Leben auf der Wüstung – heute mit fünf Bewohnern.

Die Trümmer des Wohnhauses und die Grundmauern liegen unter Büschen und Bäumen schwer zugänglich versteckt. Aber einigen von uns gelangen Funde, die uns Ruinenarchäologen begeisterten, weckten sie doch bei uns Älteren tief versunkene Erinnerungen. Eine vom Vater geflickte Schaufel, die verzierte Lüftungsklappe, Tonröhren des Backofens im Park, Teile eines Wandwaschbeckens mit Sieb, Wandhalterungen, ein Kellergitter, Fliesenscherben und Teile eines Mahlsteins. Nicht nur bewegend, sondern auch leichte Wehmut auslösend!

Es war Sommerwetter, und so genossen wir einige Stunden auf der Wiese zwischen den Häusern die Gastfreundschaft der jetzigen Bewohner. Dank der Dolmetscherin verstanden wir uns prächtig und verabredeten einen Abschiedsabend zwei Tage später am Feuerkreis. Es wurde eine fröhliche, lange Grillparty mit allem, was dazugehört nach deutschem und polnischen Verständnis. Auch die neuen Bewohner hatten sich eingefunden, waren sehr interessiert an unserer Familiengschichte und nahmen gerne die historische Backofenklappe als Geschenk an.

Es wurde erzählt, gegessen, getrunken, gesungen und sogar getanzt nach Herrn Maleckis Akkordeonmusik. Es passte alles zusammen, selbst die Hunde hatten keine Verständigungsschwierigkeiten und tollten wild zwischen uns herum.

Überraschend fuhr vor der Dämmerung der Bürgermeister vor. Er interessierte sich sehr für uns und unsere Geschichte und sprach in einer kurzen Rede die Völkerfreundschaft an, die hier praktiziert würde und ohne die kein Friede möglich sei. Genau, das war auch unsere Intention!

Es war schon dunkel, als wir uns nach einem langen, begeisternden Abend herzlich mit dem Wunsch auf ein Wiedersehen voneinander verabschiedeten. Die Erfahrung, trotz schwerer Vergangenheit auf beiden Seiten in unserer Generation, so miteinander umgehen zu können, wird noch lange in uns nachwirken.



Hannelore Plugge, geb. Berg

Neustettin bot Schutz vor den Bomben

In Neustettin waren 1943/44 die Schülerinnen der Bochumer Oberschule für Mädchen evakuiert. Zu diesen Schülerinnen gehörte auch die Sextanerin Margret Schröter. Sie schreibt in dem Buch »Flucht vor den Bomben« Folgendes: Erst unterwegs haben wir das Reiseziel erfahren. Am 1. Juli 1943, einem heißen Sommertag, wurden wir Schülerinnen in einen Sonderzug verfrachtet. Von den neuen Sextanerinnen hatten einige wie ich ihre Mutter dabei, andere mussten alleine fahren.

Die Schülerinnen der höheren Klassen waren fast alle alleine. Niemand konnte wissen, ob man die Eltern je wieder sah. Unterwegs erfuhren wir, dass unsere Schule in Neustettin untergebracht werden sollte. Die Fahrt dauerte zwei Tage, und so schmale Kinder wie ich wurden zum Schlafen ins Gepäcknetz gepackt.

Am 2. Juli in der Abenddämmerung standen wir etwas hilflos am Neustettiner Bahnhof, und es las jemand lange Listen vor, wer bei wem wohnen sollte. Als so ziemlich Letzte wurden wir einer Arztfamilie mitten in der Stadt zugeteilt. Wir hatten es gar nicht schlecht getroffen. Die Leute, Dr. Lewin und Familie (Königstr. 11), waren sehr nett. Wir bewohnten deren Gästezimmer, das abseits der Wohnung und der Praxis lag. Meine Mutter konnte die nebenan liegende Küche benutzen, und wir mussten das Bad mit dem Dienstmädchen Grete (Margarete Köppen) teilen.

Dr. Lewin hatte einen Sohn Wolfgang, der gut ein Jahr jünger war als ich, mit dem ich fortan viel gespielt habe.

Irgendwann mussten wir allerdings eine Etage höher zu der Mutter und Schwester von Dr. Lewin umziehen (Elisabeth Lewin, Witwe und Marianne Lewin, Klavierlehrerin), da ›unser‹ Zimmer vom Militär beschlagnahmt wurde. Die alte Dame musste mit Frau ›‹Sanitätsrat‹ angeredet werden, war aber recht nett, während ihre Tochter ständig an allem etwas auszusetzen hatte.

Gegenüber dem Haus, in dem wir nun wohnten, ging eine kleine Straße (Hedwigstraße) in Richtung Streitzigsee, den man von

einigen Fenstern der Lewinschen Wohnung aus sehen konnte. Die Straße endete an einer Parkanlage (Mozartplatz) am See, und gleich rechts lag das Neustettiner Gymnasium (Fürstin-Hedwig-Oberschule), in dem wir dann immer nachmittags ab 14 Uhr Unterricht hatten. Vormittags wurde es von unseren Gastgebern genutzt. Es war landschaftlich sehr schön, alles ruhig und idyllisch, vom Krieg merkte man (fast) nichts.

Wir waren gerade ein paar Wochen in Neustettin, als wir zum Bauerneinsatz ausrücken mussten. An diesem Tag fiel für uns die Schule aus. Wir wurden mit Lastwagen auf ein Rübenfeld irgendwo außerhalb der Stadt gefahren. Dort kriegten wir jede eine Reihe zugewiesen, die so lang war, dass wir das Ende nicht sehen konnten. Wir sollten das Unkraut, das so etwa einen halben Meter hoch war, ausziehen und gleichzeitig kontrollieren, dass nur eine Rübe alleine stand. Sollte es gelegentlich eine zweite, eine kleinere geben, mussten wir sie herausrausziehen.

Es war Mittagszeit und unglaublich heiß, die Erde halbtrocken und das, was wir ausrupfen sollten, war fest wie einzementiert. Nach einer Weile bin ich umgekippt. Irgendwer hat mich vom Feld geschleppt, und ich musste mich übergeben. Dann kriegte ich mit, dass ich wohl einen Sonnenstich hätte und wurde unter einen Baum gepackt, wo ich trotz der Hitze schrecklich gefroren habe.

Abends wurden alle fleißigen Helferinnen von dem Bauern mit Butterbroten versorgt. Ich kriegte aber nichts runter, ich dachte nur noch mit Ekel an die Leber am Mittag, die ich dann auch nie mehr essen konnte.

Der Schulunterricht wurde von mehreren Studienrätinnen und dem schon recht alten Musiklehrer Klinkhardt (der auch Mathematik unterrichtete) ganz gut aufrecht erhalten. Ich kann mich nicht erinnern, dass mir irgend ein Fach gefehlt hätte.

Da wir alle in der gleichen Fremdheitssituation lebten, war der Kontakt zu den Lehrerinnen persönlicher, als das sonst wohl üblich war. Allerdings hatten sie auch schnell Zugriff auf die wenigen mitgereisten Mütter. Man durfte nichts anstellen, es wurde sofort bekannt.

Zu dem geregelten Leben, das uns durch die Evakuierung ermöglicht werden sollte, gehörte auch, dass wir jeden Samstagnachmittag zum BDM (Bund Deutscher Mädchen) gehen mussten.

Normalerweise waren diese Zusammenkünfte auch am Mitt-

wochnachmittag, aber da hatten wir Schule.

Die Zeit in Neustettin gefiel mir gut. Außer, dass es einige Lebensmittel gar nicht, andere nur ganz selten gab, merkten wir nicht viel vom Krieg. Wir hatten keinen Hunger, und es gab nur einmal oder zweimal Fliegeralarm.

Im Frühjahr 1944 erfuhren wir, dass alle Kinder im Sommer ins KLV (Kinder-Land-Verschickung)-Lager sollten. Als ich hörte, dass unsere Schule nach Heringsdorf auf der Insel Usedom sollte, drehte sich bei dem Namen mein Magen um; ich mochte doch keine Heringe. Im September kamen wir wieder nach Neustettin zurück. Als Sextanerin war ich nach Heringsdorf gefahren, als Quintanerin kam ich nach Neustettin zurück.

Es begann dann wieder der normale Unterricht. Nach ungefähr zwei Wochen wurde uns mitgeteilt, dass aller Unterricht ausfallen müsse, auch für die Neustettiner, da die Schule als Lazarett gebraucht würde. Weihnachten 1944 wurde nur davon gesprochen, dass die Ostfront näher käme und wohin wir dann vor den Russen fliehen müssten. Manchmal hörten wir entfernten Kanonendonner und konnten uns vorstellen, was uns bevorstand.

Eines Tages hieß es, für uns würde an einen Lazarett-Transportwagen ein Waggon angehängt, so dass wir nach Westen kämen, Mit Hilfe eines normalen Holzschlittens brachten wir an einem eiskalten Spätnachmittag des 28. Januars 1945 unsere beiden Koffer zum Neustettiner Bahnhof.

Da trudelten auch die anderen ein, die noch von unserer Schule da waren. Zwei Gruppen waren vor uns in Begleitung je zweier Lehrerinnen schon weggekommen.

Da standen wir dann, aber es kam kein Zug. Gegen abend hieß es, dass es erst am anderen Morgen losgehen sollte, wir sollten alle noch einmal in unser Quartier gehen und in einem warmen Bett schlafen.

Am Mittag des 29. Januars 1945 wurde tatsächlich ein Waggon an einen Truppentransportzug für uns angehängt, und wir verließen Neustettin in Richtung Norden. Nach einer wochenlangen Irrfahrt kamen wir am 8. Juni 1945 in unserer Heimatstadt Bochum an.

Eine andere Schülerin, Marga Koppka, schrieb Folgendes: Als Quartanerin der Schiller-Oberschule in Bochum kam ich im Rahmen der Schulevakuierung am 30. Juni 1943 nach Neustettin. Hier wurde ich von zwei älteren Damen aufgenommen, die mich betreuten und verwöhnten. Als ich in

der Nacht des 29. Januars 1945 mit meiner Schule die Flucht per Bahn nach Westen antreten musste, gaben mir die beiden Pflegeeltern noch ihr letztes Brot mit.

Das Buch »Flucht vor den Bomben« von Gerhard E. Sollbach ist im Lesezeichen-Verlag, Hagen erschienen

Dieser Artikel wurde eingesandt von Herrn Jochem Horn aus 47574 Goch, Kamper Siedlung 7, Tel. 028 23-41 08 71; Heimat: Neustettin, Gneisenaustraße 4

Der Tag, der gestern vergangen

Gestern ist nicht heute mehr: Es ist weg, es ist dahin.
Es verspürt, empfindet, fühlet, sieht und höret unser Sinn
Nichts von seiner Gegenwart. Gestern ist wie ein Geschrei,
Das im Augenblick verschwindet, auch verschwunden und vorbei.
Alles gestrige Vergnügen, Lachen, Fröhlichkeit und Scherz
Ist nunmehr ein leeres Nichts. Aber auch ein bitt'rer Schmerz,
Der uns gestern drückt' und fraß, der uns
Mark und Bein durchwühlet,
Hat mit gestern aufgehört, und wird heute nicht gefühlet.

Eines Reichen fröhlich's Gestern ist mit allem seinem Prangen,
Und des Armen elend Gestern auch mit aller Not vergangen.
Beides bringt besonder'n Trost Denn die kurze Dau'r der Freuden
Tröstet alle, die nicht glücklich: Und die Pein und Schmerzen leiden,
Werden ungemein gestärkt, wenn sie dieses überlegen,
Und die unleugbare Wahrheit dieser Lehre wohl erwägen:
Indem du gestern keine Plagen

Mehr fühlen kannst, noch darfst ertragen;
So mind're Kummer und Verdruss,
Und kränk' dich nicht mehr so auf Erden.
Es wird, mit ungehemmtem Fluss,
Ein jedes Heute Gestern werden.

Berthold Hinrich Brockes (1680–1747)

Die Stadt wurde erst spät von Kampfhandlungen berührt.

Der letzte Winter in Neustettin

Wir befinden uns in der Adventszeit 1944. Es ist der sechste Kriegswinter, den wir in der Heimat erleben, und der ist besonders kalt. Der Streitzigsee ist schon in der ersten Hälfte des Dezembers zugefroren. Noch nimmt das Leben in Neustettin seinen gewohnten und geordneten Lauf. Man fühlt sich, wenn man einmal von den Umquartierungen aus dem Ruhrgebiet und Berlin absieht, für die meine Eltern unser Café und die von unseren ehemaligen Angestellten genutzten Räume zur Verfügung stellen mussten, noch vom Krieg unberührt. Mit den Lebensmittelkarten, der angeordneten Verdunkelung und der Energieeinsparung (Kohlenklau) hat man sich längst abgefunden. Doch die Zahl der in der Zeitung gemeldeten Kriegsopfer wird immer schmerzlicher.

Die anfängliche Euphorie, die einst durch Siegesmeldungen geschürt wurde, ist längst der Skepsis gewichen, und man zweifelt im stillen an den in Wehrmachtsberichten herausgegebenen Meldungen, die jeden Rückzug als Frontbegradigung, als einen taktischen Erfolg beschönigen. Aber dennoch: Wir haben ja schließlich noch die ominöse »Wunderwaffe« in der Hinterhand, die, wenn die Zeit reif ist, unsere Gegner vernichten und uns den prophezeiten Endsieg bringen wird.

Allein dieser Gedanke verbreitet eine gewisse Gelassenheit und Sicherheit in der Stadt. Schließlich hat ja der Russe auch seine Offensive an der Weichsel gestoppt – und das lässt hoffen!

So können wir die Adventszeit, das Weihnachtsfest und den Jahreswechsel in beschaulicher Gewohnheit begehen. Es gibt sogar Sonderzuteilungen an Lebensmitteln und Weihnachtsbäume, und wir haben einen.

Von Panikstimmung ist in dieser Zeit nichts zu spüren; alles verläuft annähernd normal .

Ja, man kann es kaum glauben, dass noch zu dieser Zeit mein Cousin Alfred Hayn (Färberei in der Königstraße) und ich (wegen schwerer Kriegsverletzung und u. k. geschrieben) wegen der günstigen Wetterlage fast täglich mit seinem Segelschlitten über den See gefegt sind.

Doch dann, am 12. Januar 1945,

setzt der Russe zur Großoffensive an. Sie richtet sich zunächst gegen Ostpreußen und das okkupierte Polen. Pommern bleibt jedoch davon unberührt. Sollten wir vielleicht ungeschoren davonkommen? Die Hoffnung wird von Angst begleitet. Und unsere Angst ist berechtigt, denn bereits Mitte Januar veröffentlicht die Neustettiner Kreiszeitung einen Appell, der besagt, dass alle Frauen und Kinder, alle Umquartierungen sowie alle alten Menschen unverzüglich die Stadt zu verlassen haben, um die Kampfhandlungen der Wehrmacht nicht zu behindern. Dafür werden Züge bereitgestellt.

Ausgeschlossen von dieser Maßnahme sind Männer, die vom Volkssturm erfasst worden waren. Und dazu gehört mein Vater, den ich auf keinen Fall allein zurücklassen werde, denn ich bin wegen meiner Verwundung nicht für den Volkssturm gemustert.

Wir verspüren diese Aufforderung in den darauffolgenden Tagen in Form der Räumung unserer zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten von den Umquartierten.

Neustettin leert sich auffallend und wird allmählich zur Geisterstadt. Die ersten Flüchtlingstrecks, die nun aus Ostpreußen und den östlichen Kreisen Hinterpommerns kamen, durchqueren die Stadt. Welch trauriger, ja trostloser Anblick. Diese Bilder von Pferdefuhrwerken und selbstgezimmerten Karren, dazu die vor Kälte vermummten Menschen hatten wir bis dahin nur in den anderen, von uns besetzten Ländern in der Wochenschau gesehen. Was ist aus der einst stolzen Siegermacht Deutschland geworden!

Sollte nun auch uns dieses Schicksal ereilen?

Jetzt beginnt auch bei uns das große Packen. Mutter sowie Onkel und Tante aus Ostpreußen bereiten ihre Flucht mach Mecklenburg vor und verabschieden sich Ende Januar. Vater und ich bleiben zurück. Unsere Konditorei bleibt von nun an geschlossen. Ich werde zur Greif-Apotheke abkommandiert, um dort die Sanitätsbestände zu erfassen.

Wie ist die Situation in der Stadt? In meinem letzten Brief an meine Mutter vom 14. Februar 1945 schreibe ich: »Man merkt noch nichts von Truppenbewegungen oder Kampfhandlungen.

Nur in der Bahnhofsgegend sollen Panzersperren errichtet worden sein.« Man erwartet also den Russen aus Richtung Schneidemühl, das schon gefallen ist.

Aber noch sind uns 13 Tage vergönnt, die wir in der Heimat bleiben dürfen. Sie sollten uns in



der Tat einen fast normalen Alltag vorgaukeln. Außer einem einzigen Tiefflliegerangriff an einem Sonntag geschieht nichts. Allerdings trafen die Salven genau unser Gegenüber, nämlich das Haus von Schneidermeister Lüdtke neben Keuns Hotel. Sie sollten ein Vorbote der nahenden Front sein.

Die Versorgung der noch verbliebenen Einwohner funktioniert zufriedenstellend. Vorhandene Reservelager werden aufgelöst. Post und Sparkasse sind noch in Betrieb. Die Neustettiner Kreiszeitung gibt bekannt, dass ab sofort das Läuten der Kirchenglocken eingestellt wird, um keine Verwirrung unter der Bevölkerung hervorzurufen. Sie vermeldet ferner, dass, sobald der Feind die Stadt bedroht, geläutet wird.

Am 27. Februar 1945 bricht schließlich unser letzter Tag in Neustettin an. Etwa gegen 6 Uhr läuten die Glocken Sturm und rufen Vater und mich auf, uns umgehend an dem uns befohlenen

Stellplatz vor den Kammerlichtspielen einzufinden. Wir nehmen Abschied von unserem Zuhause mit kleinem Marschgepäck. Doch welch ein jämmerliches Bild sollte sich uns bieten! Sollten diese zusammengetriebenen und ausnahmslos unbewaffneten Männer Neustettin retten?

Der Chef der Greif-Apotheke und Kompanieführer des Volkssturms zieht mit uns durch die gegenüber liegende Luisenstraße am Sägewerk Duske vorbei zur Kösliner Straße und weiter bis kurz vor Bügen. Hier gibt es eine Anzahl Bunker, die wir – wie gesagt – völlig unbewaffnet und mit einer Armbinde als Volkssturm gekennzeichnet, beziehen. Spätestens hier kommen uns Zweifel, was wir hier am Westrand der Stadt eigentlich sollen, wo doch der Russe aus der Bahnhofsgegend im Osten und Südosten kommt. Wir frieren jämmerlich, und der Tag vergeht nur langsam. Lageberichte erfahren wir nicht. Ein Versuch meinerseits, noch einmal nach Hause zu gelangen, scheitert, weil in der Gartenstraße kurz vor unserem Hoftor Schüsse fallen, vermutlich von deutschen Landsern. In der Ferne hört man Geschützdonner.

Dann, es mag gegen 18 Uhr sein, kommt plötzlich das Kommando: »Rette sich wer kann!« Es kommt von unserem Kompanieführer, dem Apotheker, aus eigenem Entschluss.

Was nun! Wohin sollten wir flüchten, wo geht es lang? Vater und ich orientieren uns an der Bahnstrecke nach Belgard. Uns angeschlossen haben sich Studienrat Geyer und Paul Volck,

Inhaber des Radiogeschäftes in der Friedrichstraße. Sie alle vertrauen auf meine Führung. Während wir nun Stunde um Stunde bei starker Kälte über Groß-Dallenthin, Eschenriege und Elfenbusch nach Gramenz trotten, ist der neue Tag längst angebrochen. Die alten Männer sind erschöpft, und Tiefflliegersalven machen uns zu schaffen.

Doch endlich erreichen wir Gramenz, und hier sollte tatsächlich das Glück in Form eines unter Dampf stehenden Güterzuges auf uns warten, der uns bis Belgard bringt. Wir sind gerettet!

Zumindest meine drei Begleiter. Ich habe sie, jetzt ohne Armbinde des Volkssturms, auf den Bahnhof unter wartende Flüchtlinge geschleust. Sie fuhren unbehelligt über Kolberg nach Westen, während mir eine lange Odyssee bevorstehen sollte.

Fritz Erbguth
Pommernzeitung Februar 1999



Erlebtes bewahren

Der Verlust der Heimat war 1945 von Leid und Tragödien begleitet. Vielgestaltig war auch das persönliche Erleben unserer Mitbürger aus der Stadt und dem Kreis Neustettin. Wir wollen dies der Nachwelt und für eine mögliche wissenschaftliche Aufarbeitung erhalten.
Wenn Sie Ihr persönliches Erleben für sich oder Ihre Kinder aufgeschrieben haben, bieten wir im Heimatmuseum Kreis Neustettin/Pommern in Eutin die Gelegenheit zur geordneten Sammlung an. Schicken Sie uns Ihre Aufzeichnungen in Kopie zu. Schicken Sie uns bitte auch Namen, Namenslisten, Pläne und Skizzen von Dörfern, Abbauten und Einzelgehöften.Wir werden sie gerne in unser Museum aufnehmen. *Dr. Siegfried Raddatz*

HEIMATMUSEUM DES KREISES NEUSTETTIN IN POMMERN
Schlossplatz 1 23701 Eutin

Öffnungszeiten April – Oktober, jeden Mittwoch von 15 –17 Uhr und nach Vereinbarung.

Tel.: Rita Kennel, 04524-657 und Dr. S. Raddatz, 02221-6987 85

Welch eine Freude!

Ja, welch eine Freude erlebte ich am Donnerstag (31. Juli 2014), als ich bei herrlichem Sommerwetter vor unserem Heimatmuseum in Eutin auf Gäste aus Szczecinek (Neustettin) wartete.

Durch Vermittlung der Damen Christa Himmele, geb. Dennig und Ihrer Tochter Dorothee Himmele-Doll war mir der Besuch des kaschubisch-polnischen Ehepaares Maria und Henryk Gaszkowscy angekündigt worden. Und in der Tat, nach kurzem Warten trafen die Gäste ein, begleitet von den oben genannten Damen und dem Szczecineker Künstler, Herrn Wiesław Adamski

Was war der Anlass? Das Ehepaar Gaszkowscy, in einem schönen Haus in der ehemaligen Blücherstraße wohnend, hatte sich in der früheren Kösliner Straße zwei nebeneinander liegende, alte Häuser gekauft. In einem Haus hat Herr Gaszkowski sein Büro, und das andere Haus hat er komplett neu aufgebaut in einem historisierenden Stil. Bald hatte er die Idee, auf dem Dach des neuen Hauses einen pommerschen Greif aufzustellen, auch um die Verbundenheit mit der deutschen Geschichte zu dokumentieren.

Er wandte sich also an Herrn Adamski, und dieser nahm die Idee bereitwillig auf. Aber wie sollte man einen solchen Greif gestalten? Man sieht ihn immer nur zweidimensional, wie z. B. im Wappen von Neustettin und dem von Szczecinek, auch auf Urkun



Maria i/und Henryk
Gaszkowscy
ul. Mickiewicza 3/2
78-400 Szczecinek

Eutin, 31. 07. 2014

WIDMUNG

(Dedykacja)

Für das Heimatmuseum des Kreises Neustettin / Pommern in Eutin, zu Händen Herrn Dr. Siegfried Raddatz:

DEN GREIF VOM GIEBEL DES GASZKOWSKISCHEN HAUSES GESTALTETE 2013 DER BILDHAUER WIESŁAW ADAMSKI. FÜR DIE FREUNDE NEUSTETTIN – SZCZECINEKS IN DEUTSCHLAND STIFTEN M. UND H. GASZKOWSKI DAS KONSTRUKTIONS - MODELL VON W. ADAMSKI ALS STATUETTE.

Im Falle einer Auflösung des Museums ist es unser Wunsch, die Statuette dem Herrn Bürgermeister von Eutin zu übergeben.

Dla 'Heimatmuseum des Kreises Neustettin / Pommern' w Eutin do rąk dr. Siegfried Raddatz:

GRYF ZE SZCZYTU KAMIENICY GASZKOWSKICH WYKONAŁ ARTYSTA RZEŹBIARZ WIESŁAW ADAMSKI 2013 ROK. PRZYJACIOŁOM MIASTA NEUSTETTIN – SZCZECINEK W NIEMCZECH FUNDUJĄ TĘ MINIATURĘ WYKONANĄ RĘKĄ W. ADAMSKIEGO M. i H. GASZKOWSCY.

W przypadku rozwiązania muzeum naszym życzeniem jest przekazanie statuetki panu burmistrzowi Eutin.

Hochachtungsvoll

(z poważaniem)

Maria Gaszkowska

Henryk Gaszkowski

den oder Fahnen, nirgendwo aber dreidimensional als Plastik. Der pommersche Greif ist ein geflügeltes Fabeltier, im unteren Teil ein aufrechter Löwe und im oberen Teil mit einem Greifenkopf, gekrümmt wie der Kopf und mit den Krallen eines Adlers.

Herr Adamski machte sich an die Arbeit und stellte zunächst als Modell einen kleinen Greif her.

Von diesem Modell waren Maria und Hernryk Gaszkowski so begeistert, dass sie ein größeres Exemplar in Auftrag gaben, und dieser Greif ziert nun das Dach des neuen Hauses.

Was aber mit dem kleinen Greif? Man kam auf die Idee – auch auf einen Vorschlag von Christa Himmele – das kleinere Exemplar auf einen Marmorsockel zu stellen und diese Statuette unserem Heimatmuseum und damit allen ehemaligen Neustettinern zu schenken.

Freudig und dankbar nahm ich das außergewöhnliche Geschenk am Freitag (1. August 2014) an. Die Überreichung erfolgte in unserem Museum . Sie wurde gefilmt und soll u. a. im Lokalfernsehen TV Zachod gezeigt werden. In der Widmungsurkunde heißt es (und eingraviert im Sockel der Statuette) in polnischer und deutscher Sprache. (Text siehe unten)

Natürlich schauten sich die polnischen Gäste auch die Exponate in unserem Museum an, blätterten in Schriftstücken und Alben, nahmen Ansichten des Rathauses und der letzten deutschen Bürgermeister in Augenschein, stöberten am Tisch der ehemaligen Fürstin-Hedwig-Schüler, lasen alte Meisterbriefe, lobten die sehr schönen Fotos von den Kirchen im Kreis Neustettin und von den charakteristischen pommerschen Landwegen. Sie waren begeistert und voller Lob und erkannten auch, mit welcher Liebe und mit welchem Herzblut dieses Museum eingerichtet wurde. All dies wollen sie in ihrem TV-Bericht zeigen und damit unser schönes Museum in

GRYF ZE SZCZYTU KAMIENICY GASZKOWSKICH WYKONAŁ
ARTYSTA RZEZBIARZ WIESŁAW ADAMSKI 2013 ROK.
PRZYJACIOŁOM MIASTA NEUSTETTIN – SZCZECINEK W
NIEMCZECH FUNDUJA TE MINIATURE WYKONANA Z REKA
W. ADAMSKIEGO MARIA I HENRYK GASZKOWSCZY.

DEN GREIF VOM GIEBEL DES GASZKOWSKISCHEN HAUSES
GESTALTETE 2013 DER BILDHAUER WIESŁAW ADAMSKI.
FÜR DIE FREUNDE VON NEUSTETTIN – SZCZECINEK IN DEUTSCHLAND
STIFTEN MARIA UBD HENRYK GASZKOWSKI DAS MINIATUR-MODELL
VON W. ADAMSKI, EINE STATUETTE.







Szczecinek den Bürgern bekannt machen und sie animieren, unser Museum in Eutin zu besuchen.

Welch eine Freude also, und ich bin sicher, dass Frau Kennel, die ebenfalls bei der Überreichung dabei war (und gleich einen geeigneten Stellplatz vorschlug), hoffentlich bald polnischen Gästen in kompetenter und herzlicher Weise unser Museum präsentieren kann.

Wieder ein wesentlicher Beitrag zum Verständnis zwischen Polen und Deutschen und ihrer Geschichte!

Dr. Siegfried Raddatz

Mein Weihnachtsgedicht

VON STEPHAN SAREK

Weihnachten versinkt im Schnee,
nur nicht hier und das tut weh.
Denn wo sonst zu Glockenspielen
leise rieselnd Flocken fielen,
kann man heut' mit Gottes Segen
allenfalls noch Regen fegen.

Kommt der Mensch mit seinem Schlitten
nicht mehr den Hang hinab geritten,
weil sich ohne Schneekanonen
Ski und Rodel kaum noch lohnen,
ist's auch dem Weihnachtsmann erschwert,
der ebenfalls auf Kufen fährt.

So hau ich Dich, du braver Mann,
dies Jahr nicht nach Geschenken an.
Denn beim Versuch, im Schnee zu landen,
würdest du glatt im Sande stranden.
Stattdessen will ich lieber Geld,
um dort, wo Schnee liegt, hinzureisen.

Was dir gewiss auch gut gefällt,
denn Geld lässt sich leicht überweisen!

Ein Stückchen Szczecinek in Eutin

Schwere Vergangenheit

Wenige wissen, dass sich im recht entlegenen Eutin in Deutschland ein Museum befindet, das den Neustettinern und Kreis-Neustettinern gewidmet ist. Zur Zeit wird das Schicksal seiner Sammlungen diskutiert.

Eine Gelegenheit, sich diesem Ort zu nähern, war der kürzliche Besuch von Herrn Henryk Gaszkowski, einem Unternehmer aus Szczecinek, in Eutin. Es kam zu einer nicht alltäglichen Geste, indem er dem dortigen Museum ein Modell des Greifen in Form einer Statuette schenkte. Das größere Original schmückt sein Haus in Szczecinek, Ecke Kösliner Straße/ Grünstraße. Das Kunstwerk fertigte der Szczecineker Bildhauer Wiesław Adamski an. Der kleine Greif war einer der Probeabgüsse. Das Geschenk wurde mit großer Freude und Rührung entgegen genommen und bekam im Museum einen Ehrenplatz.

Das ist eine gute Gelegenheit, den Szczecineker Bewohnern zu erklären, warum im fernen Eutin im Land Schleswig-Holstein sich Exponate befinden, die Pommern und den Kreis Neustettin betreffen. Jenes Eutin hat eine Patenschaft – so eine Art Patronat – über die ehemaligen Bewohner von der Stadt und dem Kreis Neustettin. Ursache für diese Wahl war der Umstand, dass sich in der Umgebung der angegebenen Stadt viele Umsiedler ansiedelten, die aus den Gebieten kamen, die an Polen angeschlossen wurden.

Und so war es in diesem Fall. Dort in Eutin treffen sich die Neustettiner Landsleute regelmäßig, tauschen Erinnerungen aus und geben auch historische Publikationen heraus. Eutin ist also sowohl der Wohnsitz vieler Landsleute als auch Ort des Museums, in das man viele Erinnerungsstücke brachte seitens der deutschen Familien.

Die Ausstellung hat einen stark emotionalen Charakter. Daher findet man dort z. B. Stücke von Dachziegeln, Ziegelsteine von Häusern, welche ihre Hausherren für immer verließen. Es gibt dort zahlreiche Bilder, familiäre Erinnerungen, Dokumente, Trachtenmodelle, Landkarten, Pläne und Ansichtskarten. Eine Besonderheit ist der originale Schlüssel der Kirchentür der Nikolaikirche, heute Marienkirche.

Es gibt auch sehr wertvolle Materialien, die ausschließlich das

Neustettiner Land betreffen. Das sind Chroniken von Dörfern und Städten, auch Lebens- und Fluchtberichte, Korrespondenzen sowie Baupläne einiger Objekte.

Die Besucher werden von ehrenamtlich tätigen Landsleuten herumgeführt. Die Einrichtung ist nur einmal in der Woche für zwei Stunden geöffnet.

Wie mir die Betreiber der website www.szczecinek.org mitteilten, wird das Museum zur Häfte von der Stadt Eutin und zur anderen Hälfte von den Spenden der Landsleute finanziert – von denen es immer weniger gibt.

»Schon bei früheren Besuchen in Eutin wurde uns signalisiert, dass es finanzielle Probleme gibt, dass die Zahl der Besucher nachlasse und dass die Zukunft des Museums ungewiss ist«“, sagte Łukasz Chmielewski, der Initiator des Portals.

Aus Gesprächen mit Landsleuten ist bekannt, dass das Museum in Eutin wohl keine Zukunft mehr hat. Laut Satzung sind bei einer Schließung die Exponate ans Pommersche Landesmuseum in Greifwald zu geben. Ein Teil der Landsleute ist für eine Überführung nach Szczecinek. Der Vorsitzende der Neustettiner Landsleute, Dr. Siegfried Raddatz, der enorme Kräfte in den Dienst einer deutsch-polnischen Verständigung eingesetzt hat und dafür bei der 700-Jahrfeier mit einer Jubiläumsmedaille geehrte wurde, ist für die zweite Lösung. Allein kann er jedoch keine diesbezügliche Entscheidung fällen. Unter den Neustettiner Landsleuten gibt es viele, die gegen eine Übergabe des historischen Nachlasses nach Szczecinek sind. Hier werden Erinnerungen wach an die traurige, gescheiterte Rückgabe der kleinen Glocke von der Nikolaikirche anläßlich der 100-Jahrfeier der Kirche.

aus Głos Koszalińska, Freitag, den 29. August 2014
Rajmund Welnic
(rajmund.welnic@gk24.pl)
Übers. von Dorothee Himmele-Doll

Wenn ich schwach bin, bin ich stark. **(Apostel) PAULUS**

Was wir uns schenken werden

Von Ephraim Kishon

Damit Klarheit herrscht: Geld spielt bei uns keine Rolle, solange wir noch Kredit haben. Die Frage ist, was wir einander zu den vielen Festtagen des Jahres schenken sollen. Wir beginnen immer schon Monate vorher an Schlaflosigkeit zu leiden. Der Plunderkasten »Zur weiteren Verwendung« kommt ja für uns selbst nicht in Betracht. Es ist ein fürchterliches Problem.

Vor drei Jahren, zum Beispiel, schenkte mir meine Frau eine komplette Fechtausrüstung und bekam von mir eine zauberhafte Stehlampe. Ich fechte nicht.

Vor zwei Jahren verfiel meine Frau auf eine Schreibtischgarnitur aus carrarischem Marmor – samt Briefbeschwerer, Brieföffner, Briefhalter und Briefmappe, während ich sie mit einer zauberhaften Stehlampe überraschte. Ich schreibe keine Briefe.

Vorheriges Jahr erreichte die Krise ihren Höhepunkt, als ich meine Frau mit einer zauberhaften Stehlampe bedachte und sie mich mit einer persischen Wasserpfeife. Ich rauche nicht.

Heuer trieb uns die Suche nach passenden Geschenken beinahe in den Wahnsinn. Was sollten wir einander noch kaufen? Gute Freunde informierten mich, dass sie meine Frau in lebhaftem Gespräch mit einem Grundstücksmakler gesehen hätten.

Wir haben ein gemeinsames Bankkonto, für das meine Frau auch allein zeichnungsberechtigt ist. Erbleichend nahm ich sie zur Seite: »Liebling, das muss aufhören. Geschenke sollen Freude machen, aber keine Qual. Deshalb werden wir uns nie mehr den Kopf darüber zerbrechen, was wir einander schenken sollen.

Ich sehe keinen Zusammenhang zwischen einem Feiertag und einem schottischen Kilt, den ich außerdem niemals tragen würde. Wir müssen vernünftig sein, wie es sich für Menschen unseres Intelligenzniveaus geziemt. Lass uns jetzt ein für allemal schwören, dass wir einander keine Geschenke mehr machen werden!«

Meine Frau fiel mir um den Hals und nässte ihn mit Tränen der Dankbarkeit. Auch sie hatte an eine solche Lösung gedacht und hatte nur nicht gewagt, sie vorzuschlagen. Jetzt war das Problem für alle Zeiten gelöst.

Am nächsten Tag fiel mir ein,

dass ich meiner Frau zum bevorstehenden Fest doch etwas kaufen müsste. Als erstes dachte ich an eine zauberhafte Stehlampe, kam aber wieder davon ab, weil unsere Wohnung durch elf zauberhafte Stehlampen nun schon hinlänglich beleuchtet ist.

Außer zauberhaften Stehlampen wüsste ich für meine Frau nichts Passendes oder höchstens ein Brillantdiadem – das einzige, was ihr noch fehlt. Einem Zeitungsinserat entnahm ich die derzeit gängigen Preise und ließ auch diesen Gedanken wieder fallen.

Zehn Tage vor dem festlichen Datum ertappte ich meine Frau, wie sie ein enormes Paket in unsere Wohnung schleppte. Ich zwang sie, es auf der Stelle zu öffnen. Es enthielt pulverisierte Milch. Ich öffnete jede Dose und untersuchte den Inhalt mit Hilfe eines Siebes auf Manschettenknöpfe, Krawattennadeln und ähnliche Fremdkörper. Ich fand nichts. Trotzdem eilte ich am nächsten Morgen,von unguten Ahnungen erfüllt, zur Bank.

Tatsächlich: Meine Frau hatte 260 Pfund von unserem Konto abgehoben, auf dem jetzt nur noch 80 Aguroth verblieben, die ich sofort abhob. Heißer Zorn überkam mich.

Ganz wie du willst, fluchte ich in mich hinein. Dann kaufe ich dir also einen Astrachanpelz, der uns ruinieren wird. Dann beginne ich jetzt, Schulden zu machen, zu trinken und Kokain zu schnupfen. Ganz wie du willst.

Gerade als ich nach Hause kam, schlich sich meine Frau, abermals mit einem riesigen Paket, durch die Hintertür ein. Ich stürzte auf sie zu, entwand ihr das Paket und riss es auf. Natürlich. Herrenhemden. Eine Schere ergreifen und die Hemden zu Konfetti zerschneiden war eins.

»Da – da!«, stieß ich keuchend hervor. »Ich werde dich lehren, feierliche Schwüre zu brechen!«

Mein Frau, die soeben meine Hemden aus der Wäscherei geholt hatte, versuchte einzulenken. »Wir sind erwachsene Menschen von hohem Intelligenzniveau«, behauptete sie. »Wir müssen Vertrauen zueinander haben. Sonst ist es mit unseren Eheleben vorbei.« Ich brachte die Rede auf die abgehobenen 260 Pfund.

Mit denen hätte sie ihre Schulden beim Friseur bezahlt, sagte sie. Einigermaßen betreten brach ist das Gespräch ab. Wie schändlich von mir, meine kleine Frau, die beste Ehefrau von allen, so völlig grundlos zu verdächtigen.

Das Leben kehrte wieder in seine normalen Bahnen zurück. Im Schuhgeschäft sagte man

mir, dass man die gewünschten Schlangenschuhe für meine Frau ohne Kenntnis der Fußmaße nicht anfertigen könne, und ich sollte ein Paar alte Schuhe als Muster mitbringen. Als ich mich mit dem Musterpaar unterm Arm aus dem Haustor drückte, sprang meine Frau, die dort auf der Lauer lag, mich hinterrücks an. Eine erregte Szene folgte. „Du charakterloses Monstrum!“ sagte meine Frau. »Zuerst wirfst du mir vor, dass ich mich nicht an unsere Abmachung halte, und dann brichst du sie selber! Wahrscheinlich würdest du mir auch noch Vorwürfe machen, weil ich dir nichts geschenkt habe …«

So konnte es nicht weitergehen. Wir erneuerten unseren Eid. Im hellen Schein der elf zauberhaften Stehlampen schworen wir uns, bestimmt und endgültig keine Geschenke zu kaufen.

Zum ersten Mal seit Monaten zog Ruhe in meine Seele ein.

Am nächsten Morgen folgte ich meiner Frau heimlich auf ihrem Weg nach Jaffa und war sehr erleichtert, als ich sie ein Spezialgeschäft für Damenstrümpfe betreten sah. Fröhlich pfeifend kehrte ich nach Hause zurück. Das Fest stand bevor, und es würde keine Überraschung geben. Endlich! Auf dem Heimweg machte ich einen kurzen Besuch bei einem befreundeten Antiquitätenhändler und kaufte eine kleine chinesische Vase aus der Ming-Periode. Das Schicksal wollte es anders. Warum müssen die Autobusfahrer auch immer so unvermittelt stoppen. Ich versuchte die Scherben zusammen zu leimen, aber das klappte nicht recht. Um so besser. Wenigstens kann mich meine Frau keines Vertragsbruches zeihen.

Meine Frau empfing mich im Speisezimmer festlich gekleidet mit glückstrahlendem Gesicht. Auf dem großen Speisezimmertisch sah ich, geschmackvoll arrangiert, einen neuen elektrischen Rasierapparat, drei Kugelschreiber, ein Schreibmaschinenfutteral aus Ziegenleder, eine Schachtel Skiwachs, einen Kanarienvogel komplett mit Käfig, eine Brieftasche, eine zauberhafte Stehlampe, einen Radiergummi und ein Koffer-Grammophon (das sie bei dem alten Strumpfhändler in Jaffa am Basar unter der Hand gekauft hatte). Ich stand wie gelähmt, und brachte kein Wort hervor.

Meine Frau starrte mich ungläubig an. Sie konnte es nicht fassen, dass ich mit leeren Händen gekommen war. Dann brach sie in konvulsivisches Schluchzen aus: »Also so einer bist. So behandelst du mich. Einmal in der Zeit

könntest du mir eine kleine Freude machen – aber das fällt dir ja gar nicht ein. Pfui, pfui, pfui! Geh mir aus den Augen. Ich will dich nie wiedersehen …«.

Erst als sie geendet hatte, griff ich in die Tasche und zog die goldene Armbanduhr mit den Saphiren hervor. Kleiner dummer Liebling.

Worauf es ankommt!

Es kommt nicht darauf an, geliebt zu werden,
– sondern zu lieben.
Es kommt nicht darauf an zu genießen,
– sondern zu schenken.
Es kommt nicht darauf an, sich durchzusetzen,
– sondern sich einzusetzen.
Es kommt nicht darauf an, den Frieden zu erwarten,
– sondern Friedensstifter zu sein.
Es kommt nicht darauf an, daß Gott tut, was ich will,
– sondern daß ich tue, was Gott will.
Es kommt nicht darauf an, was die Menschen von mir denken,
– sondern was Gott von mir denkt.
Es kommt nicht darauf an, alles zu erkennen,
– sondern das Erkannte zu tun.
Es kommt nicht darauf an, dem Leiden zu entgehen,
– sondern das Leiden sinnvoll zu ertragen.
Es kommt nicht darauf an, wann ich sterbe,
– sondern ob ich bereit bin, in Gott zu leben.

Martin Luther King

Ernst Wiechert Der Totenwald

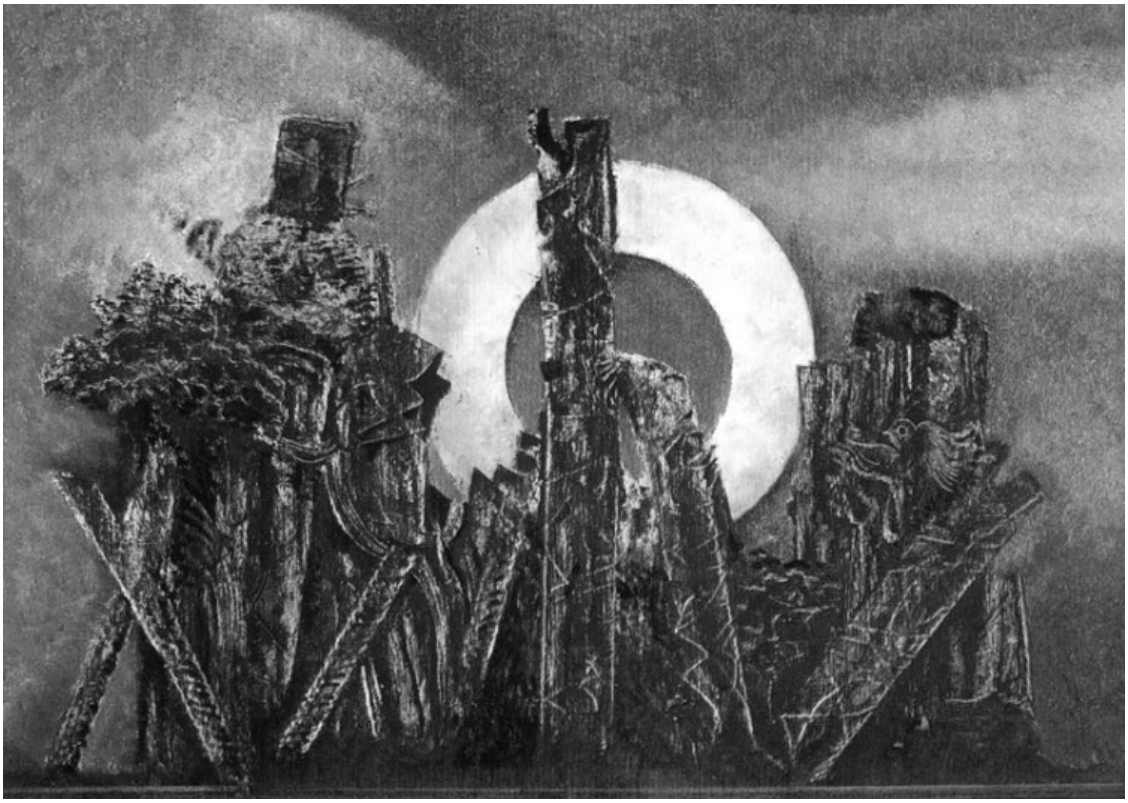
Den Krieg konnte man vergessen, nicht immer, aber doch zuweilen. Er war eine Sache zwischen Männern gewesen, die einander bekämpft hatten, nicht aus eigenem Willen oder aus Hass, sondern auf einen höheren Befehl, auf den Befehl des Idols, das sie die Gerechtigkeit nannten, oder die Nation, oder mit sonst einem klingenden, nicht sehr überzeugenden Namen. Er war hässlich gewesen, ein Rückfall in primitive Zeiten, auf das Totschlagen lebendiger Wesen gerichtet. Er war der Vater vieler Dinge, und die meisten von ihnen waren nicht schön, sobald der Glanz der Suggestionen von ihnen abgefallen war. Aber vielleicht konnte man meinen, dass er notwendig sei, solange sich die Völker sich denen beugten, die über die Notwendigkeit entschieden, ohne danach zu fragen, was sie dazu berechtige.

Seine Wunden vernarbten, aber was hier gewesen war, vernarbte nicht. Es würde keine Haut darüber wachsen, der Zeit, oder der Vergesslichkeit, oder der wachsenden Gleichgültigkeit.

Sie würden immer offen bleiben, und jede Falte des Tages oder der Nacht würde sie scheuern und schmerzen. Denn was hier geschehen war, war nicht zwischen Männern geschehen wie im Kriege. Es war nicht einmal zwischen Herren und Knechten geschehen, sondern eben zwischen Henkern und Opfern. Es war nicht mit dem Anstand von Kämpfenden geschehen, denn hier gab es keine Kämpfenden. Es gab nur die Rache von Emporkömmlingen und die Rohheit von Schlächtern. Das Volk war wie durch ein Sieb gefallen, und die Spreu hatte die Herrschaft über den Weizen gewonnen. Gottes Wind war des Teufels Wind geworden.

Niemals war die Nacktheit der Macht schamloser verbrämt worden, niemals das ›Ebenbild Gottes‹ tiefer geschändet worden. Die Wunden, die Johannes davontrug, waren nicht nur seine eigenen Wunden, nicht nur die der Tausende, die er hier zurückließ, ja nicht nur einmal seines Volkes. Die ganze Menschheit war geschändet worden, und wer sagte ihm, dass dies hier nur bei seinem eigenen Volke möglich war und bei den anderen ›Diktaturen‹?

Die Zeit hatte den Grund der Völker ausgegraben, und aus der Tiefe waren stinkende Quellen aufgebrochen. Aber man wusste



Max Ernst, La Grande Forêt

nicht, wie weit sie sich unter der Erde verzweigten und was mit anderen Völkern sein würde, wenn man ihren Grund aufgrübe. Es waren trüber Brunnen, in denen Gott sich spiegelte, und man ging von dannen wie von einem aussätzigen Feld, selbst die Fußsohlen brennend von dem Gift der Krankheit.

Und dieses alles sollte man vergessen, wie man eine Krankheit vergaß? Einmal war der Schleier von den letzten Dingen fortgezogen worden, und Johannes hatte in das Entschleierte hineingesehen.

»Wer Jehova sieht, stirbt«, stand in der Bibel geschrieben. Aber wenn dies Jehovas Antlitz war, auch dieses, so war es besser, seinen Namen auszulöschen und einen einfacheren an seine Stelle zu setzen, einen Namen ohne Verheißung, ohne Glanz, ohne Liebe, einen menschlichen Namen oder den Namen eines Tieres aus der Offenbarung.

Er stand dort unter den Sternen und bedachte sein kommendes Leben. Er wusste noch nicht, dass er eine Woche später die Sterne über seinem stillen Hof leuchten sehen würde. Auch noch nicht, dass er vor seiner Entlassung eine »Audienz« beim Propagandaminister

haben würde, der ihm erklären sollte, dass sein Einfluss auf so viele Menschen unerwünscht sei und dass er bei dem geringsten Anlass wieder ins Lager kommen werde, aber dann »auf Lebenszeit und mit dem Ziel seiner physischen Vernichtung«. Er wusste es noch nicht, und vielleicht würde es ihm in diesem Augenblick nicht einmal als das Wichtigste erschienen sein. Niemals war ihm wie in dieser Stunde so die Erkenntnis aufgegangen, dass er nur ein Teil sei, ein Teil aller Leidenden, die unter diesen dunklen Dächern eben ihren Schlaf begannen. Ein Teil aller Leidenden auf dieser dunklen Erde, vom Schicksal hinabgeführt bis an den tödlichen Quell ihrer Qualen, dass er in ihnen die Füße netze, um dann fortzugehen und den alten Kampf wieder aufzunehmen, den Kampf gegen die Lüge, die Gewalt, das Unrecht, die Finsternis. Gestählt und geläutert nun, unverwundbar gemacht durch das Drachenblut, aufgerufen bei seinem Namen. Vielleicht war schon zu viel Sicherheit in seinem Leben gewesen, zu viel Ruhm, zu viel Leben im Schmerzlosen außer in dem der Phantasie. Und da das Schicksal mehr mit ihm gewollt hatte, so hatte es ihn hierher geworfen, in den großen Tiegel der Qualen, und er würde nun zu zeigen haben, ob es ihm zum Segen geworden sei.

Er wollte nichts missen davon . Er würde sich schon wieder aufrichten. Er würde nichts vergessen, aber er würde nun zusehen müssen, das aus dem Unvergesslichen mehr wüchse als nur die bittere Frucht des Hasses.

Am nächsten Morgen wurde er vorgerufen und stand zum letzten Mal zwei Stunden in dem schneidenden Wind des Sonnenaufgangs. Dann wurde ihm gesagt, dass er sich bereit halten solle, um die Mittagszeit aufzubrechen.

Er hatte nicht viel zu ordnen. Er hatte nur Abschied zu nehmen. Er saß noch eine Weile in der Bibliothek und bei Josef und ging noch einmal ins Siechenheim. Am schwersten wurde ihm ums Herz, als er die Tränen in Vater Kilbs Augen sah.

»Ein merkwürdiger Mensch«, sagte jemand in seiner Baracke. »Als der ankam, war sein Gesicht wie aus Stein, und nun, wie er fortgeht, ist es ebenso.« Ja, auch dieses hatte Johannes gelernt. Es war keine Welt, in der es gut war, das Herz bis in die Augen steigen zu lassen.

Dann rief man ihn zur Kammer, und er bekam seine Kleider wieder. Der letzte Abschied. Eine Weile stand er noch am Tor, empfing

sein Geld und vom ›Pfarrerssohn‹ die Ermahnung, sich unterwegs »anständig zu betragen«.

Dann unterschrieb er die berühmte Erklärung, und dann ging er mit dem Scharführer die Lagerstraße entlang. Überall winkte man ihm zu, verstohlen, fast nur mit den Augen. »Mit Gott! Mit Gott!« riefen die Sträflinge in Dostojewskis »Totenhaus«, aber hier konnten sie nicht »Mit Gott!« rufen. Gott hatte sie verlassen und war gestorben. »Vergiss uns nicht!« riefen sie unhörbar. »Denk an uns! Hilf uns! Vergiss uns nicht!«

Nein, er würde sie niemals vergessen.

Geschrieben 1939, veröffentlicht 1945, 1945 zog er in die Schweiz Aufgrund regimekritischer Äußerungen wurde er 1938 verhaftet und zwei Monate im KZ Buchenwald festgehalten.





Misdroyer und Ratzebuhrer in Timmendorfer Strand

Vom 12. bis 14. September 2014 fand in Timmendorfer Strand das ›große‹ Patenschaftstreffen statt. Im Hotel ‹Parkfrieden› logierten die Misdroyer, das Hotel ›Friedrichsruh‹ (Mein Strandhaus) in Niendorf war das Ziel der Ratzebuhrer (mit 25 Personen).

In Niendorf versammelten sich alle Teilnehmer am Sonnabend zum gemeinsamen festlichen Abend, auf dem der Timmendorfer Shanty-Chor (›Seepferdchen‹) Lieder von der See und der Seemannsbraut sangen.

Das Treffen begann vormittags im ‹Alten Rathaus›, in das die Bürgervorsteherin Anja Evers zu einem Empfang eingeladen hatte. Sie erklärte uns Teilnehmern den Unterschied zwischen Patenschaft und Partnerschaft.

Als Vertreter der Patenkinder bedankte ich mich für den festlichen Empfang und skizzierte meine Kindheit den hier versammelten Anwesenden, viele der Patenkinder sind zwischen etwa 1935 und 1945 geboren.

War es das ›Drachen-steigen-lassen‹ am Strand von Misdroy oder der kurze Halt des ›Circus Berolina‹in Ratzebuhr, so war das der Inbegriff unserer Kindheit, das war Frieden, das war behütete Kindheit – fern aller geschichtlichen Ereignisse.

Ich selbst wuchs auf einem Bauernhof auf mit Hühnern und Enten, mit Kühen und Pferden, wurde als Einzelkind von allen verwöhnt.

Wie stolz war ich, wenn ich mit Onkel Fritz dem geliebten Fohlen Hanser Milch geben durfte! Wenn der Dreschkasten wummerte und man mich nicht in dem Staub bei sich haben wollte, dann bastelte ich mir an den Fensterknäufen mit Bändern und Stricken den eigenen Dreschkasten. Sie sollten die Riemen darstellen, und mein kräftiges Brummen sollte das Geräusch der gigantischen Maschine imitieren.

Oder ich saß abends auf dem Schoß meines Ömchens, gegenüber nur das Licht des Volksempfängers, durch die Fensterscheiben schaute der Mond, und zusammen sangen wir: ‹In Mutters Stübele da geht ein Hm Hm Hm› oder ‹Tante Hedwig, Tante Hedwig, die Nähmaschine geht nicht› Und wenn die Mutter dann vom Melken

kam, dann ging es ins Bett und ich schlief traumlos dem neuen Tag entgegen.

Ich war so glücklich und zufrieden, dass ich selbst Lebertran liebte, den meine Mutter aber mit Milch und Vanillepudding verfeinert hatte. O, selige Kindheit – feste Basis für ein ganzes Leben!

Dann kam – wie Gottes Strafgericht – die Rote Armee. Flucht (30.1.1945), Rückkehr, ein Jahr ‹wilde Zeit', Ausweisung mit einem Viehwaggon und Ankunft im katholischen Rheinland. (Damals war die ›Abgeneigtheit‹ zwischen katholischen und evangelischen Christen größer als heute zwischen Christen und Muslimen)!

Auf das Paradies Pommern, auf die fetten Jahre, folgten nun die mageren Jahre. Ob – wie bei Elia (ich hörte gerade die Morgenandacht) – wir alle von einem Engel begleitet wurden? Es folgte nach Ausbildung und Bildung ein Leben in Freiheit und im Wohlstand.

Seit Jahren in Köln lebend, habe ich das Rheinische Grundgesetz verinnerlicht. Ein Artikel lautet: »Wat fott es, es fott!« Wahrscheinlich zu lange haben wir das auf den Verlust unserer pommerschen Heimat nicht angewandt.

Besonders beeindruckt mich: »Et es noch immer jot jejange!« Welch ein Optimismus, welch eine Zuversicht«!

Ich denke, das konnte nur auf mich wirken, mich packen auf der Basis meiner besonnten Kindheit. Ob da auch der Engel von Elisa geholfen hat?!

Am Sonntag versammelten wir uns alle in der Waldkirche. Prof. Vogels Predigt zielte auf Toleranz – so wie Gottes Wort es fordert

(Predigttext anschließend).

Die Lektorin las auch eine Sure aus dem Koran.

Prof. Vogel begleitete uns zum Mahnmal der Kriegstoten beider Weltkriege, wo wir einen Kranz niederlegten.

In seiner kurzen Ansprache meinte er, wir seien frühreif gewesen, hätten wir doch mit unserer Charta der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge schon 1950 auf Verständigung und auf Europa gesetzt.

Der Sonntagnachmittag und der Abend waren wieder besonders schön. Man war ganz bei sich, unter sich, und die Erzählungen nahmen kein Ende. Einige wollten nach 20 Uhr nach Hause fahren, aber es regnete wie aus Kübeln gegossen. Da kramte Eckhard Schön seine Mundharmonika hervor und fing – erst leise, dann immer voller – an zu spielen, und bald sangen alle mit. Herrlich!

Erst nach 22 Uhr ließ der Regen etwas nach, so dass wir einigermaßen trockenen Fußes unseren Heimweg antreten konnten – es war wieder ein großes Treffen!

Dr. Siegfried Raddatz

Predigt in der Waldkirche

PROF. THOMAS VOGEL

Liebe Gemeinde!

Im Frühsommer habe ich hier vor der Waldkirche über Gärten gepredigt und biblisch sowohl den Paradiesgarten als auch Gethsemane besonders in den Blick genommen. Dabei hatte ich schon erwähnt, auch über den besonderen Garten von Belek predigen zu wollen. Das soll jetzt geschehen. Belek war für lange Zeit nicht viel mehr als ein Dorf mit fruchtbarer Landwirtschaft (Baumwolle und Apfelsinen z. B.) und einem breiten Küstenstreifen an der Mittelmeerküste der Türkei, zwischen Antalya, der großen Stadt dort, und Side gelegen, einem der heutigen Massentourismusorte. Side heißt übersetzt ›Granatapfel‹ – dort gibt es viele Plantagen davon. Zum Strand hin erstreckt sich ein breiter Pinienhain. Für lange Zeit war's das für Belek. Bis vor wenigen Jahren und bis in die Gegenwart dort ein Hotel am anderen entstanden ist, viel Luxus, 50.000 Betten, und Golfplätze. Jetzt ist Belek ein bekanntes Golf-Paradies, sagt man. Von Golf verstehe ich nichts, und Paradies hat für mich damit sicher nichts zu tun. Wahrhaftig aber gibt es in Belek einen Garten, der tatsächlich paradiesische Züge trägt. Davon hatte ich gehört, indem ich von John Ellerbrock aus unserem Kirchengemeinderat einen entsprechenden Hinweis bekommen hatte, der mir ganz neu war. Noch am selben Abend habe ich im Internet recherchiert, Stoff für ein Wort »Zum Sonntag« für die «Lübecker Nachrichten« gefunden. Und sogleich hat sich der leise Wunsch in mir festgesetzt, diesen Garten unbedingt einmal aufsuchen zu wollen – so wie schon Gethsemane, ganz unvergesslich, im Frühjahr 2012. Im März dieses Jahres war ich auf den Spuren der Apostel in biblischen Kerngefilden in Kappadokien in Anatolien für eine Studienwoche unterwegs. Ausgangspunkt der Reise: Antalya. Und tatsächlich, den Reiseleiter hatte ich mehrfach auf mein Interesse am Garten in Belek angesprochen: Am Samstagabend gegen Ende meiner Studienfahrt kamen wir mit dem Bus auf der Fahrt ins nächste Hotel genau dort vorbei. Ein kurzer Blick, erleuchtete Gebäude, ohne Protz, ein lichter Platz. Wenigstens ein Eindruck. Meine sehnsüchtige Neugier



aber war eher weiter aufgeweckt als gestillt. Das Hotel ist bald erreicht. Weit kann die Entfernung nicht sein. Vorsichtshalber habe ich mir den Weg eingeprägt. Nach dem Abendessen, es ist längst dunkel draußen, mache ich mich auf den Weg. Vermutlich ist alles geschlossen zu dieser späten Stunde, doch ein paar Eindrücke und Foto-Aufnahmen könnten doch möglich sein? Ich finde mich auf dem Weg dorthin zielstrebig zurecht, wobei die breiten, gepflegten Straßen mit lebhaftem, abendlichen Autoverkehr einen krassen Gegensatz bilden zu den holperigen, etwas zufälligen und müll-bewehten Fußwegen. Ob Fußgänger gar nicht recht vorgesehen sind? Außer mir ist niemand so unterwegs. Doch dann: Erfreut mache ich nach der nächsten Ecke aus, dass ich auf gutem Wege bin. Mein ersehnter Zielort kommt in den Blick, recht dunkel, doch mit offenkundig angeleuchteten Gebäuden. Ich gehe weiter. Durch die Hecke sind Fassaden klar zu unterscheiden, aber ein Gesamteindruck ist so von der Rückseite aus kaum zu gewinnen. Also strebe ich dem Eingang zu. Auf einem Schild steht in mehreren Sprachen »Garten der Toleranz«. Und: Geöffnet bis 18 Uhr – das war vor gut zweieinhalb Stunden, und morgen reise ich in aller Frühe weiter. Komme ich je nochmal hierher? Dem mit einer Schranke versperrten Eingangs-Bereich zugeordnet erreiche ich eine Art Wächter-Loge. Sie erinnert mich an die mobilen Polizei-Wachen vor einigen Hamburger Konsulaten, die ständig unter Polizeischutz stehen, in der Nähe von der Alster und ›meiner‹ Musikhochschule. Doch klar ist: Wo Wachen sind, wacht jemand. Fragen kostet ja nichts, also gehe ich hin, klopfe höflich an. Der Wächter dreht sich mir zu, ein Polizist? Vermutlich, jedenfalls uniformiert. Er hat ein wachsames Auge auf den Garten, die erleuchteten Gebäude in ihm. Und offenbar geht es hier weiter zu einem größeren Hotel-Komplex, der mitbewacht wird. Der türkische Polizist öffnet mir seine Glastür. Können wir uns auf Deutsch verständigen? Antwort »in bisschen«. Schnell wird klar. Das reicht nicht. Ich krame also meine Englisch-Kenntnisse hervor und erkläre mein Anliegen, stelle mich vor. Darf ich ausnahmsweise auf seine Hilfe setzen, doch in den Garten gehen und ein paar Eindrücke sammeln und Fotos machen, mich ein wenig umsehen? Der Mann ist Wächter und bleibt wachsam und zurückhaltend. Kommt meine drängende Freundlichkeit überhaupt bei ihm an – oder ist er ein eventueller, professioneller Nachfahre des Cherubs, jenes Wächterengels, der die Aufgabe übernimmt, den Paradieszugang zu versperren? »Und (Gott der HERR) trieb den Menschen hinaus (aus dem Garten Eden) und ließ lagern

vor dem Garten … die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert, zu bewachen den Weg« (Gen. 3, 24 (23)). Jedenfalls vom Schwert ist nichts zu sehen. Der türkische Polizist erhebt sich und geht langsam nach hinten in einen rückwärtigen Raum – und kehrt sehr bald mit offenerer Miene zurück – und wedelt mit einem Schlüsselbund. Dazu murmelt er etwas von boredom, soweit ich ihn verstehe. Heißt das nicht ›Langeweile‹!? Dann meint er betonter, vernehmlicher: »Have a look«. Na, geht doch. Ich bin erfreut und ein wenig aufgeregt. Gemeinsam gehen wir in den erwünschten Garten, erreichen einen von flachen Pavillons gesäumten Weg mit hellem Pflaster auf einen kleinen Brunnen zu. Dieser ist kreuzförmig angelegt. In drei Feldern befinden sich Pfauen-Skulpturen, das vierte Feld, das zum Platz hin gelegene, ist nicht bestückt, sondern frei … Der türkische Wächter ist ein paar Schritte vorausgegangen und macht mehr Licht an. Dann winkt er mich mit einladender Geste und Mimik zu sich heran – und öffnet mir das erste Gebäude am Platz. Klar, es ist eine Synagoge. Beim Eintreten greife ich nach einer Kipa. Heilige Gebäude besichtige ich nicht, sondern nehme sie stets als Gotteshäuser wahr – mit meinem vollen Respekt vor ihren Traditionen. Der Wächter lächelt mich aufmerksam an, räumt mir großzügig die Möglichkeit ein, diesen jüdischen Raum zu erleben. Zurückhaltend mache ich ein paar Aufnahmen. Er macht eine energisch-entschiedene Handbewegung. Habe ich etwas falsch gemacht? Ach so, nein: Er bietet sich an, mich in der Synagoge zu fotografieren. Na gut. Wir gehen weiter ins nächste Gebäude, in die Kirche. In den Attributen ist sie nicht festgelegt auf eine Richtung: Ikone, Marienbild, Kanzel – das Christentum hat viele Facetten. Ein gottesdienstfreundlicher Ort, erfasse ich schnell, mit mehr Gestühl als in der benachbarten Synagoge. Vermutlich ist diese Kirche hier stärker frequentiert. Auch hier fotografiert der Wächter mich. Nach einer Weile dann betreten wir das dritte Gebäude, die kleine, helle Moschee. Als ich meine Schuhe ausziehe, lächelt der Wächter erneut, zieht sich seinerseits die Schuhe aus, reicht mir fest die Hand, nennt seinen Vornamen und bekundet mir schulterklopfend seine Freundschaft. Es ist der Respekt, der dafür die gemeinsame Basis bietet. Gern gehe ich darauf ein. – Eine schlichte, vielleicht betont schlichte Moschee. Drei Gebäude an einem Platz, Teile eines heiligen Dreiklangs. Nun kommt mir der Brunnen wieder in den Sinn, die drei Pfauen dort – jeder anders ausgerichtet. Der vor der Synagoge hin zur Klagemauer in Jerusalem, der vor der Kirche gen Westen, der vor der Moschee gen Mekka.

Stimmt's? Später lese ich es nach. Stimmt. Der heilige Dreiklang im Garten der Toleranz in Belek. Dieser Eindruck ist für mich eine tiefe, unvergessliche, spirituelle Erfahrung. Mir ist klar: So kann Paradies sein, so Reich Gottes. Kein Wächter versperrt den Zugang, und vor allem: Keine eigene Abgrenzungs-Tradition wird hier aufgebaut. Und das dritte: Diese drei Gotteshäuser an einem Platz, sie laden ohne Prunk ein, ohne markantes Übertrumpf-Gehabe, ohne Überhöhungs-Pathos, das mir in Jerusalem allenthalben begegnet ist, ohne den Anflug einer Tendenz hier, Menschen klein zu machen (solches ist in Rom dominant). Hier erschließt sich mir ein Zukunftsort, ganz real in Belek, in Gebrauch in einem sehr modernen Tourismuszentrum in der Türkei. Gebaute, gewollte, hoffentlich gelebte Dreieinigkeit – ohne Gleichgültigkeit, mit respektierender Aufmerksamkeit auf andere und mit offener Liebe für das Eigene, Vertraute. Dieser Wächter wird mir in einem spirituellen Moment Freund und Botschafter von Gastfreundschaft, für eine gute halbe Stunde, die wir hier teilen, ganz und gar unvergesslich für mich. Selten nur habe ich mich an einem Ort so schnell, so tief und umfassend zuhause gefühlt. Pinienduft, leichtes Meeresrauschen, und ein stiller Garten. Vom Lärm der Straße habe ich überhaupt nichts bemerkt. Toleranz, dreieinig. Das geht. Das ist gelebte Zukunft.

Am 8. Dezember 2004 hat der türkische Ministerpräsident, jetzt Präsident Erdogan (von dem ich sonst so viel nicht halte, denn ich bin Demokrat) diesen schönen »Garten der Toleranz« eingeweiht, »Hosgörü Bahcesi«; »… etwa 400 Besucher am Tag kommen hierher … Finanziert wurde der Garten der Toleranz übrigens von rund fünfzig Hoteliers, um ein Zeichen für ein friedliches Miteinander für die Ewigkeit zu setzen« (dtn). Nie und nirgends sonst bisher ist mir dieses Jesuswort so nahe geworden: »Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch« (Lk. 17,21). »hier: … In eurer Mitte« (dass.; 4123/114). Nicht Abgrenzung, sondern Begegnung. Nicht Abschottung, sondern Gastfreundschaft. Nicht Auftrumpfen, sondern Respekt. Gottesdienst ist nicht die Feier gegen die anderen, sondern das Fest, mit dem Gott uns dient – und wir Gott. Und Gott dient auch den anderen – und uns durch andere. Vielleicht in einer großen halbe Stunde mithilfe eines türkischen Polizisten, der Türen öffnet. Dieser Garten von Belek verzeichnet »etwa 400 Besucher am Tag« (dtn), und einen zusätzlichen außerhalb der normalen Zeit, füge ich an: mich. Ich staune noch immer und sage bewegt: Gott sei Dank. Dahin geht's, in diese Richtung. Ich setze – in Gottes Namen – auf die Kraft der Toleranz.

Amen.

Ratzebuhrer Weihnachtsgeschichte

Ratzebuhr im Dezember 1937 oder 1938, ein Tag vor dem 4. Advent, etwa 16.30 Uhr in der Turnhalle unserer Volksschule. Draußen mäßige Kälte und dünner Schnee auf den Straßen. In der Turnhalle eine breite, leicht erhöhte Bühne ohne Vorhang, provisorisch errichtet von Schülern und Schülerinnen der letzten beiden Schulklassen.

Auf der Bühne viel weihnachtliche Dekoration für die bevorstehende Aufführung der Weihnachtsgeschichte und ein großer Weihnachtsbaum, geschmückt mit bunten Kugeln, reichlich Lametta und einem schönen Stern auf der Spitze. Vor der Bühne auf langen Bänken große und kleine Zuschauer, die auf die Generalprobe der offiziellen Weihnachtsfeier, einen Tag später, warteten. Ich durfte in der ersten Reihe sitzen, mein Vater war der Regisseur (jedes Jahr ein anderer Lehrer).

Die Turnhalle füllte sich langsam, ich freute mich schon. Da tauchte plötzlich mein Vater vor mir auf. Erregt zog er mich von der Bank zur Seite und gab mir den Auftrag, sofort nach Hause in die Tempelburger Straße zu laufen, um ihm unsere silberfarbene Weihnachtsbaumspitze zu bringen, möglichst bis 17 Uhr, dem vorgesehenen Beginn der Vorstellung.

Warum? Keine Antwort. Ich lief also los so schnell ich konnte. Ohne Mantel, denn ich wollte keine Zeit verlieren; der Mantel hing oder lag irgendwo. Die Kälte draußen spürte ich nicht und bald war ich, außer Atem, zu Hause.

Meine Mutter schimpfte: Erkältungsgefahr. Doch nicht bei mir. Schnell zum Weihnachtsbaum, der seine Spitze hergeben musste. Meine Mutter wollte sie einwickeln, aber ich durfte keine Zeit verlieren. Deshalb gleich wieder los im Laufschritt, jetzt mit einer Mütze auf dem Kopf, die Weihnachtsbaumspitze fest in der Hand haltend.

Inzwischen war es draußen dunkel geworden. Viele Fenster, auch ein paar Straßenlaternen spendeten Licht. Schneeflocken tanzten in der Luft. Stimmungsvoll (nur die Glocken von St. Petri läuteten nicht). Doch ich dachte nicht an Weihnachten, ich musste Tempo machen. Tempelburger Straße, an Bauer Brockob vorbei in die Danziger Straße, kein Mensch außer mir unterwegs.

Wie spät war es? Die Kirchturmuhr konnte ich nicht mehr

termine termine termine termine termine

Rheinisches Ratzebuhrer Treffen am Mittwoch, den 18. März 2015, in den Rheinterrassen in Widdig (liegt zwischen Bonn und Köln direkt am Rhein, 10 bis 17 Uhr, Auskunft: 02 21/69 87 85

Patenschafts und Heimattreffen von Kreis und Stadt Neustettin in Eutin vom 26. bis 28. September 2015 (Lokalität und Programm im nächsten Heft, Auskunft: 02 21/69 87 85

termine termine termine termine termine

erkennen. Rüber auf die andere Straßenseite. Endlich erreichte ich den Schulhof. Mein Vater stand schon an der Tür der Turnhalle und nahm mir die Spitze ab. Ich glaube, er hat mich gelobt.

Die Vorstellung begann mit einer Verspätung von einer Viertelstunde. Es wurde eine schöne Aufführung, jetzt mit einem Weihnachtsbaum, der unsere Spitze trug. Ich war stolz.

Später erfuhr ich den Grund. Der Stern hatte sechs Ecken. Davidstern! Zu spät gemerkt. Was für Zeiten.

Wolfgang Syring, 2007



Von Nachbarn und anderen lieben Leuten

von Friedchen Schönemann, verh. Lauersdorf

3. Fortsetzung

Die bunten Puppen waren aus Pappe und wurden mit dünnen Holzstäbchen hin und her bewegt. Da gab es Prinzen, Könige, gute und böse Gestalten, und alle konnten die Eltern mit ihrer Stimme zum Leben bringen. Denken muss ich oft an einen Geburtstag bei Olawskis. Ein Geschenk musste natürlich sein. Aber viel kosten durfte es nicht. Mutter setzte ein kleines, weißes Kaninchen in ein Körbchen, und schon hatte ich ein Geschenk für Evchen. Mutter war großzügig und spendierte auch noch 30 Pfennig für einen Blumenstrauß. Mit dem Geld in der Hand ging ich zu Gärtner Liedtke, um dort meine Blumen zu kaufen. Zu Liedtkes ging ich gerne. Im Arbeitsraum roch es so gut nach Tannen und Lebensbaum, und überall standen Kartons mit gelben und weißen Wachsblumen für die Totenkränze. Dort war auch immer eine ganz besondere Atmosphäre. Alle sprachen mit leiser Stimme. Es ging alles so ruhig, ohne Hast zu, und man hörte nur freundliche Worte. Für meine drei Groschen schnitt mir Herr Liedtke einen hübschen Strauß, und ich war für einen fröhlichen Geburtstag gerüstet. Vor der Haustür wollte ich mich noch einmal davon überzeugen, ob es meinem Karnickel auch gut ging. Diese Gelegenheit nutzte das Tierchen schamlos aus – und hast du nicht gesehen – sprang es schnurstracks in die Post. Mancher nette Beamte machte Jagd auf meinen Hasen, aber alles vergeblich. Der Hase war weg, und bei mir flossen die Tränen. Aber es wurde och noch ein schöner Nachmittag bei Kuchen und Kakao. Dabei waren unter anderen Brigitte Rosenow, die Kinder von Prettins und Ilse Moritz.

Besonders schön spielen konnte man auch bei Lisabeth Waldow. Die drei Töchter hatten den ganzen Bodenraum für ihre Spielsachen, und da gab es alles, was ein Kind sich nur wünschen kann. Auch deren Eltern hatten wenig Zeit für ihre Kinder. Was war das aber auch für ein großer Besitz, und Waldows Albert wollte am liebsten alles allein machen. Da war erstmal die Bäckerei, daneben der Kolonialwarenladen. Von dort kam man über ein paar Stufen ins Café und dann in die Kneipe. Bei Waldows konnte man

fast alles kaufen, außer Textilien. Im Laden gleich rechts war das Regal mit Glas- und Porzellanwaren. Hinter dem Ladentisch die Wand mit den großen Schubkästen für Mehl, Zucker, Reis und Grieß. Alles wurde in Tüten abgewogen. An der Wand in der Ecke hing die Petroleumpumpe, und überall standen Fässer und Säcke mit Lebensmitteln, die Salzheringe neben dem Fass mit Kreude, ein Sack Zucker neben dem Eimer mit Mostrich. Und für Verkauf und Ordnung waren nur die beiden Frauen da, Frau Waldow und ihre Schwiegermutter. Und Oma Waldow hatte zudem reichlich in der Küche zu tun. Frau Waldow war eine liebe, nette Frau, aber keine gelernte Geschäftsfrau. Und der Hausherr ließ es sich nicht nehmen, nach langer, harter Tagesarbeit abends im Lokal die Gäste zu bedienen. Da konnte es nicht ausbleiben, dass der übermüdete Wirt hinter der Theke einnickte, und so mancher Gast hat sich sicher selbst bedient.

Hier im Schankraum stand auch der große Musikautomat mit der durchlöcherten Scheibe und das elektrische Klavier.

Ging man die Treppe hoch, kam man in den schönen, großen Saal mit der Bühne. Mit Waldows ging es immer mehr bergab. Es nützte auch nichts mehr, dass Lisbeth später bei jedem Wetter mit Pferd und Wagen in die Dörfer fuhr, um etwas zu verkaufen. Wie tat sie mir leid, wenn sie druchfroren und manchmal auch



verunglückt nach Hause kam. Am See hatten sie ein großes Grundstück mit einem festen Gartenhaus und einer achteckigen Laube, wo wir Kinder so manchen schönen Sommertag verbrachten, wohlversorgt mit Essen und Trinken. Nur dies blieb ihnen von all ihrem Besitz. Ich weiß nicht die näheren Umstände dieses Ruins, aber ich bin bis heute überzeugt, dass Waldows Albert sich zu Tode geschuftet hat.

Weiter zu meinen Tempelburgern. Es gab schon einige recht ulkige Typen. Wer kennt noch Frau Veit mit ihren lustigen Söhnen? Sie hatten das Geschäft in der Draheimer Straße, welches später an die Familie Quandt ging. Der Laden hatte Ausschank, und die Brüder Veit waren wohl an der Zapfstelle für Bier ihre besten Kunden. Dazu hatten sie noch einen Freund, Karlchen Meier aus der Mühlenstraße, der passte haargenau zu ihnen. Sie waren zu jedem Streich bereit. Ach ja, bei dem Namen Veit fällt mir

gerade ein, dass es dort mal einen Verkäufer gab, für den so manches Mädchen des Städtchens schwärmte, ich auch. Vor mir liegt ein altes Bild vom Mandolinenklub, auf dem der Vielumschwärmte abgebildet ist. Hermann hieß er und dazu noch Meier, und er spielte wunderschön Geige. Da er uns junge Dinger überhaupt nicht beachtete, verfiel ich auf die Schnapsidee, auch Geige zu spielen und bei Hermann Unterricht zu nehmen. Aber oh weh, bald musste ich einsehen, dass mein Gekratze auf den Saiten ihn auch nicht von meiner Liebe überzeugen konnte. Da wollte ich auch nicht mehr Geige spielen. Herrgott, was wird der wohl über so dumme Dinger gelacht haben – aber in dem Alter hat man das Recht auf Dummheiten.

Dann war da Mandus Vetter. Wenn der mit seiner Zündapp durch die Straßen knatterte, zogen Hunde und Katzen die Schwänze ein und machten, dass sie in Sicherheit kamen. Wenn Mandus nach einigen Stunden wieder nach Hause fuhr, hatte nicht nur seine Zündapp tüchtig getankt, auch Mandus war voll. Man konnte ihn so manches Mal im Chausseegraben finden, wo sie friedlich nebeneinander lagen und ihren Rausch ausschliefen.

Eine recht bekannte Erscheinung war auch die dicke Emilie. Ich glaube, sie kam aus Bewerdick. Wenn sie mit klapprigem Wagen und struppigem Pferd in die Stadt kam, hatte man wirklich Angst, Wagen und Pferd würden jeden Moment unter der Last zusammenbrechen. Aber Emilie rauchte seelenruhig ihre dicke Zigarre, was doch recht ungewöhnlich war.

Hier fallen mir gleich noch zwei junge Männer ein, die für einiges Aufsehen sorgten. Der eine war ein Schneider. Und da die Mode wie so vieles andere auch mit reichlich Verspätung bis nach Hinterpommern kam, wollten die beiden für Abhilfe sorgen. Sie wollten das Allerneueste an Herrenmode nach Tempelburg holen. Also machten sie sich auf nach Berlin, um die Mode der großen Welt zu studieren. Als sie zurückkamen, hatten sie sogar den Mut, sich mit dieser neuesten Mode auf der Straße zu zeigen. Sie trugen enge Hosen in leuchtendem Lila. Na ja, das ging ja noch. Aber diese Hosen benötigten keine Knöpfe mehr, alles war mit Reißverschluss verschlossen. Das war unseren braven Bürgern doch nicht ganz geheuer. Was konnte da nicht alles passieren, nein, dieses Risiko war ihnen zu groß. Nichts war's mit Tempelburg als Modestadt.

Mit den neumodischen Dingen war das überhaupt so eine Sache. Unsere lieben Pommern sind ja allem Neuen gegenüber sehr mißtrauisch, und es dauert so seine Zeit, bis sie sich überzeugen lassen. Da war doch mal ein Bauer von irgendeinem Abbau, der in die Stadt wollte, um seine Ferkel zu verkaufen. Seine Frau bat ihn, ihr doch mal



Partie am Fließ

diese neuen Unterhosen mit Gummi oben und unten, die man Schlüpfer nannte, mitzubringen. Der gute Mann hatte aber über dem Handel mit den Ferkeln fast die Bitte seiner Frau vergessen. Im letzten Augenblick dachte er daran. Aber nun wußte er nicht mehr, wie die Dinger sich nannten. Er ging zu Leibholz ins Geschäft und versuchte zu erklären, was er wolle. Alle waren ratlos. Da fiel es ihm Gott sei Dank wieder ein: Also er möchte für seine Frau neue Schinkebüdels mit Gummi oben und unten, und siehe da, er bekam das Richtige. Verzeiht mir, wenn es mit meinen Erzählungen ziemlich durcheinander geht. Ich schreibe immer auf, was mir gerade so einfällt. Und schon bin ich wieder mal in der Sonnenstraße bei der Familie Welk, die wohl auch nicht viel zu beißen hatte. Den Vater kenne ich nur als kranken Mann, die Mutter, eine liebe, stille Frau, hatte es sicher nicht leicht, denn die beidem jüngsten Kinder waren etwa in meinem Alter. Erst sehr viel später ist mir bewußt geworden, dass ich den beiden wohl manchmal sehr weh getan habe, wenn ich ihnen stolz meine Geschenke zum Geburtstag oder zu Weihnachten zeigte. Sie hatten nichts zum Vorzeigen. Aber einmal durfte eine von ihnen auch Geburtstag feiern. Es gab Kakao, und Frau Welk hatte von ihrem wenigen Geld auch noch ein paar Schnecken gekauft. Wie glücklich werden die Mädchen gewesen sein, auch wenn nur ich Gast war.

Die ältere Tochter lernte Putzmacherin bei Fräulein Schulz in der Luisenstraße. Das war so ein Laden, wo Mädchen gerne hingingen. Was gab es da nicht alles zu bewundern. Haarschleifen in allen Farben und Breiten, fürs alte Kleid einen neu-

en Spitzenkragen, Veilchen und Maiglöckchen zum Anstecken, und dann die Hüte. Was waren die elegant! Große und kleine mit Bändern, Blumen, mit glänzenden Kirschen und Pflaumen geschmückt. Wie gerne wäre man bei dieser Pracht schon erwachsen gewesen. Aber das dauerte noch eine lange Zeit, da waren schon wieder andere Hüte modern.

An der Ecke zur Draheimer Straße wohnte Schuster Quade. Unsere Kinderschuhe wurden dort gekauft und repariert. Später kaufte man gewöhnlich seine Schuhe bei Deutsch. Dort gab es Salamander in drei Preislagen: 9,50, 12,50 – und die elegantesten kosteten 19,50 RM. Hatte ich einen Krach mit Mutter, als ich es wagte, Schuhe für 19,50 nach Hause zu bringen.

Neben Quades wohnte meine Freundin Trudchen Lipkow und dann Maler Prehn, der die seltene Angewohnheit hatte, bei der Arbeit zu singen. Vater und Söhne hatten herrliche Stimmen. Man wußte gleich, wer da neue Blumentapeten an die Wände klebte. Auch Fleischer Jaksch hatte dort seinen ersten kleinen Laden, in dem es neben dem schmalen Ladentisch und einem gewaltigen Hackklotz nicht viel zu sehen gab. Mal ein Stück Suppenfleisch kaufte Mutter dort, aber die Kaiser's Jagdwurst für Sonntagabend holte man von Fleischer Haase.

Gretchen Dübel wohnte in dieser Straße, Elli Mielke, Ulla Abraham mit ihren freundlichen Eltern und weiter oben Trudchen Engnath, deren kühler Hausflur im Sommer so angenehm zum Spielen war. Neben Dübels gab es mal eine Familie, die für Tempelburg wohl eine Besonderheit war, den Namen weiß ich nicht mehr. Sie waren wohl in keiner Kirche, denn als es dort einen Todesfall gab, wurde der Verstorbene auf einem Feld neben dem ganz alten Kirchhof beigesetzt. Wir waren alle ziemlich neugierig, wie das ohne Pastor vor sich gehen sollte. Der Mann, der dann am Grab predigte,sagte einen Satz, den ich nie vergessen habe: »Wer dot is, lött sin Kieken.«

Aus dieser Straße fällt mir gerade noch jemand ein, Valentin Dittberner. Der sollte bei Scheddins Pommer den Beruf des Heringsbändigers lernen. Der Junge war sehr schüchtern und litt sehr unter seiner unreinen, mit sehr vielen Pickeln übersäten Haut. Da konnte er doch wirklich nichts dafür. Aber wir nutzten das schamlos zu argem Spott aus. Sobald ein Mädchen den Laden betrat, errötete Valentin bis in die Haarspitzen, und seine Pickel leuchteten, und schon nannten wir ihn Streusel-kuchen. So scheußlich können Kinder sein. Wenn ich könnte, würde ich mich heute noch entschuldigen.

Fortsetzung im nächsten Heft

Meine Kindheit in Lübgust und die Flucht

Prof. Dr. Dietrich Severin, Berlin

3. Fortsetzung

An unser Haus schloss sich der große Garten an, der vorne mit Rasen und Blumen bepflanzt war. Im hinteren Teil lagen die Gemüsebeete und der Obstgarten. Dort hatte ich einen eigenen Johannesbeerstrauch. Da er weiße Beeren trug, war er etwas Besonderes. Im Garten, seitlich neben dem Haus, hatten wir unseren Spielplatz mit einer kleinen Wiese, einer Schaukel einem großen Sandhaufen. Jedes Jahr holte ein Pferdewagen aus der am Dorfrand gelegenen Grube eine große Fuhre Sand und füllte damit den Sandhaufen wieder auf. Er war im Sommer der Treffpunkt der Dorfkinder. Hier bauten wir ein ganzes Dorf aus Sand mit Häusern und Ställen, wobei Kastanien und Maikäfer die Tiere ersetzten. Die ganze Dorfstraße war von Kastanienbäumen eingerahmt. Im Herbst sammelten wir mehrere Zentner Kastanien, mit denen im Winter das Wild gefüttert wurde.

Gleich hinter unserem Garten lag der Eiskeller. Dies war ein gemauerter, ungefähr fünf Meter tief in den Boden eingelassener, zylinderförmiger Raum, der mit einer Kuppel überdacht war. Die Kuppel war zur Wärmedämmung mit einer dicken Erdschicht abgedeckt. Der Eiskeller hatte einen Durchmesser von ungefähr 10 Meter. Er besaß nur eine Eingangstür und an der einen Seite einen Durchbruch, der im Winter zur Befüllung mit großen Eisstücken geöffnet wurde. Die große Menge an benötigtem Eis wurde jährlich einmal aus den gefrorenen Seen geschlagen und mit den Fuhrwerken transportiert. Im Eiskeller herrschten daher Temperaturen um den Nullpunkt. Er wurde nur betreten, wenn Fleisch eingelagert oder entnommen werden musste. Er war vollständig dunkel. Seine einzigen Bewohner waren die Fledermäuse, die sich von den Besuchern gestört fühlten. Sie machten den Eiskeller für uns Kinder zu einem gruseligen Ort.

Ein anderer kuppelartiger, mit Erde abgedeckter Bau war der große aus Steinen gemauerte Backofen, der für das ganze Dorf Dienst tat. Einmal in der Woche wurde

er mit Reisig gefüllt und mehrere Stunden aufgeheizt. Währenddessen brachten die einzelnen Familien ihren Teig, den sie bereits tags davor angesetzt hatten, formten ihn auf den Knettischen im Vorraum des Ofens zu großen Laiben und drückten ihnen danach zur späteren Wiedererkennung ein familieneigenes Zeichen ein. Nachdem die Holzasche aus dem Ofen geräumt und sein Inneres mit einem feuchten Wedel staubfrei gemacht war, kam der Bäcker mit einem langen flachen Schieber und beförderte einen Teig-Laib nach dem anderen in das Innere des Ofens, zum Schluss die von den Kindern aus Teig geformten Tiere und Hampelmänner. Mit der in der dicken Ofenwand gespeicherten Hitze wurden die Brote dann über mehrere Stunden knusprig braun gebacken. Am schönsten war der Augenblick, wenn der Ofen wieder geöffnet wurde, und zuerst wir Kinder unsere frisch gebackenen, noch heißen Brotfiguren vom Schieber nehmen konnten.

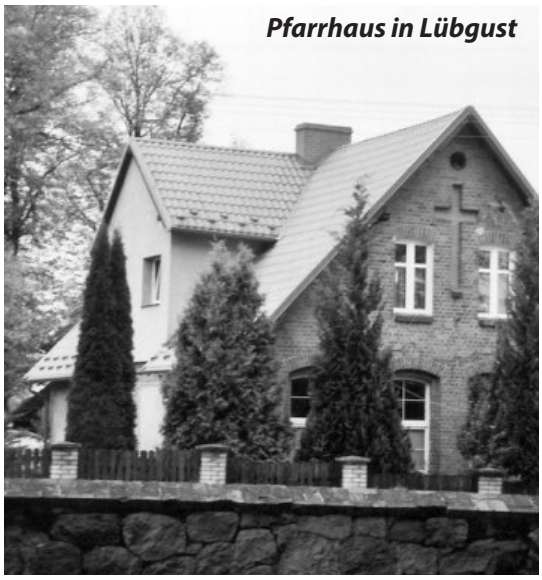
Wie schon gesagt, lebten wir in einem großen Haus. Wir, das sind meine Eltern meine beiden Geschwister Gretel und Elke und zwei junge Mädchen, von denen die eine für die Küche und die andere für die Kinder zuständig war. Unser Kindermädchen hieß Wanda. Wir liebten sie sehr, denn sie war ja oft der Mutterersatz. Lange nach dem Krieg haben wir uns wiedergefunden. Seitdem standen wir in engem Kontakt mit ihr. Im letzten Jahr ist sie gestorben. Einige Jahre vor Kriegsende kam eine bereits pensionierte Lehrerin aus Stettin zu uns, die sich besonders meiner jüngsten Schwester Elke annahm. Häufig war unsere Omi aus Berlin zu Besuch, vor allem dann, wenn meine Mutter im Krankenhaus oder im Sanatorium war. Sie hat sich rührend um uns Kinder gekümmert, war aber sehr energisch und war der Meinung, dass unsere Mutter wegen der rauen Pommerschen Landluft so krank sei. Dieser indirekte Vorwurf an meinen Vater machte ihr beiderseitiges Verhältnis nicht einfach. Wir Kinder wussten nicht, wie krank unsere Mutter war. Wenn sie mit uns zusammen war, hat sie sich wohl bemüht, uns nicht zu nahe zu kommen, um uns nicht anzustecken. Erst nach ihrem Tod habe ich erfahren, dass sie TBC hatte, wogegen es damals noch keine wirksamen Medikamente gab. Sie war auch krank, als unsere jüngste Schwester Elke getauft wurde. Die Taufe war deswegen nicht in der Kirche sondern in ihrem Zimmer, wo ich sie in meinem Gedächtnis auf dem Sofa liegen sehe, ebenso

wie am Heiligen Abend im letzten Jahr in Lübgust. Als wir Ende Januar 1945 auf die Flucht gingen, muss sie schon sehr krank gewesen sein.

Meine Mutter hatte ein schönes kleines Zimmer zum Garten hin, dicht neben der Glasveranda mit den riesigen Schiebefenstern. Hier hat sie im Sommer oft gesessen und gelesen. Es war ihr Lieblingsplatz. In den ersten mir erinnerlichen Kinderjahren hat sie häufig Klavier gespielt, später dann nur noch selten. Das Klavier stand in unserem großen Esszimmer. Als sie dort einmal einen Brief schrieb, holte sie mich zu sich und zeigte mir das bemerkenswerte Datum. Es war der 4.4.44. Wie in der Landwirtschaft üblich, kamen das Mittag- und Abendessen pünktlich auf den Tisch. Diese Pünktlichkeit verlangten unsere Eltern auch von uns Kindern, die ansonsten jede erdenkliche Freiheit hatten. Zum Mittagessen und zum Abendbrot war stets die ganze Familie um den großen Esstisch versammelt. An zwei Ereignisse kann ich mich noch gut erinnern.

Einmal gab es eine Suppe. Als ich mich mit meiner Nase darüber beugte, drückte mein Vater mit seiner Hand mein Gesicht in die Suppe. Das andere Mal gab es geschmorte Gurken, eine Delikatesse für manche Erwachsenen aber nicht für mich. Ich musste sie mir aber trotzdem hineinzwängen mit dem Erfolg, dass sie nur kurze Zeit in mir blieben. Sonst aß ich eigentlich alles gern. Häufig gab es in der Winterzeit zum Abend eine Milchsuppe, die man versüßen konnte. Eine Zeit lang habe ich jeden Abend darauf verzichtet und den dafür gedachten Zucker in einem eigenen Glas gesammelt, um daraus dann später in der Pfanne Karamellbonbons zu erschmelzen.

In den Wintermonaten kam jeden Abend, sicher sehr zum Leidwesen meiner Mutter, der Brenner Radde zum Schachspielen. Wenn wir noch nicht mit dem Abendessen fertig waren, setzte er sich schon ins Herrenzimmer und baute die Schachfiguren auf. Dieses Schachspiel hatte mein Großvater schnitzen lassen. Er hat es meinem Vater zusammen mit dem Ritter vererbt. Der Ritter ist ein einmaliger Abguss aus der bekannten Eisengießerei Miller in München. Ich erinnere mich noch genau, wie mein Vater zu Beginn des neuen Jahres 1945 den Ritter und das Schachspiel in eine eigens dafür gebaute Kiste verpackt und diese mit Holzwolle ausgestopft hat. Die Kiste hat er später einer durchfahrenden Soldatenkolonne



Pfarrhaus in Lübgust

mitgegeben und gebeten, diese irgendwo in der Altmark abzuladen in der Hoffnung, dass nette Menschen die Kiste an die aufgedruckte Adresse befördern. Kaum zu glauben, aber sie ist dort angekommen. Nachdem der Adressat verstorben war, hat ein Pfarrer in der Nähe von Stendal den Ritter übernommen. Erst viele Jahre nach dem Krieg gelang es Onkel José, dem Bruder meines Vaters, den Ritter aus der damaligen DDR mit in den Westen zu bringen. Der Pfarrer wollte ihn nicht hergeben. Den Ritter und das Schachspiel habe ich geerbt. Ich hoffe, dass sich meine Erben der Odyssee dieser beiden erinnern und sie respektvoll aufnehmen mögen.

Ein gern gesehener Gast in unserem Haus war Pfarrer Rutzen. Als Gemeindepfarrer von Gramenz betreute er auch die Lübguster. Gramenz besaß eine große alte Feldsteinkirche, während unsere Kirche relativ jung und aus Backsteinen erbaut war. Nach dem Gottesdienst kam er gewöhnlich zum Mittagessen zu uns. Seine beiden Söhne waren im Krieg gefallen. So war er bereits ein alter, gebrochener Mann, als ich ihn bewusst wahrgenommen habe. Noch am letzten Weihnachtsfest in der Heimat hat er mir die beiden Steinbaukästen seiner Söhne geschenkt. Nur noch einen Monat konnte ich damit spielen. Wie mein Vater in einem Brief berichtet, hat Pfarrer Rutzen auf Wunsch der vielen Flüchtlinge noch wenige Tage, bevor die Russen in Lübgust waren, in der überfüllten Kirche einen bewegenden Gottesdienst gehalten.

Meine Taufe, Pfingsten 1935

Hinter meiner Mutter, von links nach rechts: mein Vater; meine beiden Großmütter, Maria Severin und Margarete Damrath; Hans



Dauter und seine Frau Irma, die uns nach der Flucht in Pehritzsch aufnahmen.

Diesen letzten Winter 1944 in Lübgust habe ich in Erinnerung, als ob es heute gewesen wäre. Der Winter hatte zu Ende des Jahres viel Schnee gebracht. Mit einem dreieckförmigen Schneepflug, den mehrere Pferde zogen, wurden die mit Kopfsteinpflaster belegte Dorfstraße und die beiden Höfe geräumt. Die seitlich aufgeschütteten Schneewälle waren so hoch, dass ich nicht darüber hinweg sehen konnte. Dann kam der Heilige Abend. Unsere Mutter war bereits sehr krank und lag während der Bescherung im Esszimmer auf einem Sofa. An dem großen Weihnachtsbaum leuchteten die Wachskerzen. Ich hatte unter anderem einen Satz kleiner, aus einem Zelluloid-Filmstreifen ausgeschnittener, Bilder geschenkt bekommen, die man in einen Guckrahmen steckten konnte, um sie einzeln zu betrachten. Ich muss damit wohl zu nah an eine Kerze gekommen sein, denn bevor ich das erste Bild richtig vor dem Auge hatte, fing das Bilderbündel in meiner Hand Feuer und war im Nu zu Nichts verschmolzen. Ein weiteres schönes Geschenk war ein Stabilbaukasten mit vielen Einzelteilen, die man mit Schrauben zusammenfügen konnte. Noch am Heiligen Abend hat mein Vater mit mir einen richtig funktionierenden Kran damit gebaut und so vielleicht schon damals die Grundlage für meine spätere berufliche Tätigkeit als Kranbauer gelegt.

Ein weiteres Geschenk waren ein Paar Ski, die eigentlich die deutschen Soldaten in Russland bekommen sollten. Sie waren in Süddeutschland eingesammelt, bis nach Pommern und Ostpreußen transportiert und dort an die Zivilbevölkerung verkauft worden, da an der Front kein Bedarf mehr für Derartiges bestand. Die Skier waren viel zu lang für mich.

Gelegentlich kamen auch die Kleins aus dem benachbarten Zuch zum Doppelkopfspielen zu meinen Eltern. Herr Klein war der Administrator des dortigen Gutes, das der Familie von Gaudecker gehörte. Sie wohnten in einem schönen neuen Haus. Ich erinnere mich an einen Kindergeburtstag dort. Als ich auf der Rückfahrt in der Kutsche die Kekse verteilen wollte, die ich mir heimlich in die Tasche gesteckt hatte, waren meine Eltern sehr ärgerlich, weil sie diesen Mundraub wohl als Diebstahl eingestuft haben. Viel schlimmer ist es mir bei einer anderen Begebenheit ergangen. In Gramenz gab es einen großen

Kaufmann, der Sachen führte, die es bei Röpke, das war unser Lübguster Dorfladen, nicht gab. So musste ich eines Tages in das vier Kilometer entfernte Gramenz laufen, um für die Eltern bestimmte Dinge zu besorgen. Als ich in den Laden kam, standen mehrere Leute darin. Auf dem Boden lag ein 10 Mark-Schein. Diesen hob ich auf und steckte ihn zu Hause mit schlechtem Gewissen in meine Sparbüchse. Wochen später entdeckten ihn meine Eltern. Ihre Reaktion und die Strafe waren schrecklich. Ich musste das Geld in den Laden zurück bringen, dort den Sachverhalt erklären und mich entschuldigen. Danach hatte ich eine Woche Stubenarrest. In dieser Zeit musste ich zwei Gedichte lernen, die sich mit der Ehrlichkeit befassten. Von dem einen weiß ich noch den Anfang der ersten Strophe. Im Internet habe ich den Rest gefunden. Es stammt von Robert Reinick(1805 –1852):

Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
lass nie die Lüge deinen Mund entweih'n!
Von Alters her im Deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!
Noch bist Du jung, noch ist es nicht so schwer;
aus einem Knaben aber wird ein Mann;
das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Sprich ja und nein und dreh und deutle nicht;
Was du berichtest, sage kurz und schlicht
Was du gelobest, sei Dir höchste Pflicht
Dein Wort sei heilig, drum verschwend es nicht!

Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
zuerst ein Zwerg, ein Riese hintenach;
doch Dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
und eine Stimme ruft in dir; Sei wach!

Dann wach und kämpf, es ist ein Feind bereit;
Die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr!
Kind, Deutsche kämpfen allezeit!
Du deutsches Kind, sei tapfer treu und wahr.

Damals ging ich schon in die Schule. Zur Einschulung bekam ich eine Schultüte, aber erst zu Hause. Meine Eltern wollten mich wohl nicht vor den Augen der anderen Kinder beschenken, denn sie, ausgenommen der Sohn des Lehrers, bekamen keine. Ich konnte mich über die Schultüte nicht recht freuen, denn ich wollte nicht anders sein als meine Freunde und ihnen gegenüber nicht bevorzugt werden.

Unsere Schule war ein kleines Backsteinhaus mit zwei Räumen. In dem einen Raum saßen die Kinder der ersten vier Klassen, im zweiten Raum die der fünften bis achten Klasse. Zu meiner Zeit hatten wir nur einen Lehrer. Er unterrichtete abwechselnd, mal hier mal dort. In der Zeit seiner Abwesenheit mussten die Kinder schriftliche Arbeiten erledigen. Wir lernten zunächst noch die deutsche Sütterlin-Schrift. Während ich zwei Wochen lang krank war, schrieben die andern Kinder plötzlich in lateinischer Schrift, doch die Umstellung machte keine

großen Schwierigkeiten. Unsere Sportstunden dienten dem mannschaftlichen Wettkampf mit Wettläufen, Seilziehen und Handgranatenwerfen, wobei diese allerdings aus Holz aber den richtigen sehr ähnlich waren.

Die Jungens der oberen Klassen durften häufig in des Lehrers Garten arbeiten. Einmal haben sie eine seiner großen Frühbeetscheiben zerschmissen. Ihr Lohn dafür waren jeweils zehn Hiebe auf den Hintern mit dem Rohrstock, der griffbereit an der Wand des Schulzimmers hing und häufig Dienst tat.

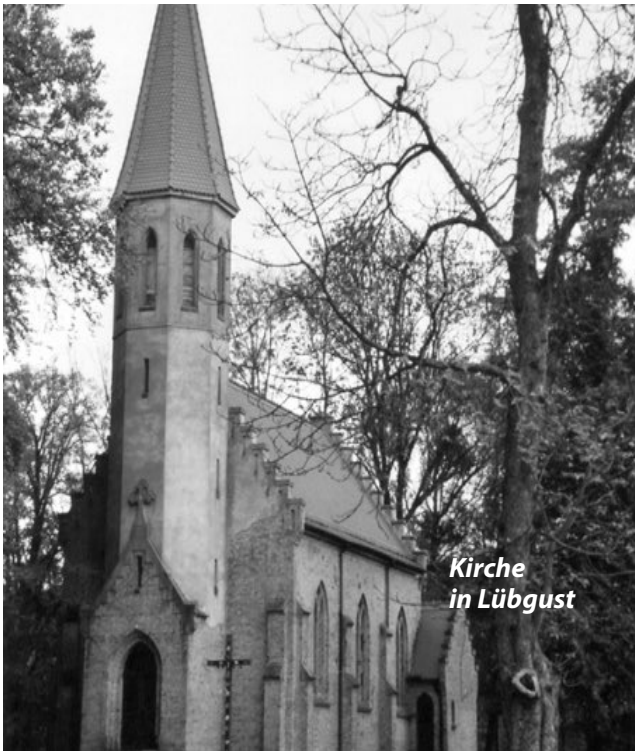
Als unser Lehrer Kresin in den Krieg musste, unterrichtete uns der liebenswerte Herr Kluge. Er kam aus Berlin, war dort ausgebombt und hatte schon die Altersgrenze erreicht, als er zu uns kam. Lehrer Kluge war wohl ein sehr weiser Mann. Wir haben ihn sehr verehrt und viel bei ihm gelernt. Auch wenn er nur ein Jahr bei uns war, halte ich ihn als einen meiner liebsten Lehrer in Erinnerung. Mit den Ausgebombten kam auch ein Berliner Mädchen in unsere Klasse. Ich weiß nicht mehr wie sie hieß. Das Besondere an ihr war, sie war katholisch. Erstaunlich war, sie sah nicht anders aus als wir Evangelischen und benahm sich genauso wie wir.

Meine schrecklichste Erinnerung an die Lübguster Schule verdanke ich meiner Großmutter väterlicherseits. Wir nannten sie die kleine Omi. Sie wohnte in Baden-Baden, weit weg von Pommern. Deswegen habe ich sie erst nach Kriegsende kennen gelernt. Diese kleine Omi meinte es sehr gut mit mir und schenkte mir zum Geburtstag ein Paar lange, selbstgestrickte Strümpfe aus Schafwolle. Diese Strümpfe kratzten fürchterlich. Aber alles Flehen half nichts, ich musste sie anziehen. Um ja kein zusätzliches Kratzen zu provozieren, ging ich mit versteiften Gelenken in die Schule. Mein Platz im Klassenzimmer lag direkt neben dem holzbeheizten Ofen. Dort saß ich, ohne mich zu rühren. Trotzdem kratzte es ununterbrochen an den Beinen.

Es gibt noch einen zweiten erinnerungswürdigen Schultag in Lübgust. Die Vorgeschichte dazu beginnt in der Schlossgärtnerei. Zu ihr gehörte ein großes Erdbeerbeet, das am Rand des Gartens lag. Der Garten war vom Schlosspark durch einen Maschendrahtzaun getrennt. Die älteren Jungen gingen häufig zum Erdbeerstehlen. Sie schnitten jeweils ein Loch in den Drahtzaun, das der zornerfüllte Gärtner dann wieder verschloss. Ich war nur einmal dabei und habe kaum etwas abbekommen. Trotz-

dem war der Schreck sehr groß, als eines Tages der Ortspolizist aus Gramenz – er hatte mehrere Dörfer zu betreuen – wegen der gestohlenen Erdbeeren in unsere Schule kam. Jeder Junge wurde einzeln verhört. Im Wiederholungsfall wurde eine harte Strafe angedroht. Dieser Wiederholungsfall ist nicht eingetreten. Dafür waren wir nach dem Verhör viel zu eingeschüchtert. Erstaunlicherweise haben mich meine Eltern wegen meiner Teilnahme an dem Erdbeerunternehmen nicht bestraft. Vielleicht waren sie sogar stolz, dass auch ich dabei war.

Einen anderen Mundraub haben meine Eltern von dem Fenster des Herrenzimmers aus beobachtet. Wie ich Jahre später erfahren haben, haben sie sich dabei köstlich amüsiert. In einem unserer großen kühlen Kellerräume hatte nämlich das Schloss seine Äpfel gelagert. Der Raum war verschlossen. Die Fenster waren zwar vergittert aber die Fensterflügel waren geöffnet. Um von außen an die Äpfel zu kommen, hatten mein Freund und ich uns eine lange Stange besorgt, in dessen Spitze einen Nagel geschlagen und dem Nagel den Kopf abgetrennt. Diesem gut funktionierenden Apfelpieker konnten auch die weiter hinten liegenden, schwersten Äpfel nichts anhaben.



Kirche in Lübgust

Im Herbst bekamen wir Kartoffelferien, nicht um uns auszuruhen sondern um bei der Kartoffelernte mitzuhelfen. Die Kartoffelfelder waren riesig groß. Wir Kinder bekamen, ebenso wie die großen Mädchen und Frauen, einen bestimmten Abschnitt an der Kartoffelreihe zugeteilt, dessen Länge unserem Leistungsvermögen angepasst war. Der Kartoffelroder drehte kontinuierlich seine Runden und schmiss die Kartoffeln zur Seite. Wir mussten sie aufsammeln und fertig sein, bevor der Roder zurück war und die nächste Kartoffelreihe auswarf. Die gelesenen Kartoffeln entleerten wir in eine Holzkiepe, die dann von

zwei Männern auf einen Wagen ausgekippt wurde. Für jede volle Kiepe bekamen wir eine Marke, die abends auf einen Bogen aufgeklebt und nach der Kartoffelernte im Gutsbüro gegen Bargeld eingetauscht wurde. Das war ein guter Verdienst von ungefähr zwei Mark je Nachmittag. Die von den Leuten abgerechneten Bögen mit den Marken wurden in unserem Keller gelagert. Da ich freien Zutritt hatte, hätte ich mir von dort Marken besorgen und als die meinigen abrechnen können. Doch das verbot mir mein Stolz. Andernfalls hätte ich mich wohl sehr vor mir selbst geschämt.

Das Schönste am Kartoffelsammeln war nach getaner Arbeit die Heimfahrt auf einem Gummiwagen, vor den ein Lanz-Bulldog gespannt war. Die Mädchen und Frauen sangen Volkslieder und Schlager, mit besonderer Inbrunst das damals mit viel Sehnsucht beladene Lied: wenn bei Capri die rote Sonne ins Meer versinkt.

Lübgust war voll von Kastanienbäumen. Deswegen wurden wir Kinder angehalten, im Herbst Kastanien für die Wildtiere zu sammeln. Da uns die heruntergefallenen nicht ausreichten, stiegen wir auf die Bäume und schüttelten sie. Bei einer solchen Unternehmung hoch oben in der Baumkrone brach der Ast, auf dem ich stand. Ich konnte mich nicht mehr festhalten, fiel von Ast zu Ast nach unten und landete, abgesehen von Hautabschürfungen, ohne eine größere Verletzung auf dem Sandweg, der parallel zur Kopfsteinstraße verlief. Meine größte Sorge war, dass meine Eltern davon erfahren könnten.

Fortsetzung folgt

Mein Neustettiner Land

Anmeldungen, Abmeldungen, Adressenänderungen
bitte über Tel. 0 41 81- 20 39 116
oder e-mail: mein-neustettiner-land@web.de

Sehr verehrte Leserin, sehr geehrter Leser!

Bitte informieren Sie uns über eine Adressenänderung. Beim letzten Heft gab es zahlreiche Rückläufe. Helfen Sie uns bitte dabei, die Kosten niedrig zu halten. Herzlichen Dank!

Lübgust – von Rohr

Es fuhren wohl zwanzig Jäger vor
in Lübgust vor dem Hause Rohr
in dieses Herbstes Tagen.
Sie kamen von nah und weiter her

aus Pommern, Sachsen, übers Meer
und wollten Hochwild jagen.
Herr Kuli hat die Hochwildjagd
wie immer waidgerecht durchdacht,

und alles klappt vorzüglich.
Wir zogen in den schwarzen Wald,
und alsobald die Büchse knallt,
die Jäger sind vergnüglich.

Es wusste Königliche Hoheit,
Prinz von Preußen
zwei Stücke kunstvoll umzuschmeißen.
Der große Graf aus Plathe,
der streckte, was ihm nahte.

Herr von Rohr aus Manze,
der ging wie stets auf›s Ganze.
Er schoss mit einem Lauf
fünf Stück die Kugel auf.

Und unser Rittberg aus Balfanz
stand seinen Mann wie immer ganz:
Graf Arnim, der aus Boitzenburg,
ließ wie gewöhnlich gar nichts durch.

Doch aber der, der aus Netzow,
schoss heute – wie auch stets so –
dass alle Welt schreit: Zeter
auf viele Kilometer.

Auch hat bei Moppi Plessen
ein Schuss im Ziel gesessen,
bei Hügelchen aus Rügen
sah man ein Alttier liegen.

So sehr ihn nun erfreute dies,
dass er erst spät den Forst verließ.
Aus Kläden der Graf Bassewitz
schoss, was da kam, ob breit ob spitz.

Auch Knebel, der nach Hamburg fährt,
hat heute sich wie stets bewährt.
Für Cammineci aus Zettun
ist auch das Wild nicht ganz immun.

Aus seiner Schüsse sieben
sind drei Stück tot geblieben.
Nur Oppenfeld und Alvensleben
war heut› kein Waidmannsheil gegeben.

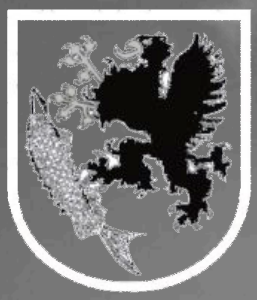
Sie mögen sich nicht grämen sehr,
die anderen schossen desto mehr.
Im ganzen man an vierzig schoss,
die Strecke lag vorhin vorm Schloss.

Dass nun verstummen meine Lieder,
wir kommen gerne alle wieder,
im nächsten Jahr um diese Zeit.
Drum sei ein volles Glas geweiht

in Dankbarkeit in diesem Jahr
dem jagdgebenden Ehepaar.
Sie seien des heut›gen Tages froh,
Frau Ruth, Herr Kuli – Horrido!

Der alles dies tat flausen
hieß ‹Heinrich von Brockhausen›.

Bernd von Knebel Döberitz
(Einsender)



HEIMATKREISAUSSCHUSS NEUSTETTIN

VORSITZENDER UND HEIMATKREISBEARBEITER:
Dr. Siegfried Raddatz,
Jakob-Böhme-Str. 21,
51065 Köln/Buchheim,
Tel. 02 21-69 87 85
e-mail: raddatz-siegfried@t-online.de

Weitere HKA-Mitglieder:
Hans Rieck,
Heinrich-Heine-Straße 4, 17438 Wolgast
Uwe Thiel, Hirtengang 1, 17159 Dargun

I M P R E S S U M

HERAUSGEBER:
Heimatkreisausschuss Neustettin

REDAKTION:
Dr. Siegfried Raddatz,
Anschrift siehe oben
Webseite: www.neustettin.de

Zur Überweisung Ihrer Spende, um die wir recht herzlich bitten, benutzen Sie bitte den beiliegenden Überweisungsträger. Er liegt im Umschlag neben dem Heft, nicht im Heft.

HKA Neustettin,
Postbank Kto. Nr 649 757 100,
BLZ 100 100 10

INHALT HEFT 2 / 2014

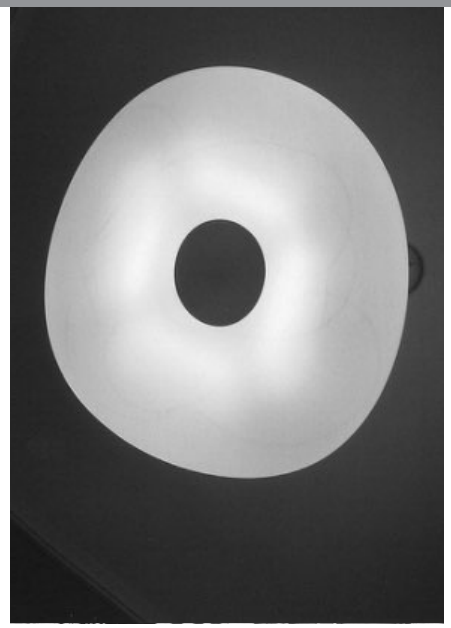
1 Liebe Landsleute!
9 Weihnachts- und Neujahrsgrüße Stadt Eutin und Landkreis
10 Wir gratulieren
14 Todesanzeigen
17 Die evangelische Gemeinde in Neustettin/Szczecinek
23 Chronologie des 1. Weltkriegs
40 Befehl ist Befehl
43 Aktuelle Bücher
44 Viel Neues in Bärwalde
48 Wintersport in Bärwalde
50 Von Lucknitz nach Traunreut
57 Leben heisst auch: In Erinnerung leben
59 Zwei Busreisen nach Neustettin
60 Fast 70 Jahre danach eine Reise zu den Wurzeln
63 Neustettin bot Schutz vor den Bomben
72 Welch eine Freude!
75 Mein Weihnachtsgedicht
76 Ein Stückchen Szczecinek in Eutin
78 Kishon, Was wir uns schenken werden
81 Worauf es ankommt!
82 Ernst Wiechert, Der Totenwald
86 Misdroyer und Ratzebuhrer in Timmendorfer Strand
88 Predigt in der Waldkirche
92 Ratzebuhrer Weihnachtsgeschichte
93 Termine
94 Von Nachbarn und anderen lieben Leuten
99 Meine Kindheit in Lübgust
108 Jagdgedicht – Lübgust von Rohr
110 Aktuelles aus Neustettin
112 Abschiedsspaziergang in den Abend
119 Plätzchenduft im ganzen Haus
120 Verein der Fürstin Hedwig-Schüler löst sich nach 55 Jahren auf
136 Jahresrückblick

Bildnachweise: Weltkrieg: Katalog der Ausstellung Menschenschlacht, Museum Wuppertal, Archiv: 1, 69, 71, 85, H. Gaszkowski: 74, S. Haß: 4, C. Kaßner: 86, W. Mertins: 57, H. Plugge: 60–62, G. Reinstrom: 3 und 4 des Umschlags, T. Schacht: 130, D. Stec: 126, T. Vogel: 88, alle anderen von S. Raddatz





Aktuelles aus Szczecinek ⊙ Aktuelles aus Szczecinek ⊙ Aktuelles aus

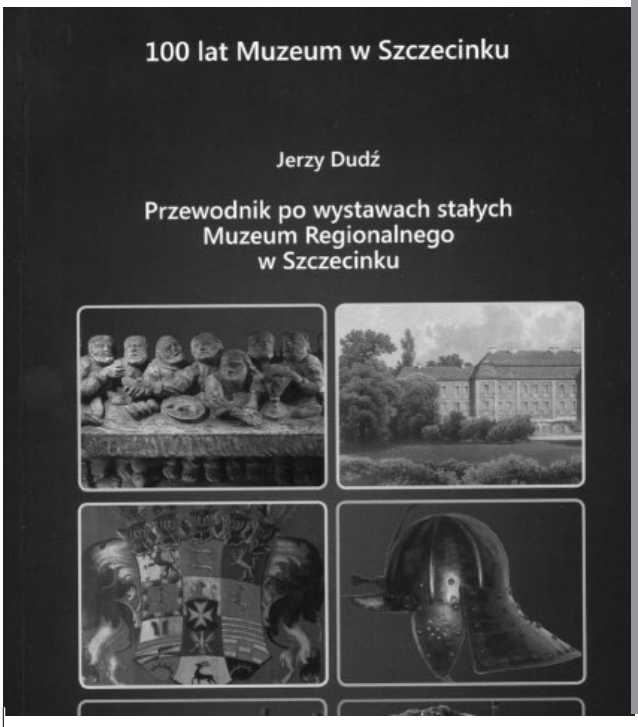













Aktuelles aus Szczecinek Aktuelles aus Szczecinek Aktuelles aus

Abschiedsspaziergang in den Abend

28. Oktober 2014

Zwei Wochen in Neustettin gehen zu Ende. Am 17. Oktober war die 100-Jahrfeier des Regional-Museums und am 26. Oktober war der Besuch des Gottesdienstes in der Kapelle auf dem St.-Jürgens-Berg mit der Übergabe einer Geldspende des HKA zugunsten der kleinen evangelischen Gemeinde.

Ich stelle mein Auto auf dem großen Parkplatz Wrangelstraße/ Blücherstraße ab und gehe zum Streitzigsee. Das ehemalige Blücherbad hat seit einigen Jahren eine Wasserski-Anlage, die von Aktiven wie Zuschauern gut besucht wird. Den Besucherbereich hat man kürzlich erweitert, so dass eine neue Seebrücke entstanden ist. Alles ist verschlossen und bereitet sich auf die kalte Jahreszeit vor.

Ich gehe in Richtung Schloss, Zamek. In den Anlagen hat man die Blumen bereits entfernt, die Beete sind leer. Auf der dunklen Viktoriabrücke schweigen sich zwei Angler an. Von hier hat man einen eindrucksvollen Blick auf das schon angestrahlte Schloss.

Am Ausfluss des Niesedops aus dem Streitzigsee ist immer ein lebhaftes Geschnatter von Enten





und Schwänen. Unmittelbar am Beginn hat man eine kleine Brücke gebaut, so dass man dort gleich auf den Rasen vor dem Schloss gehen kann. Hier sind eine Reihe von Sportgeräten aufgestellt.

Ich gehe auf dem Weg parallel zur Blücher- und Martin-Luther-Straße entlang. Dieser ist flankiert von schlanken Lichtsäulen rechts





und links, etwa 2,50 m Meter hoch. Die oberen Hälften leuchten weiß und erzeugen mit dem gezielten Effekt eine fast Kurort-Atmosphäre. Das setzt sich so fort bis zur zweiten Schlossbrücke, bis zu dem Kreisel am Salinger-Haus. Dieses Ergebnis wird noch vervollkommnet mit einer dezenten Beleuchtung des Schlossteils, in dem sich die staatliche Forstschule befindet und durch eine schmale Leuchtkette am Salingerhaus. Geradezu über alle Maßen sind die stattliche Nikolaikirche und das Kreishaus (heute Musikschule) angestrahlt. Welch schöne Gebäude! Da wirkt Herr Józef Piłsudski auf einem Sockel in der Nähe des Verkehrskreisels etwas verlassen.

Ich gehe quer durch den ruhenden, halbdunklen Rosengarten, am Musikpavillon vorbei, wieder zum Streitzigsee. Das ehemalige Fürstin-Hedwig-Gymnasium versteckt sich hinter hohen Bäumen. An der Seeseite sieht man jedoch die Aula im ersten Stockwerk erleuchtet. Etwas Abendlicht fällt auf den kürzlich erst eingeweihten Gedenkstein der ehemaligen Schüler. Wenige Meter weiter steht eine schwarze Säule. Das Kaulfuss-Denkmal ist in schwarze, glänzende Folie verpackt. Sollte Christo hier verpackt haben? Soll nun doch noch in diesem Jahr mit





der Renovierung des Denkmals begonnen werden?

Weiter am See entlang sieht man Reste einer kleinen Badeanlage, auf übrig geblieben Pfosten stehen Kormorane. Gleich dahinter, in der Verlängerung der Junkerstraße, steht die neue Seebrücke, die sich die Stadt zur 700-Jahrfeier schenkte. Hier legen im Sommer die weißen Schiffe an und ab, um die Fahrgäste zu einer etwa einstündigen Ronda und zur Mauseinsel mitzunehmen.

Danach wird das Ufer beschilft, und dicht am Weg, vor der Gefängnismauer auf der Stellterstraße im Hintergrund, stehen zwei dunkle Granitquader dicht an dicht mit einer Inschrift, die an die Toten der Stadt und des Kreises Neustettin erinnern soll. Dieses Denkmal wird von zwei im Mosaikboden eingesetzten Scheinwerfern angestrahlt, einige Zweige der umstehenden Bäume auch. Da muss jeder Passant hingucken!

Weiter geht es zur Schwanen-(halb)insel, wo früher so manch einer mit seiner Liebsten verweilte. Jetzt bekommt man aber zuviel Licht und auch Lärm von dem gegenüber liegenden Restaurant Jolka. Jolka ist ein sehr schönes, zum Teil in den See hineingebautes Restaurant. Hier kehrt wohl fast jeder Besucher von Neustettin

ein. Daneben erbaut ist ein kleines Hotel mit dem Namen Active.

Weiter am See entlang findet man linker Hand Hinweise auf heimische Fische und Vögel und auf der Seite zur Stellterstraße weitere Sportgeräte. Sie werden von zahlreichen Joggern gerne genutzt.

Das Hotel Resiedence (früher die Villa Tesch) ist im Restaurationsbereich hell erleuchtet. Dahinter das weiße, schöne Zelt für große Familienfeste ist leer, und auf dem hauseigenen Parkplatz sehe ich nur ein Auto, mit einem Wiener Kennzeichen. Auf der Seebrücke hier an der Martinstraße sind wieder einige Angler. Schaut man an dieser Stelle auf die andere Seeseite, so entdeckt man fünf weiße Punkte von den Lampen auf der Mauseinsel.

Das frühere Offiziershaus gegenüber dem Hotel beherbergt nun ein Heim für Erwachsene, die an verschiedenen psychischen Krankheiten leiden. Das Anwesen wird von hellen Kugelleuchten dicht beieinander hell beleuchtet.

Gleich dahinter kommt die ‹allgemeine› Badestelle – jetzt aber verwaist. Ich habe Glück, denn gerade geht die Sonne mit einem herrlichen Farbenspiel über Streitzig unter. Auf der Landseite sieht man mehrere hell erleuchtete Krankenhausgebäude und in der



Mitte das dominante ehemalige Rotkreuz-Krankenhaus von 1936. Im zweiten Stockwerk strahlen alle Fenster; hier war und ist die Entbindungsstation.

Das Eckhaus zur Sassestraße war im Krieg das Offiziers-Casino. Heute treffen sich dort Jugendliche zu Spiel und Sport und zu Feiern, aber es treffen sich dort auch beispielsweise die Amateurfotografen; es wird also sehr genutzt.

Im Haus gegenüber wohnte einst die Familie des letzten Bürgermeisters von Neustettin, von Harry Beyer. Es hat immer noch seinen grünen Anstrich.

Über die Sassestraße gelange ich auf die Mackensenstraße mit den herausgeputzten ehemaligen Kasernen, in denen heute günstige Wohnungen entstanden sind.

Das Krankenhaus hat zur Straße vorgelagert eine hell erleuchtete Apotheke.





Nun geht es stadteinwärts. Nach der Verkehrsinsel an der Luisenstraße sieht man links ein rotes Klinkergebäude, das ehemalige Zeughaus, die Schützenstraße läuft darauf zu. Hier wurden einst die Ausgrabungsfunde von Friedrich Wilhelm Kasiski aufbewahrt, bevor sie 1800 in Museen nach Berlin gebracht wurden (und zum Teil heute noch vorhanden sind). Weiter folgen rechts das Amtsgericht, ebenfalls ein Klinkerbau mit sehr schönen Verzierungen am Eingang und mit einem neuen Anbau, und nach dem leider noch nicht renovierten Ständehaus die alte Post, das Postamt I.

Dem alten, aber frisch angestrichenen Gebäude von Staats & Vogt steht ein modernes Geschäftshaus gegenüber mit mehreren Geschäften und einer Pizzeria ganz oben.

Davor sitzt bescheiden der Hobby-Astronom Adam Giedrys an seiner Nähmaschine, sein Fernrohr liegt neben ihm, und er schaut gen Himmel.

Weiter in Richtung Markt folgen mehr oder weniger gelungene Häuser aus der Gründerzeit und rechts ein neues Galerie-Geschäftshaus mit oft wechselnden Firmen der polnischen Kaufhauskette HOSSO.

Wenn man dann auf den Marktplatz, heute Platz der Freiheit, gelangt, schaut man unweigerlich

auf den roten Klinkerbau des herrlich angestrahlten roten Rathauses. Auch die ersten Häuser in der Friedrichstraße – dort hat man zur Erweiterung des Rathauses einige Häuser in altem Stil angebaut – sind damit einbezogen. Vor allen Fenstern stehen noch Blumenkästen mit roten Geranien.

Weiter geht's in die früher sehr belebte Preußische Straße. Heute gerät sie etwas aus dem Blickfeld. Schuld daran hat meiner Ansicht nach auf der rechten Seite ein eintöniges Bankgebäude, das bis zum Niesedop reicht. Die Fassade ist schmucklos und nicht beleuchtet. Weiter gibt es auch hier schöne Häuser aus der Gründerzeit. Hervorgehoben ist der ehemalige Preußische Hof, der aber heute keine Gastronomie mehr bietet, nur verschiedene Geschäfte und Büros. Weiter in Richtung Bismarckstraße begegnet mir der große Bau des früheren Karstadtgeschäfts, heute auch mit vielen kleinen Geschäften und Büros, aber auch mit Wohnungen.

In der Bismarckstraße geht es in Richtung Bahnhof. Hier fällt mir das Ramelow-Haus auf. Es ist fast leer (geklagt) und in privater Hand. Hoffentlich setzt der Stadtkonservator sich durch und lässt keine baulichen Veränderungen zu an diesem schönen Haus mit einer





ganz eigenen Bauweise zwischen alt und modern.

Dahinter ist dann NETTO mit einem großen Parkplatz, eine Bausünde. So etwas gehört eigentlich aus der Stadt heraus auf die grüne Wiese.

In einem Haus an diesem Platz wohnt im 3. Stock die alte Dame



Edeltraud Daroszewska. Sie und ihr schon verstorbener Mann haben früher in ihrem Haus in der Pommernstraße zahlreiche Neustettin-Besucher beherbergt. Vielleicht steht sie manchmal am Fenster, schaut hinunter und erinnert sich ihrer glücklichen Zeit von früher.

Nach den Seitenstraßen, Forst- und Viktoriastraße, findet man auf der rechten Seite das Kino Wolność (Freiheit) und dicht folgend das solide ‹Hotel Pojezierze› (Seenplatte). Ich gehe via Wrangelstraße im Dunkeln zu meinem verlassenen Auto und fahre über Blücher-, Stellter-See- und Mackensenstraße in die neue Weststadt aus den 1960er Jahren, wobei ich es mir dieses Mal nicht erlaube, im SINT JI noch einen Abschiedstrunk zu nehmen. Morgen soll›s früh losgehen in Richtung Köln.

Dr. Siegfried Raddatz

Alle guten Vorsätze haben etwas Verhängnisvolles, sie werden beständig zu früh gefasst.

OSCAR WILDE

Plätzchenduft im ganzen Haus

Wieder diese dunkle Jahreszeit. Wieder Dezember. Wieder diese langen Nächte und kurzen Tage. Und wieder die Familie, die quengelt, ich soll Plätzchen backen.

»Nein!«", sage ich dieses Mal entschieden. »ich backe in diesem Jahr keine Plätzchen.« Mann und Sohn gucken mich an, als ob ich ihnen soeben mitgeteilt hätte, dass ich beabsichtige, nach Timbuktu auszuwandern. Alles, nur das nicht. Die flehen. Sie nölen. Sie schimpfen. Und ich argumentiere damit, dass es keinen Spaß macht, viele Stunden in der Küche zu verbringen, nochmals Stunden mit deren Reinigung beschäftigt zu sein und zu sehen, wie sich die Produkte meiner schweißtreibenden Arbeit noch am Backtag bis auf die Hälfte dezimieren, um dann festzustellen, dass anschließend niemand mehr von den Keksen isst, nein, auch am Fest selbst wird alles Mögliche gegessen und genascht, nur nicht Mutters Kekse.

Ich schlug vor, in eine gute Konditorei zu gehen, und ein paar von diesen wunderbaren Keksen zu kaufen, die so schön aussehen, wie ich es niemals hinkriegen würde. Aber sie schüttelten beide heftig die Köpfe und argumentierten: »Aber das riecht doch so schön im ganzen Haus.«

Okay, da hatten sie ja nun Recht. Trotzdem habe ich keine Lust, Kekse für den Mülleimer zu produzieren. Basta!

Im letzten Jahr hatte ich überlegt und nur noch die Hälfte an Keksen gebacken – in der Hoffnung, dass dann alle an einem Tag aufgegessen würden. Aber die Rechnung ging nicht auf. Erstens hatte ich fast genauso viel Arbeit, weil es der verschmutzten Küche egal ist, ob zehn oder fünf Bleche wurden, und zweitens hatten sie von der Hälfte eben wieder nur die Hälfte gegessen. Ob sie es unverschämt gefunden hätten, alles auf einmal zu essen. oder ob es ausgerechnet im letzten November ihr Keksappetit nur halb so groß war, bleibt unbekannt.

Mein Entschluss stand fester denn je: In diesem Jahr keine Kekse!

Nun waren meine beiden Süßen nicht gewillt, auf selbst gebackene Weihnachtssüßigkeiten zu verzichten. Und weil Muttern dieses Mal nicht als Produzentin zur Verfügung stand, passierte, was passieren musste. Die beiden wälzten Backbücher, kauften Frauenzeitschriften mit Plätzchenrezepten und bereiteten sich akribisch auf den großen Backtag vor. Wenn eine Frau kocht oder backt, geht sie in die Küche, schmeißt Ofen und Herd an und legt los. Männer jedoch planen alles bis in die kleinste Kleinigkeit. Sie lasen die Rezepte, murmelten was von Kuvertüre, Petit Fours und vielen anderen leckeren Dingen. Ich schmunzelte, denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie das hinkriegen würden. Meine Kekse, die ich immer genau nach Anweisung backte, sahen nie so umwerfend toll aus, wie sie in den Zeitschriften oder Backbüchern abgebildet waren. Aber die beiden hatten – so schien es – den Anspruch, es besser zu machen als ich. Ich gebe zu, dass ich ein bisschen in meinem hausfraulichen Stolz gekränkt war. Und ein bisschen juckte es mich doch, ihnen zu zeigen, wer hier besser backen konnte. Doch ein Zurück gab es nun nicht mehr für mich. Zu viel hatte ich darangesetzt, mein Ziel zu erreichen. Um nicht in irgendeine Versuchung zu kommen, in den nachmittäglichen Backvorgang einzugreifen, verzog ich mich für einige Stunden.

Ja, es stimmt, ich war sehr neugierig, als ich nach Hause kam. Was dort dekorativ in einer Schale angerichtet war, verschlug mir den Atem: Vanillekipferl mit Puderzucker, Zimtsterne mit rosa Verzierungen und vieles mehr. »Alle Achtung!«" Das Kompliment meinte ich wirklich ernst.

Erst am Abend im Bett fiel mir auf, dass etwas gefehlt hatte. Der Duft. Genau!

Der Plätzchenduft im ganzen Haus.

von Rita Fehling

Verein der Fürstin Hedwig-Schüler löst sich nach 55 Jahren auf

FÜRSTIN-HEDWIG-SCHÜLER E.V.

Programm der Abschiedsfeierstunde am 20. September 2014 in der Aula der Johann-Heinrich-Voß-Schule

Begrüßung	Herr Oberstudiendirektor Frithjof Löding Schulleiter der Johann-Heinrich-Voß-Schule
Ansprache	Frau Gesine Reinstrom Vorsitzende der Fürstin-Hedwig-Schüler e.V.
Grußwort	Herr Dieter Holst Bürgervorsteher der Stadt Eutin
Grußwort	Herr mgr. Jerzy Kania Direktor des Fürstin-Elisabeth-Lyzeums
Musik	*Komitat »Nun zu guter Letzt …«, instrumental*
Festvortrag	Herr Dr. Hans-Norbert Strietzel Vorstandsmitglied der Fürstin-Hedwig-Schüler e.V.
Musik	*Pommernlied, gemeinsamer Gesang, alle 5 Strophen*
Verabschiedung	Frau Gesine Reinstrom
Musik	*Die drei musikalischen Einlagen werden von Renana Mertin gespielt, Schülerin der J-H-Voß-Schule.*

ENDE DER FEIERSTUNDE

Rede Aula

Liebe ehemalige Schülerinnen und Schüler, liebe Freunde unserer Vereinigung, verehrte Gäste und Ehrengäste. Ich begrüße Sie alle herzlich zu dieser Abschiedsfeierstunde in der Aula unserer Patenschule, der Johann-Heinrich-Voß-Schule. Insbesondere möchte ich unsere Ehrengäste namentlich begrüßen:

Die Präsidentin des Pommerschen Kreis- und Städtetages, Frau Margrit Schlegel, kann aus Termingründen an unserer Feierstunde nicht teilnehmen. Sie sendet uns herzliche Grüße, auch im Namen der Pommerschen Landsmannschaft, verbunden mit guten Wünschen für die Zukunft unserer Mitglieder.
Ich begrüße auch sehr herzlich die Schülerin unserer Patenschule Renana Mertin, die für die musikalische Umrahmung dieser Feierstunde sorgen wird.

Heute ist er nun da, der Tag , an den wir schon seit Jahren, nein schon seit Jahrzehnten gedacht haben, der Tag der unabwendbar näher rückte. Es ist der Tag, an dem wir Abschied nehmen müssen, hier in der uns seit Jahrzehnten vertrauten Aula unserer Patenschule. Unsere Schülervereinigung will sich wegen ihrer Altersstruktur zum Jahresende auflösen. Damit endet auch unsere Patenschaft mit der Johann-Heinrich-Voß-Schule. Was wird zukünftig an diese Patenschaft erinnern: Die Gedenktafel im Eingangsbereich der Schule, die große Lubinsche Pommenkarte, sowie die »Neustettiner Ecke«. Es ist auch der Tag, um von Herzen Dank zu sagen für das mehr als fünf Jahrzehnte dauernde Patenschaftverhältnis, das unsere Vereinigung mit dieser Schule freundschaftlich verbunden hat. Wir wollen noch einmal einen kurzen Blick in die Vergangenheit werfen. Nach längerer Vorbereitungszeit konnte in Eutin während eines Neustettiner Heimattreffens am 23. 8. 1959 unser Verein gegründet, die Satzung verabschiedet und ein erster Vorstand gewählt werden. Von den seinerzeit 41 Gründungsmitgliedern sind heute Herr Hans-Jürgen Keun und Herr Werner Pranschke anwesend. Am 24. 9. 1960 übernahm die Johann-Heinrich-Voß-Schule die Patenschaft über unsere Vereinigung. Der damalige Schulleiter Herr Oberstudiendirektor Ernst Weiskam wurde sozusagen unser »Paten-Vater«.

Zweck des Vereins ist es:

1. die Sammlung und den Zusammenhalt der ehemaligen Schülerschaft aus Neustettin,

2. mit der Unterstützung des Johann-Heinrich-Voß-Gymnasiums die Pflege des Andenkens an das Fürstin-Hedwig-Gymnasium und seine über 300-jährige Geschichte

3. die Pflege und die Förderung der pommerschen Heimatkunde, insbesondere die der Stadt und des Kreises Neustettin.

Die schicksalsbedingt heimatlos gewordenen ehemaligen Schülerinnen und Schüler des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums zu Neustettin konnten sich in einer Patenschule wieder zusammenfinden und diese Schule bot ihnen ein Zuhause für ihre Treffen. Wir waren dankbar für das Verständnis und das Entgegenkommen, aber auch für die ideelle und finanzielle Unterstützung in den ersten schweren Jahren. Von Anbeginn an nahmen Abordnungen unserer Vereinigung an verschiedenen Veranstaltungen unserer Patenschule teil, ebenso besuchten Vertreter der Voßschule unsere Treffen. Wir freuten uns über die konstruktive Zusammenarbeit, so z. B. als in den 80-iger Jahren Eutiner Schüler einen Wettbewerb mit Arbeiten zum Thema Pommern durchführten. Diesen Wettbewerb betreute der aus Kolberg in Pommern stammende Oberstudienrat Beiersdorf. Die Gewinner erhielten den »Neustettin-Preis«. Die Satzung besagt auch, dass möglichst jede zweite Mitgliederversammlung in Eutin stattfinden sollte. Außer in Eutin trafen wir uns in Lübeck, Malente, Berlin, Hameln, Münster, Kassel, Bonn/Bad Godesberg, Bamberg oder Trier, um nur einige Städte und somit die jeweiligen Zusammenkünfte in Erinnerung zu bringen.

In den siebziger Jahren wurden die Schülerinnen der Höheren Töchterschule, anschließend auch die Schülerinnen und Schüler der Mittelschule zu Neustettin in den Verein aufgenommen. Träume wurden wahr, als sich nach der Wiedervereinigung nun auch aus den neuen Bundesländern ehemalige Neustettiner Schülerinnen und Schüler unserer Vereinigung anschließen konnten. Die Mitgliederzahlen wurden 1984 mit über 500 angegeben. Nach 1989 erhöhte sich die Anzahl auf über 700 Vereinsmitglieder durch die Zugänge aus den neuen Bundesländern. Z.Zt. zählt unser Verein noch über 100 Mitglieder, von denen aber leider krankheits- oder altersbedingt nicht mehr viele reisefähig sind,

um zu unseren Treffen zu kommen.

Im Laufe der Jahrzehnte wechselten die Schulleiter der Voß-Schule, ebenso die Vorsitzenden unserer Vereinigung. Zur Erinnerung möchte ich die Namen dieser Personen verlesen:

Die Schulleiter der Voß-Schule: Herr Oberstudiendirektor Ernst Weiskam, Herr Oberstudiendirektor Dr. Karl-Heinrich Jäschke, Herr Oberstudiendirektor Dr. Jürgen M. Küster und als den derzeitigen Schulleiter und Hausherrn Herr Oberstudiendirektor Dr. Frithjof Löding. Im Namen der Vereinigung möchte ich heute unserer Patenschule, d. h. den Schulleitern und dem jeweiligem Lehrerkollegium unseren tiefempfundenen Dank sagen für alle Hilfestellung und Unterstützung.

Die Vorsitzenden der Fürstin-Hedwig-Schüler-Vereinigung:

Herr Karl Fischer, Herr Erhard W. Appelius, Herr Karlhans Sonnenburg, Herr Günther Kraaz, Herr Werner Manns, Herr Roger Kny, Herr Hans-Henning Molkentin. Ihnen und den weiteren Vorstandsmitgliedern möchte ich ebenfalls für ihren Einsatz und ihre Tätigkeit in unserer Vereinigung danken.

Erwähnen möchte ich zwei unserer ehemaligen Mitschüler, die im Nachkriegsdeutschland hohe Regierungsämter ausgeübt haben: Herrn Rechtsanwalt Hans Krüger, Gründungsmitglied unserer Vereinigung, Mitglied des Deutschen Bundestages und späterer Vertriebenenminister, – und Herrn Dr. Hans-Edgar Jahn, ebenfalls Gründungsmitglied, er war Mitglied des Deutschen Bundestages und langjähriger enger Berater des Bundeskanzlers Konrad Adenauer.

Nur zu gern wollten wir den uns mittlerweile freundschaftlich verbundenen Paten unsere alte Heimat zeigen, unser altes Gymnasium und die Stadt, die doch so viel Ähnlichkeiten mit Eutin vorzuweisen hat. Zu unserer großen Freude meldete sich 1989 Herr Dr. Jäschke, der damalige Leiter unserer Patenschule, mit seiner Ehefrau zu einer von unserer ehemaligen Mitschülerin Gisela Husen organisierten Busreise nach Neustettin/Szczecinek an. Herr Dr. Jäschke berichtete über diese Reise humorvoll in der Sonderausgabe von »Mein Neustettiner Land« aus dem Jahre 2006.

Erste Besuche in der alten Heimat fanden vereinzelt und unter heute nicht mehr vorstellbaren und erschwerten Bedingungen statt. Im Jahr 1964 hielt Werner Pranschke während eines Treffens in Bonn einen Dia-Vortrag mit

neuesten Bildern aus Neustettin/ Szczecinek.

1965 erhielt das Fürstin-Hedwig-Gymnasium eine neue Namenspatronin: Fürstin Elisabeth von Pommern. Sie war die Schwiegertochter von Herzog Wartislaw IV. von Pommern-Wolgast, dem Stadtgründer von Neustettin. Die Schule nennt sich seitdem Fürstin-Elisabeth-Lyzeum.

Es sollten noch viele Jahre verstreichen, bis durch die politische Wende erleichtert, feste und freundschaftliche Beziehungen mit den Bewohnern unserer alten Heimat und dem Fürstin-Elisabeth-Lyzeum entstanden.

Ich möchte noch zwei Festveranstaltungen erwähnen, die in dieser Aula stattfanden:

Das 30-jährige Patenschaftjubiläum feierten wir 1990 mit mehr als 150 Mitgliedern, gleichzeitig gedachten wir der Gründung des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums vor 350 Jahren.

2010 feierten wir das 50-jährige Patenschaftjubiläum mit Rückblick auf die Gründung des Gymnasiums in Neustettin vor 370 Jahren.

Die nächsten Feiern, die an das traditionsreiche Fürstin-Hedwig-Gymnasium, das heute als Fürstin-Elisabeth-Lyzeum recht erfolgreich fortbesteht, werden wohl in Szczecinek durchgeführt werden. Es ist gut zu wissen, dass wir in der alten Heimat jederzeit willkommen sind.

Fast zeitgleich zu unseren Jubiläumsfeiern hier in Eutin fanden im Fürstin-Elisabeth-Lyzeum ebenfalls festliche Veranstaltungen statt. Im Jahre 1990 folgten unsere ehemaligen Mitschüler Dr. Karl-Hermann Zehm und Ulrich Schreiber der Einladung zur Feier eines Doppeljubiläums: 350 Jahre Fürstin-Hedwig-Gymnasium und 45 Jahre Fürstin-Elisabeth-Lyzeum. Der damalige Schulleiter Herr Magister Feliks Kuchniak wiederholte seine Einladung an alle ehemaligen Fürstin-Hedwig-Schüler, jederzeit ihre alte Schule zu besuchen und gratulierte zur Wiedervereinigung Deutschlands. Im Juni 2010 reisten einige von uns anläßlich der Feierlichkeiten zum 700-jährigen Stadtjubiläum nach Szczecinek. Bei diesem Stadtjubiläum begrüßten wir auch den Eutiner Bürgermeister Herrn Klaus-Dieter Schulz. – Innerhalb einer Feierstunde in der Aula des Fürstin-Elisabeth-Lyzeums ehrten wir die Preisträger des Professor-Karl-Tümpel-Wettbewerbs. Es galt für die Schüler eine Arbeit in deutscher Sprache über die Stadtgeschichte Neustettins in Verbindung mit ihrer heutigen polnischen Gegenwart zu schrei-

ben oder mit digitalen Medien, Foto oder Film eine entsprechende Arbeit zu erstellen. Gespräche zum ersten Tümpel-Preis fanden mit der damaligen Direktorin Frau Magister Danislawa Roman statt. Ab 2007 hat der jetzige Schulleiter Herr Magister Jerzy Kania den Wettbewerb begleitet und durchgeführt. – Anläßlich der Feier zum 100jährigen Jubiläum des Schulgebäudes im Jahre 2013 konnten wir die Preisvergabe zum zweiten Professor-Karl-Tümpel-Wettbewerb durchführen. Im Anschluß an diese Feierstunde fand die Einweihung des von uns gestifteten Gedenksteines an das Fürstin-Hedwig-Gymnasium statt. – Es war und ist immer erfreulich, wenn wir mit unserer Patenschule in Eutin und unserer Nachfolgeschule in Szczecinek gemeinsame Aktionen durchführen konnten und können.

Durch die Auflösung unserer Vereinigung sollten die freundschaftlichen Kontakte mit der Johann-Heinrich-Voß-Schule und dem Fürstin-Elisabeth-Lyzeum nicht abbrechen. Bei zukünftigen Besuchen in Eutin oder Szczecinek wird der eine oder andere von uns unserer Patenschule oder unserer Nachfolgeschule sicher gern einen Besuch abstatten. Zu unserer Freude bahnte sich in den letzten Jahren ein Schüleraustausch beider Schulen an, und wir hoffen, dass dieser auch in der Zukunft Bestand haben und gegebenenfalls weiter ausgebaut werden wird.

Um den zeitlichen Rahmen nicht zu sprengen, kann ich nur beispielhaft aus der Geschichte unserer Vereinigung berichten und auch nicht alle Personen – aus Deutschland oder Polen-, die sich um unsere Vereinigung verdient gemacht haben, namentlich nennen. Ihnen allen, die sich für die Fürstin-Hedwig-Schüler-Vereinigung eingesetzt und verdient gemacht haben, danke ich im Namen des Vorstandes. An unserer Vereinigung können wir die erlebte Geschichte verdeutlichen. Wir werden unsere Erinnerungen und Erlebnisse nicht vergessen und an die nächsten Generationen weitergeben.

Der Johann-Heinrich-Voß-Schule und dem Fürstin-Elisabeth-Lyzeum wünschen wir weiterhin eine erfolgreiche Zukunft in friedlichen Zeiten.

Ihnen und Euch dankt der Vorstand für die Teilnahme an dieser Veranstaltung.

Verabschiedung
Tradition und Erinnerung

Traditionell wurden Generationen von Abiturienten und später auch Abiturientinnen im

Fürstin-Hedwig-Gymnasium mit dem Lied Komitat verabschiedet. Den Text dieses Liedes schrieb A. H. Hoffmann von Fallersleben, die Melodie komponierte Die Tradition hat sich durch die Jahrzehnte in der Erinnerung bei den ehemaligen Schülerinnen und Schülern aus Neustettin erhalten. Herr Dr. Jäschke, der Schulleiter dieser Schule im Jahr 1990, hatte für die Anwesenden der bereits erwähnten Feierstunde in dieser Aula eine große Überraschung vorbereitet. Zum Schluß der Festveranstaltung spielte das Schulorchester das traditionelle Lied der Abiturientenentlassungsfeiern des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums. Als Abschiedsgruß möchte ich dieser Schule und somit stellvertretend Herrn Dr. Löding im Namen unserer Vereinigung eine CD überreichen. Für diese Veranstaltung hat der Pianist H-J. Osmers das Lied Komitat »Nun zu guter Letzt … «gespielt, das auf diese CD aufgenommen wurde. Diese CD möge an die Patenschaft zwischen der Johann-Heinrich-Voß-Schule und der Fürstin-Hedwig-Schüler-Vereinigung e.V. erinnern.

Gesine Reinstrom, Vorsitzende der Fürstin-Hedwig-Schüler-Vereinigung e.V.



Komitat 1846

Nun zu guter Letzt
Geben wir dir jetzt
Auf der Wanderung das Geleite
Wandre mutig fort,
Und an jedem Ort
Sei dir Glück und Heil zur Seite!
Wandern müssen wir auf Erden:
Unter Freuden und Beschwerden
Geht hinab, hinauf
Unser Lebenslauf,
Das ist unser Los auf Erden.

Bruder, nun ade!
Scheiden tut zwar weh,
Scheiden ist ein bittres Leiden.
Wer es gut gemeint,
Bleibt mit uns vereint,
So, als gäb es gar kein Scheiden.
Dieser Trost mag dich begleiten,
Manche Freude dir bereiten.
Wenn du bist im Glück, Denk an uns zurück.
Denk' an die vergangnen Zeiten.

Bruder, nimm die Hand
Jetzt zum Unterpfand.
Daß wir treu gesinnt verbleiben
Redlich sonder Wank, Fern von Neid und Zank
Stets in unserm Tun und Treiben.
Endlich wirds einmal geschehen,
Daß auch wir uns wiedersehen
Und uns wieder-freun
Und den Bund erneun,
Lebewohl, auf Wiedersehen!

H. Hoffmann von Fallersleben, 1798 –1874

Komitat = Begleitung, feierliches Geleit
für einen die Schule verlassenden Schüler

Rede Dieter Holst
Bürgervorsteher der Stadt Eutin

Sehr geehrte Frau Reinstrom,
meine Damen und Herren,

ich habe mich sehr über Ihre Einladung gefreut und begrüße Sie alle im Namen der Stadt Eutin ganz herzlich. Ich darf Sie auch im Namen unseres Bürgermeisters Klaus-Dieter Schulz und der Eutiner Stadtvertretung grüßen.

Ihre Schule hat eine 300-jährige wechselvolle Geschichte. In Wikipedia ist zur jüngeren Zeit festgehalten und ich zitiere:

Als 1937 der letzte Oberstudiendirektor eingesetzt wurde, hatte die Schule 20 Lehrer und um die 250 Schüler, davon ein Drittel Mädchen. 1938 zur Staatlichen Oberschule für Jungen umgewandelt, verlor sie im Zweiten Weltkrieg fünf Lehrer und wieder viele Schüler. Ende 1944 wurde der Schulbetrieb eingestellt. Die Schlacht um Ostpommern, die Besetzung Neustettins durch die Rote Armee im Februar 1945 und Flucht und Vertreibung der Einwohner Neustettins beendeten die 300jährige Geschichte der Schule.

Ihre Schule, wie Sie sie kannten, gab es nicht mehr. Es bildeten sich Heimatkreise, und es wurden Patenschaften ins Leben gerufen. So kamen Ostholstein mit Eutin und Neustettin mit seiner Stadt sich nahe und man lernte in den folgenden Jahren voneinander.

Sie wollten Ihrer Schule einen festen Rahmen einräumen, um Heimat und Herkunft zu pflegen, und gründeten Ihren Verein.

Ich zitiere noch einmal aus Wikipedia:

In der Bundesrepublik Deutschland gründeten Ehemalige 1959 eine Fürstin-Hedwig-Schülervereinigung. Diese zählte zeitweise bis zu 700 Mitglieder. Derzeit (2013/2014) sind es noch 150 Mitglieder; wegen des hohen Alters der Mitglieder wird sich die Vereinigung im Jahre 2014 auflösen.

Ja, es steht dort geschrieben: Der Verein wird 2014 aufgelöst. Sie sind hier und heute zusammengekommen, um festzustellen, dass es gut war, einen Verein zu gründen, und dass es vernünftig ist, nach vielen Jahren erfolgreicher Arbeit, den Rahmen, den ein Verein gibt, aufzulösen.

Beim Begriff Rahmen denke ich an meinem Computer. Es wird ein Rahmen, eine Datei, gebildet und diese Datei füllt sich im Laufe der Zeit mit vielen Informationen, die

alle mehr oder auch manchmal weniger wichtig sind. Es gibt vielleicht gute Gründe eines Tages, diese Datei zu löschen. Ein Tastendruck und die Datei ist gelöscht. Anfangs habe ich gedacht, alles ist nun unwiederbringlich weg und verloren. Ich weiß mittlerweile, dass das nicht stimmt. Es ist alles noch da. Es ist nur sozusagen aus dem Rahmen gefallen.

Alles ob mit Vereinsverfassung oder ab sofort ohne ist vorhanden, nur eins ist auch sicher: Ohne Verein wäre vieles nicht geschehen. So haben Sie 2009 50 Jahre Vereinsgeschichte feiern können und 2010 50 Jahre Patenschaft zur Johann Heinrich Voss Schule. Sie haben zur Völkerverständigung beigetragen und Ihre Schule als Fürstin-Elisabeth-Lyzeum kennenlernen können. Sie haben Kontakt aufgenommen zu den Ehemaligen Schülern dieser Schule und Sie haben mit den jetzigen Schülern feiern können. Zur 700-Jahr Feier der Stadt Neustettin sind alle zusammengekommen, die Anteil haben an der Stadtgeschichte. Sie waren mit dabei. Und in diesem Zusammenhang darf ich noch einmal auf unseren Bürgermeister Klaus-Dieter Schulz zurückkommen. Er lässt nicht nur herzlich grüßen sondern hat mich gebeten, Ihnen Dank zu sagen für die Teilnahme an der 700-Jahr Feier der Stadt Neustettin. Es war eine Zeit besonderer Eindrücke und Erfahrungen, es war ein Erlebnis ganz besonderer Art, an das er immer wieder und oft gern zurückdenkt.

Ich glaube, dass das gerne Zurückdenken, der wichtigste Aspekt Ihrer Vereinsgeschichte ist. Sie haben es getan, ohne in der Vergangenheit zu verharren, was am Anfang, ich vermute es, für viele nicht einfach gewesen ist.

Sie haben sich und ich bin fest davon überzeugt, Sie werden es auch künftig tun, immer wieder getroffen, um sich auszutauschen, wie ehemalige Schüler es zu tun pflegen, wenn sie sich wiedersehen. Ich wünsche Ihnen noch viele Jahre solche guten Begegnungen.

Das Fürstin Hedwig Gymnasium ist Geschichte, der Fürstin Hedwig Schüler Verein wird ab morgen Geschichte sein. Ein Stein, für den Sie gesorgt haben, steht vor Ihrer Schule.

Und ich zitiere zum letzten Mal Wikipedia:

Im Gebäude der Fürstin-Hedwig-Schule befindet sich heute das polnische Fürstin-Elisabeth-Lyzeum. Im Jahre 2013 stellte die Fürstin-Hedwig-Schülervereinigung vor dem Gebäude einen Gedenkstein mit der deutschen und polnischen Inschrift »In Memo-

riam Fürstin-Hedwig-Gymnasium 1640 – 1945« auf.

Sie werden weiterhin Heimat und Schulzeit in Ihren Herzen tragen und sich immer wieder austauschen. Interessierte und ich hoffe insbesondere viele Schüler von heute werden die fast 400-jährige Geschichte dieser Schule hinterfragen und vieles aus wechselhaften Zeiten lernen.

Deswegen ist es mir ein Anliegen, noch einmal auf die Patenschaft, die die Voss Schule übernommen hat, zurückzukommen. Es ist unter vielen Gesichtspunkten gut, die aufgenommene Partnerschaft mit dem Fürstin Elisabeth Lyzeum und einen deutsch-polnischen Schüleraustausch gerade mit dieser Schule zu pflegen.

Im Namen der Stadt Eutin spreche ich dem Verein und der Johann Heinrich Voss Schule für das, was Sie geleistet haben, Respekt, Dank und Anerkennung aus.

Ein besonderer Dank aber geht an Sie Frau Reinstrom, die Sie den Verein über viele Jahre geführt haben, und was wären Sie in diesem Zusammenhang ohne Ihren Ehemann. Danke Ihnen beiden. Ich freue mich auf zukünftige Begegnungen. Ihnen allen, die hier versammelt sind, wünsche ich eine gute Zeit.



Rede Kania

Sehr geehrte Absolventen des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums.
Liebe Freunde!

Ich bestelle Euch herzliche Grüße und Wünsche im Namen der ganzen Schulgemeindschaft des ersten Fürstin-Elisabeth-Lyzeums in Szczecinek, mit der Ihr schon so viele Jahre in einer herzlichen freundschaftlichen Beziehung steht und eine Schulkameradschaft bildet.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Wir wünschen Ihnen viele Jahre guter Gesundheit, alles Beste und viel Glück …

Nehmt diese Wünsche zu den Märchengärten, wo die Zeit stehengebieben ist, auf der Stunde der Jugend … auf der Stunde mit dem Namen Gymnasium.

Dort, wo es keinen Kummer gab und keine Spur der Sorgen, und jeder Blumentag war so, als ob der Frühling gekommen wäre.

Auf Grashalmen sind aufgeschrieben eure Träume, viele wurden schon erfüllt, viele werden noch in Erfüllung gehen.

Sicher gibt es noch Träume, die geblieben sind, erinnert euch bitte an uns und an euer Gymnasium.

Wir erwarten Euch mit offenen Armen, besucht uns bitte und behaltet uns in euren Herzen!

Ich verbleibe mit vorzüglicher Hochachtung und brüderlicher Freundschaft!

Direktor des ersten
Fürstin-Elisabeth-Lyzeums
in Szczecinek

mgr Jerzy Kania

Liebe

Die Liebe schenkt ohne Fordern,
empfängt ohne Sträuben,
verzeiht ohne Zögern,
trauert nur über ihre eigenen Schwächen.

Ansprache Dr. Strietzel am Samstag, 20. September 2014, in Eutin

Die Organisatoren dieser Mitgliederversammlung sind glücklich über die unerwartet große Zahl ihrer Teilnehmer.

Der Grund, die für manchen von uns sehr belastende Reise zu wagen und auf sich zu nehmen, ist offenbar der Wunsch, noch ein Mal möglichst viele vertraute Gesichter zu sehen. Denn der Anlass unserer Versammlung bedeutet Abschied. Abschied nicht in Trauer, aber doch in leiser Wehmut. Wir feiern also kein rauschendes Fest, aber empfinden dennoch Freude.

Ich erzähle, warum.

In der Nachkriegszeit entstanden sehr unterschiedliche Gemeinschaften, Zirkel, Verbände, Vereine.

Der schreckliche Krieg und seine bitteren Folgen bedeutete für viele ihn Überlebende radikale Veränderungen.

Eine war der Verlust der Verbindung mit vertrauten Menschen. Die Sorge *auch* um Spielgefährten, Freunde, Klassenkameraden und Lehrer gewann *zunehmend* drängend an Bedeutung. Wo waren sie, was haben sie erlebt, wie geht es ihnen? *Jeder* einzelne von ihnen hatte entsprechend seiner individuellen Veranlagung und seinen Erfahrungen seine persönliche Einstellung. Sein Erlebnishorizont war z. B. auch abhängig davon, ob er 1917, 1922, 1927 oder ’32 oder später geboren worden ist. Jeder einzelne hatte seine Einstellung.

Als Gesamtheit hat unser Verein die Ereignisse eines Jahrhunderts, vorwiegend des 20. Jahrhunderts, als sein ›geistiges Reisegepäck‹ mit sich geschleppt.

Unsere Versammlungen waren nicht vergleichbar mit einem feuchtfröhlichen Klassentreffen von Pennälern und Lehrern in ihrem Heimatort.

Das Fürstin-Hedwig-Gymnasium war immer eng verbunden mit seiner Stadt. Beide gehörten zusammen, bedeuteten Heimat. Ich brauche unsere Heimat jetzt nicht zu beschreiben. Jeder trägt sie in seinem Herzen: die Stadt in ihrem hinterpommerschen Umfeld, das damals auch *Ost*pommern genannt wurde und seine Menschen prägte.

Welches Weltbild hatten wir?

Wenn wir eines hatten, dann galt es jedenfalls 1945 nichts mehr. Wir mussten viel, sehr viel lernen, sogar bis heute noch.

Was war sie und was wurde aus der *Vereinigung* der ehemaligen Schüler des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums und der Mittelschule?

Zuerst suchten wir neue Orientierung, wollten begreifen, fragten nach Gerechtigkeit, wollten Wahrheit.

Es gibt Tatsachen. Sie festzustellen, ihren Kausalfilz zu entwirren, mit ihrem Kontext zu ordnen ist Aufgabe von Historikern und Soziologen.

Ja, es gibt Tatsachen.

Die Frage nach Gerechtigkeit und Wahrheit ist eine andere Kategorie. Für diese Fragen gibt es unendlich viele Definitionen. Die große, einzig-gültige Wahrheit gibt es nicht. Es gibt unendlich viele Wahrheiten, und jede ist »richtig«.

Ich erinnere mich gerne an das Treffen in Trier vor einigen Jahrzehnten, als auch die frühen Jahrgänge noch unter uns waren und diese mit ihrer Lebenserfahrung die Atmosphäre seriös mitbestimmten.

Unser »tausendjähriges« Reich währte etwa zwölf Jahre. Die Polen mussten aber Jahrzehnte länger unter Diktaturen leben. Sie und wir hatten die zerstörenden, vernichtenden, tödlichen Folgewirkungen jeglicher Art von propagandistischem Trommelfeuer begriffen; sie und wir wurden schließlich unabhängig von Ideologien und Vorurteilen.

Wenn wir unseren Nachkommen, die Folgegenerationen von Deutschen und Polen, eine gedeihende und friedliche Zukunft wünschten, bedurfte es gegenseitigen Verständnisses und Mitempfindens.

Wir mussten verstehen, dass den dort nach uns geborenen Menschen unsere Heimat zu ihrer Heimat geworden ist. Und wir haben es dankbar als Touristen der Sehnsucht aufrichtend und hilfreich empfunden, wenn wir mit Einfühlungsvermögen und freundlich empfangen wurden.

Seit die ersten Kontakte aufgenommen werden konnten zwischen den Ehemaligen Schülern des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums und dem Fürstin- Elisabeth-Lyzeum in Szczecinek wurden wir dort immer herzlich empfangen, nicht nur zu offiziellen gemeinsamen Veranstaltungen willkommen geheißen, sondern zu jeder Zeit.

Wir sind auf der Basis edler Traditionen unserer Schulen als partnerschaftliche Institutionen und in persönlichen Freundschaften – eine Gemeinschaft der Humanitas.

Dr. Hans-Norbert Strietzel
23996 Gallentin, Am Gutspark 1

Kochana Gesine, drodzy przyjaciele,

Organizatorzy tego zebrania członków stowarzyszenia cieszą się z niespodziewanie dużej liczby uczestników.

Powodem, dla którego zaryzykowali i odbyli tę - dla niektórych z nas bardzo trudną - podróż, było najwyraźniej pragnienie, żeby jeszcze raz zobaczyć jak najwięcej znajomych twarzy. Ponieważ zebraliśmy się tutaj, aby się pożegnać. Ale pożegnać nie w smutku, tylko w cichej melancholii. Nie obchodzimy więc hucznego święta, a mimo to odczuwamy radość.

Opowiem Wam, dlaczego.

W okresie powojennym powstały bardzo różne wspólnoty, kółka, stowarzyszenia i kluby.

Straszna wojna i jej gorzkie konsekwencje oznaczały radykalne zmiany dla wielu ocalałych.

Jedną z nich była utrata kontaktu z bliskimi sobie ludźmi. Coraz uporczywiej dawała o sobie znać troska również o towarzyszy zabaw, przyjaciół, kolegów z klasy i nauczycieli. Gdzie byli, jakich przeżyć doświadczyli, jak się teraz czują? Każdy z nich z osobna miał inne, osobiste nastawienie do tej kwestii, w zależności od indywidualnych predyspozycji i swoich doświadczeń. Horyzont jego przeżyć zależał na przykład od tego, czy urodził się w 1917, 1922, 1927, 1932 lub później. Każdy z osobna reprezentował swoją indywidualną postawę.
Nasze stowarzyszenie, łącząc w sobie te indywidualne postawy, taszczyło bagaż doświadczeń wydarzeń stulecia, przede wszystkim XX wieku.

Nie można porównać naszych zjazdów z zakrapianym spotkaniem klasowym sztubaków i nauczycieli w ich rodzinnym mieście.

Gimnazjum imienia Księżnej Jadwigi zawsze było silnie związane ze swoim miastem. Oba stanowiły jedność, oznaczały dom. Nie muszę teraz opisywać naszego domu. Każdy nosi go w swym sercu: miasto w swoim pomorskim otoczeniu, nazywanym wówczas Pomorzem Wschodnim i kształtującym swoich mieszkańców.

Jaki mieliśmy obraz świata?
Jeśli w ogóle mieliśmy jakiś, to po 1945 roku przestał on obowiązywać. Musieliśmy się wiele,

bardzo wiele nauczyć, i ta nauka trwa nawet do dziś. Czym było Stowarzyszenie Byłych Uczniów Gimnazjum im. Księżnej Jadwigi oraz Byłych Uczniów Szkoły Średniej? Jak się potoczyły jego losy?

Najpierw szukaliśmy nowego kierunku, chcieliśmy zrozumieć, co się stało, pytaliśmy o sprawiedliwość, chcieliśmy prawdy.
Istnieją fakty. Stwierdzenie ich, rozwikłanie sieci łańcuchów przyczynowo-skutkowych, umieszczenie ich we właściwym kontekście, to zadanie historyków i socjologów.
Tak, istnieją fakty.
Pytanie o sprawiedliwość i prawdę to inna kategoria. Dla tych pytań istnieje nieskończenie wiele definicji. Wielkiej, uniwersalnej prawdy jednak nie ma. Istnieje nieskończenie wiele prawd, a każda z nich ma swoje uzasadnienie.

Chętnie wspominam nasze spotkanie w Trewirze przed kilkudziesięciu laty, gdy jeszcze obecne były wśród nas wcześniejsze roczniki, poważnie determinując swoimi doświadczeniami życiowymi atmosferę spotkania.

Nasza "tysiącletnia" Rzesza trwała około 12 lat. Polacy musieli jednak żyć w dyktaturze o kilkadziesiąt lat dłużej. Zarówno oni, jak i my zdaliśmy sobie sprawę z destrukcyjnych, niszczących, śmiertelnych konsekwencji naporu propagandy; i oni, i my uniezależniliśmy się ostatecznie od ideologii i uprzedzeń.

Jeśli dla swoich potomków i kolejnych pokoleń Niemców i Polaków pragniemy owocnej i spokojnej przyszłości, to konieczne są do tego wzajemnie zrozumienie i empatia.

Musimy zrozumieć, że dla ludzi, którzy urodzili się tam po nas, nasza ojczyzna stała się ich ojczyzną. I jako turyści z dużą wdzięcznością odczuliśmy pociechę i ulgę w naszej tęsknocie, gdy zostaliśmy tam przyjęci z empatią i przyjaźnią.

Już od momentu nawiązania pierwszych kontaktów pomiędzy byłymi uczniami Gimnazjum im. Księżnej Jadwigi w Neustettin a Liceum im. Księżnej Elżbiety w Szczecinku zawsze spotykaliśmy się z serdecznym przyjęciem, mile nas witano nie tylko przy okazji oficjalnych uroczystości, ale o każdej porze.

Na bazie szlachetnych tradycji obu naszych szkół jako instytucji partnerskich, owocujących również nawiązaniem osobistych przyjaźni - z dala od nacjonalistycznej ciasnoty umysłu tworzymy wspólnotę humanitas.

Übersetzt von Natascha Szlufik
Tel. (0049 1702 94 80 23)



Jahresrückblick

Nun hat der Sommer versprüht seine Blütenpracht;
der bunte Herbst ist da, und kühl wird manche Nacht.
Der Jahreskreis neigt sich langsam dem Ende
die Natur begibt sich zur Wintersruh.

Dunkler werden die Tage, der Nebel dicht;
der Mensch sehnt sich nach Wärme und Licht.
Bald ist das Fest der Liebe, Weihnachten zur Stelle,
und wir stehen wieder einmal an der Jahresschwelle.

Ein Jahr geht vorbei; wir haben es gelebt und gedacht:
›O Mensch, nutz' die Zeit, gib auf Dich Acht!
Schau hoffnungsvoll der Zukunft entgegen,
denn nur nach vorne schau'n heißt Leben!‹

Hannelore Danz, geb. Bethke
aus Sparsee in Pommern – 2009



D. Holst



Gesine Reinstrom mt Werner Pranschke



Gesine Reinstrom



Dr. Strietzel



Dr. Lödert



Die letzten Fürstin-Hedwig- und Mittelchüler aus Neustettin